



GRABBE-JAHRBUCH 2022

AISTHESIS VERLAG

AV



Georg Weerth zum 200. Geburtstag

Die Drucklegung des Grabbe-Jahrbuches 2022 förderten:



Der Nachweis der Grabbe-Zitate erfolgt unmittelbar im fortlaufenden Text in runder Klammer mit römischer Band- und arabischer Seitenangabe, z. B. (I, 123).

Zitiert nach: Christian Dietrich Grabbe: Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe in sechs Bänden. Hrsg. von der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Bearb. von Alfred Bergmann. Emsdetten 1960-1973.

Grabbe-Jahrbuch 2022

41. Jahrgang

Im Auftrag der Grabbe-Gesellschaft
herausgegeben von
Lothar Ehrlich und Detlev Kopp

AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2022

Frontispiz: Georg Weerth. Daguerreotypie von Carl Ferdinand Stelzner (1851)
Lippische Landesbibliothek Detmold

www.grabbe.de

Redaktionsschluss: 30. September 2022

Publiziert von

Aisthesis Verlag Bielefeld 2023

Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld

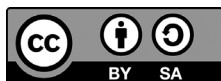
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de

Open Access ISBN 978-3-8498-2002-2

Print ISBN 978-3-8498-1852-4

E-Book ISBN 978-3-8498-1853-1

www.aisthesis.de



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung -
Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International Lizenz.

Inhaltsverzeichnis

Georg Weerth zum 200. Geburtstag

Kolloquium

Lothar Ehrlich

Die Gestaltung literarischer Räume in Werken und Briefen Georg Weerths 9

Katharina Grabbe

*Das gar nicht malerische und romantische Westfalen in Georg Weerths
„Die Armen in der Senne“* 17

Paula Stevens

*„Unten totale Finsternis, oben auf den Hügeln aber der herrlichste
Abend!“ – Eine ökokritische Untersuchung der Kontraste
in Georg Weerths „Blumen-Fest der englischen Arbeiter“* 32

Uwe Zemke

*Georg Weerths Reisen in auch heute noch teils unerforschte Gebiete
Mittel- und Südamerikas* 49

Bernd Füllner

*„ruck, ein andres Bild! Bis zu meinem nächsten Briefe“.
Weerths Erzählbriefe an seine Mutter von seinen amerikanischen Reisen* 65

Peter Schütze

*Was kann ein deutscher Kaufmann auf Erden erreichen? Verschobene
Perspektiven in Georg Weerths Reisebriefen aus der Neuen Welt* 88

Florian Vaßen

*Der fremde Blick eines Europäers. Intersektionalität von Rassismus,
Kolonialismus und Sexismus in Georg Weerths lateinamerikanischen
Reisebriefen* 103

Berichte

Karen Hansmeier

Presse – Freiheit – Menschen – Recht: 200 Jahre Georg Weerth 129

Maja Machalke

*Dichter und Denker, Kaufmann und Kämpfer ... „Weerth –
Das Musical“. Konzept und Uraufführung, Marienmünster 2022* 146

Christian Dietrich Grabbe

Hans-Joachim Hahn

*Christian Dietrich Grabbes „Herzog Theodor von Gothland“
als Beispiel einer intellektuellen Krise zu Beginn des Vormärz* 149

Lothar Ehrlich

*Heines Verhältnis zu Grabbe im Kontext der zeitgenössischen deutschen
Dramatik am „Ende der Kunstperiode“* 164

Allgemeines

Peter Schütze

Jahresbericht 2021/22 187

Rezensionen

Lothar Ehrlich zu Georg Weerth: *Englische Reisen. Reiseskizzen und
Reportagen 1843 bis 1847*. Hrsg. und mit Erläuterungen versehen von
Bernd Füllner. Bielefeld: Aisthesis Verlag 2022 (Veröffentlichungen der
Literaturkommission für Westfalen, Bd. 97; Reihe Texte, Bd. 51) 195

Peter Schütze zu Uwe Zemke: *Georg Weerth. 1822-1856. Ein Leben
zwischen Literatur, Politik und Handel. Erweiterte Neuauflage*. Bielefeld:
Aisthesis Verlag 2021 (Veröffentlichungen der Literaturkommission für
Westfalen, Bd. 96; Reihe Texte, Bd. 48) 199

Hans Hermann Jansen zu Georg Weerth & Miko: *Humoristische Skizzen
aus dem deutschen Handelsleben*. Frei nach dem gleichnamigen Werk von
Georg Weerth. Bielefeld: Aisthesis Verlag 2021 (argonautenpresse) 203

Bibliographien

Claudia Dahl

Grabbe-Bibliographie 2021 mit Nachträgen 205

Freiligrath-Bibliographie 2021 mit Nachträgen 207

Weerth-Bibliographie 2021 mit Nachträgen 208

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dieses Bandes 211

LOTHAR EHRLICH (WEIMAR)

Die Gestaltung literarischer Räume in Werken und Briefen Georg Weerths

Das Kolloquium „Die Gestaltung literarischer Räume in Werken und Briefen Georg Weerths“, das die Grabbe-Gesellschaft zu seinem 200. Geburtstag in Kooperation mit dem Forum Vormärz Forschung am 11. und 12. März 2022 durchführte, war immerhin das fünfte zu diesem Autor. Das ist deswegen besonders hervorzuheben, weil es ansonsten, zumal an deutschen Universitäten, in den letzten Jahrzehnten kaum Forschungen zu dem neben Christian Dietrich Grabbe und Ferdinand Freiligrath dritten literaturgeschichtlich bedeutenden, rezeptionsgeschichtlich aber weitgehend vernachlässigten Detmolder Schriftsteller gibt, wie die im Grabbe-Jahrbuch regelmäßig publizierten Bibliographien belegen.

Das erste internationale Kolloquium, welches vor fast dreißig Jahren, vom 11. bis 13. September 1992, in der Lippischen Landesbibliothek Detmold stattfand,¹ bilanzierte, fundierte und perspektivierte die Weerth-Forschung thematisch umfassend durch Analysen und Interpretationen zu Werken aus seinen drei Lebens- und Schaffensperioden,² mit Schwerpunkt auf der zweiten, revolutionären zwischen 1843 und 1849, also vornehmlich zur sozialkritischen Lyrik (z. B. den *Liedern aus Lancashire*) und Epik, den Reiseberichten aus England (*Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten*) und schließlich zur literarischen und journalistischen Praxis als Feuilletonchef der *Neuen Rheinischen Zeitung*. Auf diese Entwicklungsstufe dürfte die Etikettierung von Friedrich Engels aus dem Jahr 1883, Georg Weerth sei der „erste und bedeutendste Dichter des deutschen Proletariats“³, tatsächlich zutreffen. Für die Zeit nach der

- 1 Vgl. Michael Vogt in Verbindung mit Werner Broer und Detlev Kopp (Hrsg.): Georg Weerth (1822-1856). Referate des I. Internationalen Georg-Weerth-Colloquiums 1992. Bielefeld 1993.
- 2 Jürgen-Wolfgang Goette spricht von vier „Etappen seines Lebens“, da er die Revolutionszeit extra klassifiziert. Vgl. Georg Weerth: Sämtliche Briefe. Hrsg. und eingeleitet von Jürgen-Wolfgang Goette unter Mitwirkung von Jan Gielkens. Frankfurt a. M., New York 1989, Bd. 1, S. 30f. Im Folgenden werden Zitate im Text mit Band- und Seitenzahl in Klammern nachgewiesen.
- 3 Friedrich Engels: Nekrolog. In: Sozialdemokrat. Zürich, Nr. 24 vom 7. Juni 1883. Karl Marx, Friedrich Engels: Werke. Berlin 1959-1967, Bd. 21. Berlin 1962, S. 5-8, hier S. 7. – Rainer Rosenberg: Georg Weerth in der deutschen Literaturgeschichtsschreibung in: Georg Weerth (Anm. 1), S. 188, verweist darauf, dass daher das „Interesse“ an Weerth in der DDR mit der „Neuen Rheinischen Zeitung“ „endet“.

paradigmatischen Zäsur, also nach der Niederlage der bürgerlich-demokratischen Revolution von 1848, gilt diese wohl allzu pauschale Bewertung indessen nicht. Seine veränderte politische und literarische Standortbestimmung begründet Weerth u. a. in zwei Briefen an Karl Marx, mit dem er mehrere Jahre geistig verbunden zusammengearbeitet hatte. Am 2. Juni 1850 schrieb er ihm aus Köln über sein nunmehr anhaltend kritisches Verhältnis zur nach-revolutionären Gesellschaft und Literatur in Deutschland:

Im ganzen ist alles der alte Trödel, der alte Pöbel. Ich werde mich in das stillste Mausloch verkriechen und so wenig wie möglich mit der ganzen Lumperei verkehren. An Revolutionen in Deutschland glaube ich nun einmal nicht; das Vaterland existiert für mich nur, damit ich seinen billigen Moselwein trinke und meine schlechten Witze darüber reiße. Wäre ich ein gesunder Bauer, so ginge ich gleich über den Atlantik. (1, 534)

Der leidenschaftliche soziale Revolutionär, der die Interessen der Arbeiterklasse u. a. in einer kämpferischen Rede auf dem Freihandelskongress in Brüssel am 18. September 1847 vertrat, der seiner Mutter am 11. März 1848 aus Paris gestand: „Diese Revolution wird die Gestalt der Erde ändern – und das ist auch nötig! Vive la République!“ (1, 439) und in diesem Sinne in der *Neuen Rheinischen Zeitung* schrieb, distanziert sich entschieden von seiner nunmehr auf Grund seiner historischen Erfahrung vollkommen illusionären proletarischen Parteinahme, da sich die gesellschaftliche Wirklichkeit in Deutschland eben nicht umgestalten ließe. Daher verabschiedet sich der Autor Weerth von seinem Publikum,

denn ich sehe gar keinen Zweck, kein Ziel bei der Schriftstellerei. Wenn *Du* etwas über Nationalökonomie schreibst, so hat das Sinn und Verstand. Aber *ich*? Dürftige Witze, schlechte Späße reißen, um den vaterländischen Fratzen ein blödes Lächeln abzulocken – wahrhaftig, ich kenne nichts Erbärmlicheres! Meine schriftstellerische Tätigkeit ging entschieden mit der ‚Neuen Rheinischen Zeitung‘ zugrunde.⁴

Weerths abschließende Einsicht, „die letzten drei Jahre für nichts und wieder nichts verloren zu haben“, motiviert die definitive Wandlung des „erste[n] und bedeutendste[n] Dichter[s] des deutschen Proletariats“ zum wohlhabenden kapitalistischen Kaufmann, denn: „Hierzulande ist alles wieder im alten Gleise. Die seichte Mittelmäßigkeit schwimmt behaglich in Gesellschaften, Büchern und Zeitungen.“ (I, 601) Der politisch engagierte und literarisch talentierte

4 Georg Weerth an Karl Marx, Hamburg, 28. April 1851(2, 600). Vgl. auch an Heinrich Heine, Hamburg, 10. Juni 1851: „Jetzt schreiben! Wofür? – Wenn die Weltgeschichte den Leuten die Häse bricht, da ist die Feder überflüssig.“ (2, 609).

Vormärz-Autor erkennt im Nachmärz, nach der gescheiterten Revolution, keine Chance mehr, als satirischer Schriftsteller, der er ästhetisch vor allem war, zu leben und zu wirken. Daher der konsequente – in der deutschen Literaturgeschichte dieser Jahre nahezu singuläre – Rückzug ins private, in ein außerliterarisches Berufsleben. Und das, obwohl er kein „gesunder Bauer“ sei, nicht mehr in Europa, sondern jenseits des Atlantik in Mittel- und Südamerika. Dem literarischen Schreiben, für das er begabt ist, bleibt er allerdings insofern treu, dass er es auf nicht für die Publikation bestimmte Briefe verlagert.

Diese Wende in Leben und Werk Georg Weerths wurde bereits 1992 in der „Abschlussdiskussion“ zur Tagung problematisiert, als Florian Vaßen, das Engels-Zitat modifizierend, vorschlug, Weerth sei vielmehr der „erste deutschsprachige sozialistische Satiriker“⁵. Daneben gab es 1992 schon einige Beiträge zur dritten Lebensperiode, zu den Reisebriefen aus Spanien und Portugal sowie aus Amerika.⁶ Im Hinblick auf diese dürfte die kritische Bewertung von Jürgen-Wolfgang Goette wenigstens partiell zu differenzieren sein: „Die Briefe aus Südamerika sind geographisch-naturkundlich orientiert. Sie sind privat und romantisch, sie sind verschlossen, sie sind gesellschaftlich blind [!], ohne Perspektive, sie sind exotisch und bohèmehaft.“⁷

Eine zweite Tagung aus Anlass des 175. Geburtstages des Dichters 1997 wandte sich dann dem Feuilleton der *Neuen Rheinischen Zeitung* zu.⁸

Vom 17. bis 20. Mai 1998 veranstaltete der damals existierende Freiligrath-Arbeitskreis der Grabbe-Gesellschaft im Physikzentrum in Bad Honnef die interdisziplinäre Tagung „Ferdinand Freiligrath und Georg Weerth als Revolutionäre von 1848“.⁹

Das gemeinsam mit dem Forum Vormärz Forschung durchgeführte internationale Kolloquium zum 150. Todestag 2006 konzentrierte sich auf den „End- und

5 Georg Weerth (Anm. 1), S. 299. Vgl. dazu Florian Vaßen: Das Lachen des Georg Weerth oder Satire und Karneval, ebd., S. 11-53.

6 Vgl. Werner Broer: Georg Weerths Äußerungen zur Sklavenfrage, ebd., S. 149-172; Jürgen-Wolfgang Goette: Georg Weerths Reisebriefe und -berichte, S. 188-207; Fritz Wahrenburg: Reisen in die andre Welt. Weerths Briefe aus Spanien und Portugal, S. 208-239.

7 Goette: Georg Weerths Reisebriefe (Anm. 6), S. 203. Weder Goette noch Broer: Georg Weerths Äußerungen (Anm. 6) zitieren übrigens seine schärfsten zivilisationskritischen Ansichten. Das betrifft etwa Passagen in den Briefen an Heine vom 17. Juli 1853 (2, 742-745) sowie 1. April 1855 (2, 879-884).

8 Vgl. Michael Vogt (Hrsg.): Georg Weerth und das Feuilleton der „Neuen Rheinischen Zeitung“. Kolloquium zum 175. Geburtstag am 14./15. Februar 1997 in Detmold. Bielefeld 1999 (Vormärz-Studien, 2).

9 Vgl. die Beiträge in: Grabbe-Jahrbuch 19/20 (2000/2001), S. 358-421.

Höhepunkt des Weerthschen Schreibens“ Mitte und Ende der 1840er Jahre und verortete die satirischen Dichtungen *Humoristische Skizzen aus dem deutschen Handelsleben* (1848/49), *Leben und Taten des berühmten Ritters Schnapphahnski* (1848/49)¹⁰ und weitere Texte aus der *Neuen Rheinischen Zeitung* (1848/49) in der politischen Literatur der Vormärzperiode.¹¹

In Korrespondenz mit auf den früheren Tagungen vorgetragenen Forschungsergebnissen zu seiner sozialrevolutionären literarischen Schaffensperiode zwischen 1843 und 1849 wandte sich unser Symposium zum 200. Geburtstag Weerths vornehmlich seiner späten Lebenszeit zu, in der er nicht mehr als aktiver sozialkritischer Schriftsteller wirkte, sondern nach Verbüßung der dreimonatigen Haft in Köln (wegen Verleumdung im Frühjahr 1850 infolge des Prozesses gegen die *Neue Rheinische Zeitung* nach der Ermordung von Fürst Felix von Lichnowsky, dem Vorbild des *Schnapphahnski*)¹² wieder als Kaufmann arbeitete: zunächst in Spanien und Portugal, seit 1852 in Amerika. Auf diesen Geschäfts- und Handelsreisen entstanden zwar keine literarischen Werke, jedoch zahlreiche Briefe, die durchaus ästhetische Qualität besitzen, weil sie die erfahrenen fremden historischen Räume und Zeiten topographisch markiert und strukturiert widerspiegeln. In den Briefen erscheinen die als literarische Räume differenziert gestalteten amerikanischen Orte und Landschaften weitgehend real konfiguriert und nur wenig topologisch imaginiert. Diese innovativen künstlerischen Ausprägungen im Sinne der literarischen Konstruktion topographischer Räume finden sich zwar bereits in Weerths Berichten über Westfalen und England, entfalten sich jedoch erst in den amerikanischen Reisebriefen. Diese ‚Briefwerke‘, wie man diese Texte vielleicht nennen mag, wurden von der Forschung bislang nur ansatzweise interpretiert,¹³ obwohl die zu Grunde liegenden räumlich und

10 Obwohl diese satirische Dichtung in vielen europäischen Orten handelt, wäre eine Untersuchung der Gestaltung der topographisch lediglich zitierten Räume nicht ergiebig, weil die fiktional erzählte individuelle Fabel im Zentrum steht.

11 Vgl. Michael Vogt unter Mitwirkung von Bernd Füllner und Fritz Wahrenburg (Hrsg.): *Georg Weerth und die Satire im Vormärz*. Referate des internationalen Kolloquiums im 150. Todesjahr des Autors 16.-18. Juni 2006 in der Lippischen Landesbibliothek Detmold. Bielefeld 2007 (Vormärz-Studien, 13), das Zitat S. 10. Vgl. auch die Beiträge im *Grabbe-Jahrbuch 25* (2006) unter dem Motto „Kein schöner Ding ist auf der Welt, / Als seine Feinde zu beißen“, zumal Michael Vogts Bericht vom Kolloquium „Georg Weerth und die Satire im Vormärz“, S. 11-21.

12 Nach Heines Versepos *Atta Troll* (1841), in dem Lichnowsky den Namen Schnapphahnski erhielt.

13 Siehe die in Anm. 6 genannten Aufsätze, sowie Florian Vaßen: „Im Walde singen die Tiger..“ – Georg Weerths exotistische Reisebriefe aus Amerika. In: *Grabbe-Jahrbuch 26/27* (2007/08), S. 183-204; Uwe Zemke: *Travel through time on Highway*

zeitlich extensiven Reisen von Uwe Zemke in seiner Monographie von 1989¹⁴ bereits ausführliche Darstellung fanden.

Insofern beabsichtigt die fünfte wissenschaftliche Weerth-Tagung, gerade wegen der Aktualität der in den Briefen behandelten sozialen und politischen Themen (Globalisierung des Handels, Neo-Kolonialismus, die Verschärfung der gesellschaftlichen Konflikte, Rassismus und Klassismus), diesen Korrespondenzen aus der „Neuen Welt“ besondere Aufmerksamkeit zu widmen, ohne die literarische Raumgestaltung in der früheren Dichtung auszublenden. Vor allem in Schreiben an seine Mutter Wilhelmine, eigentlich für die ganze Familie in Detmold und den Bruder Wilhelm, Pfarrer in Blomberg, sowie an einige alte Freunde und revolutionäre Weggefährten,¹⁵ schildert Georg Weerth seine Erlebnisse und Erfahrungen als erfolgreicher Westindien-Agent für die Firma Henry Steinthal & Co in Manchester. Durch den Handel vorwiegend mit Kaffee, Tabak, Zucker, Baumwolle etc. erzielt er außerordentlich hohe Gewinne, weil diese Waren durch die brutale Ausbeutung von Arbeitssklaven für den Export in die „Alte Welt“ sehr billig produziert werden konnten. Der radikale Kritiker des europäischen Kapitalismus in England und Deutschland profitiert nunmehr selbst von dessen, in der „Neuen Welt“ noch extremer herrschenden Produktionsverhältnissen und -weisen. Dabei bleibt Weerths Perspektive insofern eurozentristisch, wenn er die Entwicklung in der „Alten Welt“, der er eigentlich distanziert gegenübersteht, dennoch zum Maßstab des Zivilisationsprozesses erhebt.

So bekräftigt er in einem Brief an Heinrich Heine vom 17. Juli 1853 aus Augostura (Orinoco) – an die alten Kampfgenossen Karl Marx und Friedrich Engels schreibt er aus Amerika nicht – seinen normativen historischen Standpunkt: „Nichtsdestoweniger bleiben wir Europäer die Aristokraten des Erdkreises, und noch jahrhundertlang werden die plebejischen Völker neuer Kontinente in den Staub niederknien, um unsere weißen Hände zu küssen.“ Die „schwarze Rasse“ lehnt Weerth ab: „Neger und Maulesel sind die Tiere, die mir am meisten verhaßt sind.“ Daher, so gesteht er, „würde ich die Neger samt ihrer ganzen

49! Auf den Spuren Georg Weerths während des kalifornischen Goldrauschs. In: Deutschland und die USA im Vor- und Nachmärz. Politik – Literatur – Wissenschaft. Forum Vormärz Forschung. Jahrbuch 23 (2017), S. 277-304. Bernd Füllner hatte bereits 1988 auf die „literarisch hochstehenden Reisebriefe der fünfziger Jahre“ hingewiesen: Georg Weerth. Ein Forschungsbericht. In: Ders. (Hrsg.): Georg Weerth. Neue Studien. Bielefeld 1988, S. 11. Darin auch grundsätzlich Jürgen-Wolfgang Goette: Zu Überlieferung und Bedeutung der Briefe Georg Weerths, S. 88-124.

14 Uwe Zemke: Georg Weerth 1822-1856. Ein Leben zwischen Literatur, Politik und Handel. Düsseldorf 1989; Neuauflage Bielefeld 2021.

15 Georg Weerths Bruder Carl „vernichtete“ offenbar die „Freundesbriefe“ (1, 18).

kouleurtun [farbigen] Sippschaft zur Sklaverei zurückführen und auf jede fernere Vermischung mit Weißen die Todesstrafe setzen.“ (2, 743)¹⁶ Hatte Weerth in den *Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten* die ausgebeuteten englischen Arbeiter mit den Sklaven des Altertums assoziiert¹⁷ und in der Rede auf dem Freihandelskongress in Brüssel 1847 den „Krieg der weißen Sklaven gegen ihre Unterdrücker“ (II, 133) mit sozialkritischem Impetus verteidigt, so rechtfertigt er im kolonialen amerikanischen Kapitalismus aus ökonomischen Gründen die Unterdrückung und Ausbeutung der schwarzen Bevölkerung durch die „weiße Rasse“. Diese Abwertung der Einheimischen schließt jedoch nicht aus, dass er auf seinen ausgedehnten Reisen Differenzierungen zwischen einzelnen Völkern und Individuen vornimmt und diese einzeln charakterisiert.

So schreibt er unter dem 1. April 1855 aus Buenos Aires in einer langen Epistel an Heine, dass es in Südamerika „eine seltsame Bevölkerung aus den Trümmern aristokratischer Spanier, jovialer Neger und melancholischer Indianer“ (2, 883) gäbe. Die ständige Durchmischung führt Weerth auch darauf zurück, dass neben den Afrikanern verstärkt „Indianer und Chinesen“ (2, 881) importiert werden und für europäische Kolonialherren arbeiten. Besonders kritisch registriert Weerth im ehemals französisch verwalteten Haiti die „Emanzipation der Sklaven“ (2, 883), die 1849 in die despotische Herrschaft eines ersten schwarzen Kaisers (Faustin I.) mündete. Dieser regierte mit einer „franz. Neger-Clique“, durch die in der „arroganten Negerbevölkerung“ die „französische Zivilisation“ wieder zerstört worden wäre.¹⁸

Daneben enthalten die Schreiben wunderbare Schilderungen der Fauna und Flora der diversen exotischen amerikanischen Natur-Räume während seiner abenteuerlichen See- und Landreisen bis nach Nordamerika und ins südliche Südamerika. Höhepunkte: der Besuch der Goldgräberstätten bei San Francisco im Februar 1854, der Weg zum 6.267 Meter hohen, legendären Andengipfel Chimborasso in Ekuador, den Alexander von Humboldt 1802 bestiegen hatte, im Dezember 1854.

Das vom kulturwissenschaftlichen ‚topographic turn‘ inspirierte Symposium „Die Gestaltung literarischer Räume in Werken und Briefen Georg Weerths“, das sich der gleichermaßen tendenziell topographischen wie fiktionalen Konstruktion

16 Georg Weerth an Heinrich Heine, Augustura, 17. Juli 1853.

17 Georg Weerth: Sämtliche Werke in fünf Bänden. Hrsg. von Bruno Kaiser. Berlin 1956-57, Bd. 3, S. 254.

18 Georg Weerth an Wilhelmine Weerth, Santiago de Cuba, 18. Juli 1856 (2, 984f.). Es ist sein letzter Brief überhaupt, denn in Haiti hatte er sich an Malaria infiziert und verstarb nach der Rückkehr nach Kuba am 30. Juli in Havanna. Die Mutter schrieb ihren letzten Brief am 9. und 10. August 1856 in Detmold! (2, 989f.).

von Räumen in literarischen Werken zuwandte,¹⁹ beabsichtigte, diese komplexen produktionsästhetischen Verfahren vornehmlich an den späten Reisebriefen Weerths, die durchaus Werk-Charakter beanspruchen, unter historischen wie aktuellen Aspekten zu untersuchen. Freilich war dabei – im Sinne von Michail Bachtins „Chronotopos“-Konzept – davon auszugehen, dass sich auch die künstlerische Konfiguration der Werke und Briefe Weerths durch eine integrierte Einheit von ‚Zeit‘ und ‚Raum‘ konstituiert. Bei der Gestaltung literarischer Räume erfährt die künstlerische Imagination im widerspruchsvollen Verhältnis von konkreter realer (materieller, objektiver) Topographie und fiktionaler (ideeller, subjektiver, abstrakter) Topologie diverse Ausprägungen.

Um die spezifischen ästhetischen Intentionen und Strukturen sowie das künstlerische Format der erzählenden Episteln aus Amerika im Œuvre des Autors zu bestimmen, war zu Beginn des Symposiums eine exemplarische Analyse der Raumgestaltung in der Prosa von Weerths zweiter Schaffensperiode sinnvoll. Dies unternahm Katharina Grabbe (Westfälische Wilhelms-Universität Münster), indem sie seine epische Dichtungen über „das gar nicht malerische und romantische Westfalen“ in den 1840er Jahren u. a. am Beispiel des knappen Textes *Die Armen in der Senne* (entstanden in der englischen „Armut“ im Winter 1843/44) untersuchte, in dem, bei allen Divergenzen zu den englischen und amerikanischen Reiseberichten, in der Gestaltung des bäuerlichen Raumes bereits sozialkritische Momente hervortreten.

Uwe Zemke (Wetherby, West Yorkshire, UK) skizzierte die abenteuerlichen Reisen Weerths in der exotischen Natur „auch heute teils unerforschte[r] Gebiete Mittel- und Südamerikas“, die den Briefschreiber zu eindrucksvollen phantastischen Schilderungen der jeweiligen geographischen Räume in den Jahren zwischen 1852 und 1856 veranlassen.

Von Georg Weerths Korrespondenz mit seiner Mutter – von dem an Bord der „Paraná“ am 18. Dezember 1852 geschriebenen ersten Brief bis zum letzten aus Santiago de Cuba vom 18. Juli 1856 – sind ca. siebzig überliefert, ansonsten lediglich einige an andere Adressaten. Bernd Füllner widmete sich dem literarischen Status der in verschiedenen geographischen Räumen regelmäßig verfassten, umfangreichen „Erzählbriefe“, deren Veröffentlichung durch den Verleger Franz Duncker²⁰ der Autor im Sinne seiner konsequenten lebens- und werkgeschichtlichen Wendung ablehnt.

19 Vgl. Stephan Günzel unter Mitwirkung von Franziska Kümmerling (Hrsg.): *Raum – Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart, Weimar 2010; Jörg Dünne, Andreas Mahler (Hrsg.): *Handbuch. Literatur und Raum*. Berlin 2015.

20 Vgl. Franz Duncker an Georg Weerth, Berlin, 28. Januar 1854: „Wollen Sie denn nicht Ihre schönen Fahrten in einem kleinen Bande oder mehreren, wenn auch

Die folgenden Beiträge wandten sich den literarisch gestalteten topographischen Räumen und den in ihnen geschilderten und erörterten Themen der amerikanischen Briefe zu. Peter Schütze (Detmold) reflektierte die nah Detmold übermittelten Erfahrungen des geschäftlich erfolgreichen kolonialen „Kaufmanns“, der sich als solcher und nicht mehr als politischer Schriftsteller verwirklichte, was eine grundlegend „verschobene Perspektive“ auf die Wirklichkeit zur Folge hatte.

Florian Vaßen (Universität Hannover) und Patrick Eiden-Offe (Leibniz-Zentrum für Literatur- und Kulturforschung Berlin) interpretierten die in den Reisebriefen enthaltenen Narrative über die politischen, sozialen und kulturellen Verhältnisse in den sich widersprüchlich wandelnden Räumen der mittel- und südamerikanischen Kolonien in ihrer geschichtlichen Dialektik und entdecken zugleich brisante Bezüge zur globalen postkolonialen Gegenwart: Vaßen konzentrierte sich auf die variantenreiche Darstellung der literarischen Raumgestaltung „intersektionaler Konstellationen von ‚Rasse‘, Gender und Klasse“; für Eiden-Offe vollzogen sich Weerths Erlebnisse in Amerika im ungelösten Spannungsverhältnis von rationaler Reflexion der Sklaverei im globalen Kolonialismus und der Konstruktion der Räume in nachwirkender Romantik.²¹

nicht gleich in mehreren Dutzenden, beschreiben und herausgeben. Ich bin überzeugt, das Publikum würde sich ebenso dabei amüsieren als Ihre Freunde an Ihren Briefen.“ (2, 790).

21 Patrick Eiden-Offe konnte seinen Beitrag leider nicht für den Druck fertigstellen.

KATHARINA GRABBE (MÜNSTER)

Das gar nicht malerische und romantische Westfalen in Georg Weerths *Die Armen in der Senne*

Georg Weerth war zeit seines Erwachsenenlebens eigentlich immer unterwegs. Bekanntlich verlässt er als junger Mann seine Geburtsstadt Detmold, zieht nach Elberfeld, Köln und Bonn, es folgen zahlreiche Stationen im europäischen Ausland und in Übersee.¹ Diese Umtriebigeit Weerths entspricht der wachsenden gesellschaftlichen Mobilität im Vormärz.² Den unruhigen Weerth, der nirgendwo richtig sesshaft wurde, finden wir aus heutiger Perspektive häufig eingeordnet als westfälischen Autor oder Detmolder Dichter.³ Der unruhige Weerth und Westfalen – wie passt das eigentlich zusammen? Wie wird Westfalen, auf das die Weerth-Rezeption den Autor immer wieder bezieht, in dessen

- 1 Zur Biografie vgl. Uwe Zemke: Georg Weerth. Ein Leben zwischen Literatur, Politik und Handel. Düsseldorf 1989; Neuauflage Bielefeld 2022; sowie: Bernd Füllner: Georg Weerth (1822-1856). In: Norbert Otto Eke (Hrsg.): Vormärz-Handbuch. Bielefeld 2020, S. 967-974.
- 2 Vgl. Florian Vaßen: „Im Walde singen die Tiger...“ – Georg Weerths exotistische Reisebriefe aus Amerika. In: Grabbe-Jahrbuch 26/27 (2007/2008), S. 183-204, hier S. 183.
- 3 Was ‚Westfalen‘ eigentlich ist und umfasst, ist eine nicht ganz einfache Frage, die hier nicht abschließend beantwortet werden will. Die Literaturkommission für Westfalen des Landschaftsverbands Westfalen-Lippe legt in den Erläuterungen zum *Westfälischen Autorenlexikon*, in dem auch Weerth aufgenommen ist, folgende Definition zugrunde: „Unter Westfalen wird nicht nur die ehemalige Provinz Westfalen oder der westfälische Landesteil des Landes Nordrhein-Westfalen verstanden, sondern der Kulturraum Westfalen mit wechselnden Grenzen in unterschiedlichen Zeiträumen. Für die frühe Zeit ist dies die alte historische Landschaft zwischen Rhein und Weser und zwischen Hessen und Friesland. Für die Zeit ab 1815 orientiert sich das Lexikon an den Verwaltungsgrenzen, wie sie die Gründung der Provinz Westfalen vorgab.“ Das „Westfälische Autorenlexikon“ – Umriss eines Projekts, Lexikon Westfälischer Autorinnen und Autoren (<https://www.lexikon-westfaelischer-autorinnen-und-autoren.de/literatur-in-westfalen/>, 8. Juni 2022). Renate von Heydebrand behandelt Weerth in ihrer Studie *Literatur in der Provinz Westfalen. 1815-1945*. Münster 1983, und ordnet ihn als „Westfale aus dem lippischen Randgebiet“ (S. 46) ein, obwohl Lippe zu Weerths Lebzeit nicht zur preußischen Provinz Westfalen gehörte. Im Rahmen des Festjahres anlässlich seines 200. Geburtstags wird Weerth als ein „Sohn aus Detmold“ (<https://weerth200.de/meldung-aus-der-redaktion/>, 16. März 2022) geehrt und erinnert.

Texten dargestellt? Die Antwort auf diese Fragen könnte ziemlich kurz ausfallen: Fast gar nicht. Westfalen kommt kaum vor in Weerths literarischem Werk. Einen Text gibt es aber ja zumindest doch, der eine westfälische Landschaft in den Fokus rückt – und dabei zudem noch ganz explizit die Bezugnahme auf die „liebe Heimat“⁴ (II, 54) ausstellt: Weerths Skizze *Die Armen in der Senne*.

Westfalenliterarisierung im 19. Jahrhundert

Weerth hielt sich als Erwachsener kaum – nur als Gast – in seiner lippisch-westfälischen Heimat auf und widmete sein Schreiben in erster Linie anderen Orten, wie seine vielen Reisetexte und -briefe zeigen. Andere Zeitgenossen Weerths hingegen interessierten sich durchaus für Westfalen. 1842 erschien – herausgegeben von Ferdinand Freiligrath und Levin Schücking – der Band *Das malerische und romantische Westphalen*.⁵ Das Buchprojekt, an dem auch Annette von Droste-Hülshoff mitarbeitete, war als Ergänzung zu der Buchreihe *Das malerische und romantische Deutschland* konzipiert. Diese Buchreihe wiederum erschien zwischen 1836 und 1842 im Verlag Georg Wigands in Leipzig und stellte – jeweils mit Stahlstichen illustriert – deutsche Landschaften vor und wirkte daran mit, „eine nationale Topographie zu schaffen“⁶. Die Reihe stieß auf ein breites Interesse und war ein erfolgreiches Unterfangen, sodass viele Nachahmer-Projekte folgten, so auch der Band zum malerischen und romantischen Westfalen, denn Westfalen war in der zehnbändigen Reihe nicht vertreten. Die Entstehung und der Erfolg der Buchreihe sowie der Nachfolgebände stehen einerseits im Zusammenhang mit der Erfolgswelle der Reiseliteratur der Zeit.⁷ Die Bände waren

4 Georg Weerth: *Die Armen in der Senne*. In: Deutsches Bürgerbuch für 1845. Hrsg. von Hermann Püttmann. Darmstadt 1845, S. 266-271. Im Folgenden zitiert nach Georg Weerth: *Sämtliche Werke in fünf Bänden*. Hrsg. von Bruno Kaiser. Berlin 1956-1957, im Haupttext mit der römischen Band- und arabischen Seitenzahl in Klammern nachgewiesen.

5 Ferdinand Freiligrath, Levin Schücking: *Das malerische und romantische Westphalen*. Mit 30 Stahlstichen. Barmen, Leipzig 1841.

6 Esther Kilchmann: *Verwerfungen in der Einheit. Geschichten von Nation und Familie um 1840*. München 2009, S. 151.

7 Vgl. zur Reiseliteratur im Vormärz Gert Sautermeister: *Reiseliteratur als Ausdruck der Epoche*. In: Ders., Ulrich Schmid (Hrsg.): *Zwischen Restauration und Revolution. 1815-1848*. München, Wien 1998, S. 116-150; Wulf Wülfing: *Reiseberichte im Vormärz. Die Paradigmen Heinrich Heine und Ida Hahn-Hahn*. In: Peter J. Brenner (Hrsg.): *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*. Frankfurt a. M. 1989, S. 333-362.

jedoch nicht einfach als Reiseberichte oder -handbücher gedacht, sondern standen im Zusammenhang eines patriotischen Interesses und hatten das Ziel, „ein nationales Gesamtbild Deutschlands zu entwerfen“⁸. Das Regionale – jeweils konzipiert als explizit *deutsche* Landschaft – ist dabei immer auf das große Ganze der Nation bezogen.⁹ Die zeitgenössische Vorstellung einer deutschen Kulturnation rief das Bemühen der einzelnen Regionen hervor, den eigenen Platz innerhalb dieses Entwurfs zu markieren und zu behaupten.¹⁰ Mit dem Band von Freiligrath und Schücking und dessen „idyllisierenden, restaurativ-romantisierenden Grundtendenz“¹¹ wird Westfalen einerseits als eigenständige Landschaft konturiert und erhält dadurch zudem einen Eintrag in die „nationale Topographie“¹². Beides ist nicht selbstverständlich, denn ‚Westfalen‘ ist wie ‚Deutschland‘ zu der Zeit lange kein einheitliches oder klar definiertes Gebilde. Noch im ausgehenden 18. Jahrhundert gliederte sich Westfalen in mehrere selbstständige Territorien, wie u. a. das Bistum Münster und das Herzogtum Westfalen. Im beginnenden 19. Jahrhundert wurde die Region im Wechsel zwischen preußischer und napoleonischer Führung mehrfach politisch umgestaltet.¹³ Im Zusammenhang des Wiener Kongresses bildete das Königreich Preußen dann 1815 die Provinz Westfalen. Damit begann sich ein neues westfälisches Identitätsbewusstsein zu entwickeln; war man zuvor Sauer- oder Münsterländer gewesen, konnte man sich nun als Westfale fühlen.¹⁴ An der Bereitstellung von solchen Identitätsangeboten und -entwürfen ist die Literatur maßgeblich beteiligt. Westfalen und das Lob des Westfälischen werden in den 1830er und -40er Jahren zum Thema literarischer Arbeiten. Als prominentes Beispiel sind die *Oberhof*-Kapitel des 1838 erschienenen *Münchhausen*-Romans von Karl Immermann zu nennen.¹⁵ Das

8 Wolfgang Behschnitt: Wanderungen mit der Wünschelrute. Landesbeschreibende Literatur und die vorgestellte Geographie Deutschlands und Dänemarks im 19. Jahrhundert. Würzburg 2006, S. 113.

9 Vgl. Kilchmann: Verwerfungen in der Einheit (Anm. 6), S. 151.

10 Vgl. Andreas Schumann: Heimat denken. Regionales Bewußtsein in der deutschsprachigen Literatur zwischen 1815 und 1914. Köln u. a. 2002, S. 233.

11 Jochen Grywatsch: Annette von Droste-Hülshoff – Autorin im Spannungsfeld zwischen Regionalität und Internationalität. In: Martina Wagner-Egelhaaf (Hrsg.): Region – Literatur – Kultur. Regionalliteraturforschung heute. Bielefeld 2001, S. 158-186, hier S. 162.

12 Kilchmann: Verwerfungen in der Einheit (Anm. 6), S. 151.

13 Vgl. zur Geschichte Westfalens im frühen 19. Jahrhundert Manfred Botzenhart: Westfalen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Ernst Ribbat (Hrsg.): Dialoge mit Droste. Paderborn u. a. 1998, S. 25-38.

14 Vgl. Grywatsch: Annette von Droste-Hülshoff (Anm. 11), S. 161.

15 Vgl. Heydebrand: Literatur in der Provinz Westfalen (Anm. 3), S. 33-36.

darin enthaltene, an Justus Möser's Vorstellung anschließende Westfalen-Bild bot ein „ideales Muster“¹⁶ für nachfolgende Literarisierungen Westfalens, denn Immermann beschrieb die „westfälische Art und die rechtlichen und sozialen Zustände des einheimischen und freien Bauernstands als Ur- wie Vorbild deutscher Gesittung und Lebensordnung“¹⁷. Auch hier findet sich also die Verbindung des Spezifischen (der Region) mit dem großen Ganzen (der Nation), die auch die späteren Landschaftsbücher unter der Zuschreibung des Malerischen und Romantischen verfolgen.

Vor der Folie dieses zeitgenössischen Interesses am Regionalen, an deutschen Landschaften als Teil des Ganzen der Nation und somit auch an Westfalen lässt sich also auch nach Weerth's Westfalen-Entwurf fragen. Wie kommt Westfalen in Weerth's Schreiben und wie wird darin Westfalen als Raum gestaltet?

Dorfgeschichten: Ein Brief über Detmold und die Senne

Vorüberlegungen zur Prosa-Arbeit *Die Armen in der Senne* finden sich in einem Brief: Weerth schreibt am 1. Dezember 1843 während eines Detmoldbesuchs an seinen rheinischen Schriftstellerkollegen Alexander Kaufmann und nutzt für die Charakterisierung seiner Geburtsstadt unmittelbar in der Einstiegspassage Versatzstücke des inzwischen ausreichend etablierten Westfalenbildes:

„Eh' ich die Normandie verlasse“, rufe ich Dir, lieber Kaufmann, meine herzlichen Grüße zu. – Du ergehst dich im Odenwalde, – ich in dem altsassischen Teutoburger, sintemalen ich für einige Wochen in die edle Heimat, in das Land der meerschäumenden Pfeifenköpfe, der geräucherten Schinken, Grabbes und Freiligraths zurückgekehrt bin.“¹⁸

Aus Detmold gibt es eigentlich nichts zu berichten; Weerth macht die provinzielle Langeweile zum Gegenstand seines ironischen Tons:

Was soll ich Dir erzählen? Schläge mich tot, – ich weiß nichts! Es ist hier eine sonderbare Wirtschaft – lauter Beamte, von denen einer höflicher ist wie der andre,

16 Ebd., S. 36.

17 Ebd.

18 Georg Weerth an Alexander Kaufmann, Detmold, 1. Dezember 1843. Georg Weerth: *Sämtliche Briefe*. Hrsg. und eingeleitet von Jürgen-Wolfgang Goette unter Mitwirkung von Jan Gielkens. Frankfurt a. M., New York 1989, Bd. 1, S. 221. Im Folgenden werden die Zitate im Haupttext mit der Band- und Seitenzahl in Klammern nachgewiesen.

Stadtgeklatsche, Kasinobälle, die fürstliche Familie und ein Theater – das ist alles! Nicht zu vergessen, der Wein ist billig [...]. (1, 221)

Weerth macht es deutlich; für ihn ist Detmold ein Ort, den man sich schöntrinken muss. Von Interesse ist die Stadt nur aufgrund ihrer schriftstellernden Söhne, so schreibt Weerth weiter: „Das einzige, was Dich interessieren wird, ist unser Kirchhof, weil Grabbe darauf liegt.“ (1, 221) Jedoch ist auch der angesprochene Friedhof kein würdiger Ort weihvollen Gedenkens, denn, so heißt es in dem Brief weiter,

[d]as Grab selbst ist ganz eingesunken, Rosen und Trauerweiden, welche es bedeckten, fielen darüber her und wurden mit in den dunklen Erdsplatt hineingezogen. Es tat mir leid um den armen toten Kerl; – er ist der Erde immer so fern gewesen, und jetzt liegt sie ihm feucht und naß auf der bloßen Brust. (1, 222)

Detmold wird hier endgültig zu einem abseitigen wie abgründigen Ort, der einem noch im Tode die Luft abdrückt.

Nach dieser ironischen, mit Topoi der Provinzschelte gespickten Einführung wechselt der Briefschreiber Weerth den Fokus und fragt seinen Freund: „Hast du wohl etwas von der Senne gehört?“ (1, 222) Es folgt ein Bericht über Weerths Besuch in der Senne, wo, so Weerth, „die ärmsten Leute weit und breit“ (ebd.) leben. Weerth umreißt Kaufmann in wenigen Sätzen, was er über diese ärmsten Menschen bei seinem Besuch erfahren hat: Es sind prekäre Verhältnisse, Heiratsbeschränkungen führen zu illegitimen Familienverhältnissen, Hunger und klimatische Bedingungen stürzen die Menschen in existenzielle Not. All dies stellt Weerth seinem Freund anhand einer kurzen beispielhaften Erzählung vor Augen: In wenigen Sätzen umreißt er das traurige Schicksal eines Bauern und präsentiert Kaufmann dies als Stoff für die literarische Bearbeitung: „Ist das nicht eine schöne Geschichte?“ fragt er in seinem Brief – und er ergänzt: „Den Leuten, welche jetzt Dorfgeschichten schreiben, möchte ich raten, einmal die Senne zu besuchen; da gibt es viel herrlichen Stoff! Leider Gottes!“ (1, 222)

Der Brief an Alexander Kaufmann vom 1. Dezember 1843 enthält damit bereits den Kern der Erzählung *Die Armen in der Senne* und zugleich explizite Überlegungen zu einer möglichen literarischen Weiterverarbeitung. Ein Jahr später, im Dezember 1844, erscheint dann Weerths *Die Armen in der Senne* in zeitlicher Nähe der Bände zum Malerischen und Romantischen – jedoch in einem Sammelband, dessen Konzept ganz anders ausfällt als das der Landschaftspanoramen. Die Skizze *Die Armen in die Senne* wird als Beitrag im *Deutschen Bürgerbuch für 1845* gedruckt, das Hermann Püttmann in Darmstadt herausgab. Dieses Jahrbuch enthält revolutionär-demokratische und sozialistische Beiträge und wurde in Preußen bald nach Erscheinen beschlagnahmt; ein zweiter

Band erschien 1846, weitere Folgebände kamen nicht zustande.¹⁹ Im Folgenden möchte ich zeigen, wie Weerth den Kern, der im Brief angelegt ist, in der Skizze erzählerisch ausgestaltet und dabei auf bestimmte zeitgenössische Vorbilder und Topoi der Landschaftsbeschreibung und Muster der literarischen Raumgestaltung rekurriert und mit diesen arbeitet.

Anschlüsse

Während der Brief an Kaufmann in ironischem Ton und mit ironischer Distanz zum kleinstädtischen Detmold und provinziellen Westfalen beginnt, wird für die ausgearbeitete und im *Bürgerbuch* publizierte Skizze²⁰ *Die Armen in der Senne* ein anderer Anfang gewählt. Die Erzählung beginnt konventionell mit einem Ausblick über die Landschaft: „Von den Höhen des Teutoburger Waldes sieht man in eine weite Ebene, die Senne genannt, deren ödester Teil sich zwischen Paderborn, Bielefeld und dem Fürstentum Lippe hinzieht“ (II, 48).

Weerths Skizze holt ihr Lesepublikum mit einem Gestus ganz in der Manier der gängigen Reise- und Landschaftsliteratur ab. So konstituiert sich etwa auch der Erzähler in *Das malerische und romantische Westphalen* als Reiseführer, der seinen Lesenden zunächst einen Überblick vermittelt:

Und hier, eh' ich euch ein Führer werde durch den Landstrich, der tief unter euch wie eine Karte aufgerollt daliegt, eh' ich mit dem Finger auf seine Berggipfel und auf seine Thurmspitzen deute, eh' ich seine Burgen mit euch durchklettere, und mit euch eintrete in seine Hallen und Kreuzgänge, lasset mich ein Wort der Verständigung zu euch reden!²¹

Der Blick über die Landschaft wird hier zum Blick auf eine Karte und damit zu einem aneignenden Blick der Raumerfassung. Ähnlich wie die Stimme im *Malerischen und romantischen Westphalen* schlüpft auch die Erzählinstanz in Weerths *Die Armen in der Senne* in die Rolle des Reiseführers, der die Lesenden

19 Deutsches Bürgerbuch für 1845 (Anm. 4). Weerths Beitrag erscheint gemeinsam mit Texten u. a. von Karl Buchner, Heinrich Bürgers, Ernst Dronke, Friedrich Freiligrath, Karl Grün, Karl Heinzen, Moses Heß, Theodor Mügge, Wolfgang Müller Königswinter, Jacob Venedey, Otto von Wenckstern, Ernst Willkomm und Wilhelm Wolf.

20 Zur Gattung der Skizze vgl. Florian Vaßen: Die literarische Skizze. Anschaulichkeit und Offenheit als Weltsicht in Aufklärung und Vormärz. In: Wolfgang Bunzel, Norbert Otto Eke, Florian Vaßen (Hrsg.): Der nahe Spiegel. Vormärz und Aufklärung. Bielefeld 2008, S. 265-280.

21 Freiligrath, Schücking: Das malerische und romantische Westphalen (Anm. 5), S. 14.

direkt adressiert und sie in Form des einschließenden ‚Wir‘ mitnimmt auf seinen Rundgang. Während im *Malerischen und romantischen Westfalen* jedoch touristische Highlights in Aussicht gestellt werden, führt Weerths Erzähler das Lesepublikum in eine „Wüste“ (II, 48). Die Landschaft in Weerths Skizze ist gerade keine gesicherte Topographie, sondern „[s]ie gewährt einen eigentümlichen Anblick, der sich wohl am besten mit der Aussicht vergleichen läßt, die man in der Abenddämmerung, von einem höhern Punkte des Strandes, auf die See hat“ (ebd.). Die Gegend habe „keineswegs einen schönen, vielmehr einen höchst unheimlichen und wahrhaft geisterhaften Anstrich“ (ebd.). Dieses Unheimliche käme durch „Täuschung“, durch Wasserspiegelungen und „Nebel in weißen Wogen“ (ebd.) zustande. Auf diesem unsicheren Terrain begegnen die Gespenster der Vergangenheit:

Dem Beschauenden scheint dann der geheimnisvolle Geist jener Wüste vorüberzuschweben, jener Wüste, in welcher schon so vieles auf und nieder ging, in deren Sand die Waffen der Römer verrosteten, in der Franken und Sachsen im Kampf aneinanderrannten, in welcher der tollste Hexenspuk sein Wesen trieb – und die jetzt wohl die unglücklichsten Bewohner des einst so gewaltigen Westfalens bevölkern. (II, 48f.)

Weerth verfährt hier also bei der Eröffnung seiner Skizze *Die Armen in der Senne* einerseits ähnlich wie die Autoren des *Malerischen und romantischen Westfalen*, beginnt ebenfalls mit dem Ausblick auf die Landschaft von oben und schließt sein Lesepublikum in dem ‚Wir‘ mit ein. – Die westfälische Landschaft, die er zeigt, ist jedoch alles andere als malerisch und romantisch in dem restaurativ-idyllisierenden Sinne der Landschaftsbände, sondern vielmehr unklar, unheimlich und nicht recht zu fassen. Weerths Landschaftsschilderung scheint noch auf ein weiteres Vorbild hinzuweisen. Friedrich Engels, mit dem Weerth in England Bekanntschaft macht und Freundschaft schließt, veröffentlichte 1840 unter dem Pseudonym Friedrich Oswald im *Telegraph für Deutschland* eine mit *Landschaften* überschriebene Reiseschilderung, in denen er auch auf das Buchprojekt des *Malerischen und romantischen Westfalen* Bezug nimmt.²² Engels grenzt sich darin ironisch-kritisch von Freiligraths und Schückings Buchprojekt ab. Seine Schilderung der norddeutschen Heidelandschaft, die er im gleichen Artikel liefert, zeigt eine Landschaft, die der Senne Weerths in einigen Aspekten recht ähnlich ist: Auch diese Landschaft wird als Wüste bzw. als „norddeutsche[] Sahara“²³ bezeichnet. Hier blitzt

22 Vgl. zu Engels Essay auch: Heydebrand: Literatur in der Provinz Westfalen (Anm. 3), S. 37; Behschnitt: Wanderungen mit der Wünschelrute (Anm. 8), S. 138-139.

23 Friedrich Oswald: Landschaften. In: *Telegraph für Deutschland*. Hamburg, Nr. 122, Juli 1840, Sp. 1-6, hier Sp. 2.

das Wasser der Moore im Widerschein des Mondes, Irrlichter gaukeln darüber hin, unheimlich tönt das Geheul des Sturmes über die weite Fläche; der Boden wird unsicher unter euch und ihr fühlt, daß ihr in den Bereich der deutschen Volkssage gekommen seid.²⁴

Auch Engels nutzt in seiner Landschaftsbeschreibung Zuschreibungen des Unheimlichen und Unsicheren. Zudem wird die Heide bei Engels zu einem „Urgrund der deutschen Volkspoesie“²⁵. Damit schließt er an eine literarische Inszenierungspraxis an, die dem dominierenden Westfalendiskurs entspricht.²⁶ Engels, der die Volkspoesie in der Heide verortet, wie auch Freiligrath und Schücking, die die Region konturieren und gleichzeitig die Nation mitkonstruieren, nutzen die Landschaftsbeschreibung für die Anbindung und Illustrierung abstrakter Ideen und Werte.

Die Einleitung von Weerths Skizze ist offensichtlich an diesen Schreibweisen orientiert. Die Parallelen in der Gestaltung des literarischen Raums sind deutlich. Diese Parallelen lassen sich für die Einleitungspassage beobachten; im Weiteren verfährt Weerths Skizze jedoch anders, denn Weerths Erzähler verlässt seinen Überblicksstandpunkt und damit wechselt die Perspektive des Erzählens. Diese Perspektivverschiebung wird wiederum unter Bezugnahme auf die Topographie gestaltet. Der Erzähler fordert: „Wir wollen von den Bergen hinuntersteigen und uns auf dem eigentlichen Terrain näher umsehen“ (II, 49). Das Partikulare, Exemplarische, Konkrete wird buchstäblich in den Blick genommen: Es ist zuallererst der Sehsinn, der angesprochen wird. Zugleich wird ein aktiver Wechsel der Perspektive und damit des Standpunkts gefordert. Die Betrachtenden sollen ihre erhöhte Position verlassen, aus den luftigen Höhen „hinuntersteigen“ und sich in die Ebene und auf eine Ebene mit denjenigen begeben, um die es im Weiteren geht.

Konkretisierung: Reportage, Dokumentation

Das, was aus der Draufsicht noch geisterhaft und unheimlich scheint – aber in der Unklarheit, im Nebel zugleich diffus und unklar bleibt, zeigt seine Konturen nach erfolgtem Perspektivwechsel mit bedrückender Klarheit:

Eine Wüste nannten wir jenen Landstrich, und dennoch bevölkert! Leider ist dies nur zu wahr; denn auch hier, wo die Natur dem Menschen geradezu untersagt zu haben

24 Ebd., Sp. 2-3.

25 Behschnitt: Wanderungen mit Wünschelrute (Anm. 8), S. 138.

26 Vgl. ebd., S. 139.

scheint, sich anzubauen, hat der Arme, dem kein besserer Boden zuteil wurde, sein Korn der Erde anvertraut. Hier und dort, wo der Sand fester und feuchter ist, sieht man Buchweizen und Hafer in dünnen Halmen aufschießen; gleich daneben, hinter einem Zaun, aus Birken geflochten, weidet eine magere, buntgefleckte Kuh, wohl die einzige Trösterin des Bauers, der nicht weit davon aus Lehm und Baumzweigen seine niedrige Hütte aufgeschlagen hat. (II, 49)

Dieser Blick über die Ebene, den „Landstrich“, zeigt die Senne nicht mehr als Landschaft, von oben, sondern betrachtet sie auf die Menschen bezogen, die dort leben – und damit als ‚Umwelt‘. Der Blickwinkel des Erzählens begibt sich also auf Augenhöhe mit den Bewohnenden der Senne und nimmt das Lesepublikum dabei mit; etwa wenn die Erzählinstanz die Lesenden auffordert, mit ihr an die Tür der Bauernhütte zu treten. Das Erzählen nimmt damit einen ethnographischen Blick ein, nähert sich auf diese Weise den Menschen der Senne und damit zugleich den sozialen Zusammenhängen und Problemen an.²⁷ Einmal an das Haus des Bauern herantreten, wird die Sennelandschaft zum Hintergrund. Die Raumordnung verschwindet aus dem Fokus und die soziale Ordnung tritt in den Mittelpunkt. Der Bauer, der zunächst aus der naiven Perspektive des Erzählers noch „rührend komisch“ (II, 49) erscheint, hat – kommt er erst einmal zu Wort – sehr Ernstes zu berichten. Das ungünstige Klima und die mangelhafte Bodenqualität lassen das Feld nur „leidlich ged[e]ihen“ (ebd.). Das durch Wanderarbeit verdiente Geld reicht nicht, „um die junge Brut durch den Winter zu bringen“ (II, 50). Die Obrigkeit maßregelt die Untergebenen und verstärkt durch administrative Auflagen und Unklarheit der bürokratischen Zuständigkeit das soziale Elend. Eine institutionalisierte Form der sozialen Absicherung oder Nothilfe gibt es nicht, lediglich punktuelle karitative Hilfe.

27 Ähnliches lässt sich auch für Weerths *Das Blumen-Fest* der englischen Arbeiter beobachten. In dieser Skizze wird die ‚teilnehmende Beobachtung‘ zum Textverfahren, an dem die Leserschaft partizipiert. Vgl. Katharina Grabbe: Blumen-Rhetorik und Konstituierung von Öffentlichkeit. Georg Weerths *Das Blumen-Fest der englischen Arbeiter* in der Zeitschrift *Gesellschaftsspiegel*. In: Grabbe-Jahrbuch 37 (2018), S. 137-158. Anschlussfähig dazu ist Patrick Eiden-Offes Überlegung zur Position des beobachtenden Ichs in Friedrich Engels’ Sozialreportagen. Für das Verfahren von Engels Sozialreportagen verwendet Eiden-Offe ebenfalls den Vergleich mit der Methode der teilnehmenden Beobachtung, so dass das Reporter-Ich von Engels Texten als teilnehmender Beobachter beschreibbar wird. Vgl. Patrick Eiden-Offe: Die Poesie der Klasse. Romantischer Antikapitalismus und die Erfindung des Proletariats. Berlin 2017, S. 237-246.

Literarisierung: Erlebnis, Einfühlung und Emotionalisierung

Nachdem die Lesenden also buchstäblich vom Erzähler an die Hand genommen und mittels des präsentischen Erzählens in diese Elendssituation hineingeführt wurden, gibt es einen abrupten Wechsel in der Erzählhaltung und zugleich einen Tempuswechsel. Die Lesenden werden von ihrem Reiseführer, dem Erzähler, quasi mitten in der Senne stehen gelassen, denn das Erzählen wechselt ins Präteritum. Nun geht es nicht mehr um die Senne im Allgemeinen und Zustände, die man dort allenthalben antreffen kann, sondern – in Form einer Rückblende – um ein konkretes Reiseerlebnis, das zunächst einen sehr konventionellen, heiteren Anfang nimmt: „Vor nicht gar langer Zeit fuhren wir von der lippischen Grenze ins Preußische hinüber und wurden auf dieser Postwagendreise durch den Sand mehr hin- und hergeworfen als in dem lustigsten Sturm auf dem Kanal“ (II, 51). Die biedermeierlich anmutende Postkutschenfahrt verläuft ereignisarm, die Begegnungen beschränken sich auf einen der „größten Hirsche“, „einige Kibietze“ und „ein[en] alte[n] Frosch“ (ebd.). Die Reisenden passieren jedoch auch „einige Fichten, in deren Umzäunung wir die Trümmer einer Hütte bemerkten, die das Feuer jüngst zerstört zu haben schien“ (ebd.) und auf die ein „alter Förster“ (ebd.) die Reisenden aufmerksam macht. Eingefügt wird an dieser Stelle die – wie es im Text heißt – „Geschichte“ (ebd.), die der Förster erzählt. Diese Geschichte macht der „heitren Stimmung ein Ende“ (II, 52).

Was folgt, greift im Grunde alle Elemente auf, die bereits zuvor aufgeführt wurden, um das soziale Elend und die existenzielle Not der Senne-Bewohnenden zu schildern. Es kommen keine neuen Details hinzu; was hier jedoch neu ist, ist die Präsentation als „Geschichte“ aus dem Blickwinkel des Augenzeugen und die Gestaltung des Erzählten als individuelles Schicksal. Der Einsatz der Binnenerzählung und die Etablierung des Geschichtenerzählers des alten Försters erlauben hier, den Tonfall zu wechseln und von der nüchternen fast journalistisch-dokumentarischen Form des Deskriptiven²⁸ zu einem dezidiert erzählerischen Gestus zu wechseln. Dieser Erzähler muss sich nicht mehr fragen lassen, woher er bestimmte Details weiß und wie er etwa zu der Innensicht in die Empfindungen, Gedanken und Absichten der Figuren kommt.

28 Vgl. zum Deskriptiven im *Malerischen und Romantischen Westphalen*: Bodo Plachta: In der Heimat die Ferne suchen? Ferdinand Freiligrath, Levin Schücking, Annette von Droste-Hülshoff und das Projekt des Malerischen und romantischen Westphalen. In: „Trotz alledem“. Ferdinand Freiligrath – Dichtung zwischen Innerlichkeit und Engagement. Tagung der Evangelischen Akademie Iserlohn. Iserlohn 1985, S. 54-55.

Wie der Anblick der Hüttentrümmer schon ankündigt: die Geschichte des Försters über den jungen Bauern hat kein Happy End. Der junge Sennebauer, der hier mit seiner Familie lebte, findet keinen Ausweg aus Hunger und Elend, als seinen kranken Vater dem Kältetod auszuliefern und mit seinen Kindern, die mittlerweile Halbweisen sind, bettelnd umherzuziehen. Die Geschichte endet abrupt und wiederum wechselt die Erzählhaltung und das Tempus.

Poetologische Überlegung: Jammer und Schauder

Mit dem erneuten Tempuswechsel verlässt das Erzählen die Senne und springt in die Gegenwart des Schreibens. Mit diesem Sprung in Zeit und Raum fügt das Erzählen hier wiederum eine übergeordnete Perspektive hinzu und nimmt eine Rahmung des Erzählten vor. Betrachtet wird die Senne jetzt jedoch nicht mehr von den Höhen des Teutoburger Waldes oder durch die Fenster der Postkutsche, sondern aus „einer Fabrikstadt Englands“, einem „echt chartistischen Loch, in dem Armut und Unheil zu Hause“ (II, 54) sind. Von hier aus, aus weltmännischer Beobachterperspektive, stellt der Erzähler fest: „man hat uns manche Sachen erzählt, die das Herz beben machen können, aber Geschichten, wie die erzählte aus der lieben *Heimat*, sind doch auch des Schauderns wert“. (Ebd.)

Die Skizze greift also mit der Geschichte von dem jungen Bauern den erzählerischen Kern auf, den Weerth bereits im Brief an Kaufmann als „herrlichen Stoff“ (I, 222) für eine literarische Auseinandersetzung vorgestellt hatte. Die Skizze gestaltet dieses Vorhaben aus – und erzählt die bereits im Brief umrissene Geschichte gleich zweimal. Dabei lehnt sich Weerths Prosastück zunächst an gängige Erzählmuster an: Die Nähe zu den Landschafts- und Reisetexten der Zeit ist deutlich, wie am Beispiel des *Malerischen und romantischen Westphalen* sowie Engels *Landschaften*-Artikel gezeigt wurde. Weerth greift diese populären Muster auf, bleibt jedoch nicht dabei stehen. Seine Skizze verschiebt den Fokus von der Landschaft zu den Menschen – und zwar in mehreren Anläufen und im Ausprobieren unterschiedlicher Modi. Zunächst rückt das Erzählen an die sozialen Zusammenhänge heran und berichtet reportageartig-dokumentarisch über die vorgefundene Situation. Durch das Einfügen der Erzählung des alten Försters wird das bereits Berichtete noch einmal präsentiert – nun aber literarisch geformt. Der abschließende Absatz reflektiert dieses literarische Schreiben und lässt sich als poetologische Notiz verstehen. Das Erzählte wird ins Verhältnis gerückt und eingeordnet: Die Zustände in der Senne sind nicht gleichzusetzen mit der sozialen Situation in den britischen Fabrikstädten, stehen mit diesen aber in einem größeren Zusammenhang. Die literarische Bezugnahme auf das Partikulare, Exemplarische, gestaltet als „Geschichten [...] aus der lieben

Heimat“, erfüllt eine wichtige Funktion, denn gerade diese Geschichten sind „des Schauderns wert“ (II, 54). Vom Elend „aus der lieben *Heimat*“ zu erzählen, rührt also in besonderer Weise an die Affekte und hat ein kathartisches Wirkpotential.

Deutlich wird hier auch: Der Ausgangspunkt des Erzählens liegt nicht in Westfalen und eigentlich geht es auch gar nicht um Westfalen. Das Anliegen des Erzählens ist nicht, eine westfälische Landschaft darzustellen und dem Katalog der zeitgenössischen Mode-Landschaften hinzuzufügen. Die Bezugnahme auf eine westfälische Landschaft wird hier also wie eine Schablone genutzt, um das, was eigentlich betrachtet werden soll – das soziale Elend der Menschen in der Gesellschaft der Frühindustrialisierung –, publikumswirksam in den Fokus zu rücken. So heißt die Skizze ja auch *Die Armen in der Senne* – und nicht etwa: *Die Senne in Westfalen*.

Exkursion zum Hermannsdenkmal

Dass die Skizze anders verfährt als „die romantische Poetisierung und positive Stilisierung des Westfalenbildes“²⁹, lässt sich beispielhaft auch daran zeigen, wie der Text mit dem Hermannsdenkmal umgeht, das in einer langen Bauphase von 1838 bis 1875 zur Erinnerung an die sogenannte ‚Hermannsschlacht‘ und als weithin sichtbares Nationalsymbol in der Nähe von Detmold im Teutoburger Wald nach Plänen von Ernst von Bandel errichtet wurde. Denkmäler wie das Hermannsdenkmal erhalten in der populären Landschaftsliteratur der Zeit eine besondere Funktion. Wie Behschnitt herausgearbeitet hat, werden in den Bänden des *Malerischen und romantischen Deutschlands* Denkmäler zu dem wesentlichen Medium, das Vergangenheit und Gegenwart vermittelt.³⁰ Denkmäler werden als Bezugspunkte genutzt, um die gegenwärtige Realität in eine „Geschichtslandschaft“³¹ zu verwandeln, die Grenze von Gegenwart und Geschichte aufzulösen und die Vergangenheit zu verlebendigen.³² So geht auch *Das malerische und romantische Westphalen* auf das sich damals in Planung befindende Hermannsdenkmal ein.³³ Der Band enthält sogar einen Stahlstich, der einen Entwurf des Denkmals zeigt. In den Textpassagen zum Hermannsdenkmal im *Malerischen und romantischen Westphalen* wird Hermann als „Moment

29 Heydebrand: Literatur in der Provinz Westfalen (Anm. 3), S. 37.

30 Vgl. Behschnitt: Wanderungen mit Wünschelrute (Anm. 8), S. 128.

31 Ebd., S. 131.

32 Vgl. ebd., S. 131f.

33 Vgl. dazu auch ebd., S. 126f.

unserer Urgeschichte³⁴ bezeichnet und dem Denkmal wird die Funktion zugesprochen, „das Gesamtbewusstsein zu beleben“³⁵ und „eine nationale Begeisterung zu wecken“³⁶. Die Formulierungen dieser Passage des Westfalen-Bandes schließen an ein im 19. Jahrhundert breit zirkuliertes nationales Gründungsnarrativ an, in dem Hermann bzw. Arminius als Begründer einer deutschen Nation etabliert und das Germanische als Urform des Deutschen imaginiert wird.³⁷ Gerade der Planungsprozess zur Errichtung des Hermannsdenkmals und die in dem Kontext öffentlich und medial geführten Diskussionen über Sinn und Funktion des Denkmals trugen dazu bei, dass Hermann bzw. die ‚Hermannsschlacht‘ zu einem zentralen Bezugspunkt für die Nationalbewegung wurden. *Das Malerische und romantische Westfalen* beteiligt sich an diesem Diskurs und stimmt damit in dem Punkt überein, dass das Hermannsdenkmal zur Stärkung des Nationalgefühls beitrage.

Auch in Weerths Skizze taucht das Hermannsdenkmal auf, das sich, als Weerth den Text schrieb und publizierte, im Bau befand. Eine Abbildung ist der Skizze nicht beigegeben und auch ansonsten fällt die Bezugnahme deutlich anders aus als im *Malerischen und romantischen Westfalen*. Die Stelle, an der das Hermannsdenkmal angesprochen wird, findet sich in der in Figurenrede präsentierten Geschichte des alten Försters. Der Förster erzählt von dem jungen Bauern und dessen Situation als verwitweter Vater von sechs hungrigen Kindern, die sich insbesondere durch „das lange Darniederliegen des Leinen-Handels“ (II, 52) und die Konkurrenz der englischen Textilindustrie zuspitzt. Hermann ist da ein letzter Hoffnungsschimmer, denn

[a]lles hätte den jungen Bauer indes noch nicht niederbeugen können, denn noch blieben ihm ja zwei tüchtige Fäuste, die zu jeder Arbeit bereit waren und bei dem Bau des Arminidenkmals in jener Zeit gerade die beste Gelegenheit dazu fanden. (II, 52)

Anders als im *Malerischen und romantischen Westfalen* wird das Hermannsdenkmal hier also nicht im Sinne eines Eintrags in die nationale Topographie aufgerufen, sondern in einem ganz konkreten und prosaischen Sinne. Die Baustelle des Denkmals verspricht Arbeit und damit Brot für die hungernde Kinderschar. Anstatt der nationalen Mythisierung der Geschichte zu dienen, taucht das Denkmal bei Weerth als Bestandteil der gegenwärtigen ökonomischen und gesellschaftlichen Zusammenhänge auf.

34 Freiligrath: *Das malerische und romantische Westfalen* (Anm. 5), S. 40.

35 Ebd.

36 Ebd.

37 Vgl. Kilchmann: *Verwerfungen in der Einheit* (Anm. 6), S. 52.

Auch daran zeigt sich: Weerths Prosatext und der zeitgenössische Westfalendiskurs haben thematische und stilistische Schnittmengen, sein Erzählen setzt jedoch ganz andere Schwerpunkte und verfolgt eine andere Zielrichtung. Die populären Themen und Schreibweisen bieten Weerth eine Anschlussstelle, die hier für eine Verschiebung genutzt wird: Über Westfalen wird erzählt, denn die Region bietet sich an, um ein exemplarisches Einzelschicksal zum Erzählgegenstand zu nehmen. Die Region verweist hier jedoch nicht – wie im gängigen Westfalendiskurs – zugleich auf die Nation, sondern auf das Soziale, das Politische und im letzten Schritt, wenn Weerths Erzähler das Elend der Agrarbevölkerung Westfalens mit dem Elend der englischen Fabrikarbeiter in Verbindung bringt, auf das Internationale.

Satire: Westfälischer Pumpernickel, Fake News und Verschwörungstheorien

Unter den Texten, die Georg Weerth als Autor veröffentlichte, gibt es neben *Die Armen in der Senne* noch einen weiteren Titel, der explizit auf Westfalen Bezug nimmt: ein am 29. Juni 1848 in der *Neuen Rheinischen Zeitung* im Feuilleton veröffentlichter Artikel mit der Überschrift *Westphalen*.³⁸ Hierbei handelt es sich um keine Landschaftsbeschreibung, sondern um eine Satire, in der die zeitgenössische konservative Presse, Adel und Militär sowie die rassistisch-nationalistische Weltsicht, die einzelne Regionen oder Nationen über andere erhebt, auf satirisch-ironische Weise aufs Korn genommen werden. Westfalen kommt hier ins Spiel, weil Weerth aus einer Beilage des Osnabrücker Tageblatts zitiert, in der ein „Aufruf an alle Westphalen“³⁹ abgedruckt ist. Ein Lieutenant von Bruchhausen richtet darin „ein ernstes Wort“⁴⁰ an die Lesenden und warnt sie vor einem Überfall durch „sämtliche[] slavische[] Völker“⁴¹, aufgestachelt von „den Russen“⁴². Weerth greift dieses Fundstück auf, um es als „Perle westphälischer Literatur“⁴³ im Feuilleton der *Neuen Rheinischen Zeitung* zu platzieren. ‚Perle‘ natürlich in dem Sinne, dass sie ihm zum glänzenden Anlass für eine seiner Satiren wird. Der Zusammenhang ist von heute aus betrachtet von einer gewissen Aktualität, denn es geht bei dieser Chose um Verschwörungstheorien und falsche Nachrichten; *fake news* im Revolutionsjahr. Westfalen bekommt

38 Georg Weerth: Westphalen. Neue Rheinische Zeitung, Nr. 29, 29. Juni 1848, Sp. 1-3.

39 Ebd., Sp. 1.

40 Ebd.

41 Ebd.

42 Ebd.

43 Ebd., Sp. 3.

ganz nebenbei sein Fett weg und wird näher charakterisiert durch „guten Schinken und Pumpnickeln“⁴⁴ sowie seine „Spökenkiker[]“⁴⁵. – Die Bezugnahme auf Westfalen und bestimmte Westfalen-Stereotype verfolgt auch in diesem Text ganz offensichtlich nicht das Anliegen, Westfalen und seine Landschaften als Teil einer nationalen Topographie Deutschlands zu würdigen. Stattdessen wird hier wie bereits in der sozialkritischen Skizze auf konkrete gesellschaftliche Zusammenhänge Bezug genommen, die in der Satire zugespitzt werden.

44 Ebd.

45 Ebd.

PAULA STEVENS (MÜNSTER)

„Unten totale Finsternis, oben auf den Hügeln aber
der herrlichste Abend!“

Eine ökokritische Untersuchung der Kontraste in Georg Weerths
Blumen-Fest der englischen Arbeiter

Das Blumen-Fest der englischen Arbeiter von Georg Weerth erschien erstmalig 1845 in der Zeitschrift *Gesellschaftsspiegel*.¹ Der Text, der außerdem den Mittelpunkt von Weerths geplanten *Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten* bildet,² erzählt von einem Blumenfest, das am Abend in der Nähe der englischen Stadt Bradford von Arbeitern gefeiert wird. Der Erzähler beschreibt dabei jedoch nicht nur die Feierlichkeiten, sondern deutet darüber hinaus auf einige spezifische Umstände der frühindustriellen Gesellschaft hin. Zum einen behandelt der Text die gesellschaftlichen Gegebenheiten und Gegensätze zwischen Proletariat und Bourgeoisie, aber auch die Kontraste zwischen Natur und Stadt und wie diese sich auf die Figuren auswirken. Dabei rückt die in dieser Zeit wachsende Industrie und damit die Stadt immer mehr ins Zentrum des Lebens der Bürger*innen und die Natur und die Verbundenheit zu ihr immer mehr in den Hintergrund. Der Erzähler in Weerths Text macht allerdings auf die besonderen Möglichkeiten der Natur im Gegensatz zur Stadt aufmerksam und verdeutlicht, wie sich die Arbeitenden durch die Natur und den Umgang mit ihr positiv verändern. So ermöglicht sie es den Arbeitenden, ihrem Alltag zu entfliehen und sich produktiv mit sich selbst und der Natur auseinanderzusetzen. In den Blick der Erzählung rückt damit das spezifische poetische und politische Potential der Natur und ein produktives Wechselverhältnis von Mensch und Umwelt, das neue Tätigkeiten ermöglicht, die in der Stadt nicht ausgeübt werden können.

1 Vgl. Katharina Grabbe: Blumen-Rhetorik und Konstituierung von Öffentlichkeit. Georg Weerths *Das Blumen-Fest der englischen Arbeiter* in der Zeitschrift *Gesellschaftsspiegel*. In: Grabbe-Jahrbuch 37 (2018), S. 137-158, hier S. 137. Siehe auch: Georg Weerth: *Sämtliche Werke in fünf Bänden*. Hrsg. von Bruno Kaiser. Berlin 1956-1957, Bd. III: *Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten*, S. 496. Im Folgenden werden die Zitate im Text mit römischer Band- und arabischer Seitenzahl in Klammern nachgewiesen.

2 Vgl. z. B. Florian Vaßen: *Der einsame Fremde – Heinrich Heines und Georg Weerths englische Reiseliteratur*. In: Bernd Füllner (Hrsg.): *Georg Weerth. Neue Studien*. Bielefeld 1988, S. 44-87, hier S. 70 und 75.

Dieser Artikel legt den Fokus auf ebendiesen Kontrast zwischen Natur und Stadt, zwischen Natur und Kultur und stellt die Frage, inwiefern eine ökokritische Lesart, welche die voranschreitende Industrialisierung und Urbanisierung zur Produktionszeit (kritisch) hinterfragt und demnach die Umwelt in den Blick nimmt, auf das Werk angewendet werden kann. Es soll herausgearbeitet werden, wie die Stadt und im Gegensatz dazu die Natur dargestellt werden.

Ökokritik als literaturwissenschaftlicher Ansatz

Ecocriticism wird in der deutschsprachigen Literaturwissenschaft oftmals mit ‚Ökokritik‘ übersetzt und kann als eine Lesart verstanden werden, die sich besonders auf den Umweltbezug eines Textes fokussiert. So schreiben Caroline Schaumann und Heather I. Sullivan: „Ecocriticism can generally be defined as the study of texts with attention to the physical environment.“³ Benjamin Bühler spricht in Bezug auf den Ecocriticism außerdem von einer „Art der Lektüre von Texten“⁴, einem „Theorierahmen, der komplexe ökologische Probleme und ihre Darstellung zum Gegenstand hat“⁵ oder von einer „Interpretationsmethode“⁶. Es handelt sich somit um die Betrachtung eines Textes mit Umweltbezug. Grundsätzlich kann demnach jeder Text, der sich mit Umwelt oder Natur auseinandersetzt, ökokritisch gelesen werden, so auch Weerths *Blumen-Fest*.

Es erscheint nachvollziehbar, dass die Umwelt den Fokus der Analyse unter ökokritischen Aspekten ausmacht, wenn man davon ausgeht, dass es in den Texten, die diesen Bezug aufweisen, meist um eine Umwandlung der (ursprünglichen) Natur geht. Dabei kann es sich um die Zerstörung oder Ausbeutung der Natur handeln, wenn beispielsweise eine Stadt errichtet oder erweitert wird. Diese Umwandlung wird wiederum kritisch betrachtet und meist der Kultur zugeschrieben. Dadurch bildet die Umwelt beziehungsweise die Natur einen Kontrast zu Kultur, Künstlichkeit oder Technik.⁷ Es wird unterschieden zwischen einer vermeintlich natürlichen, ursprünglichen Umwelt als Natur und

3 Caroline Schaumann, Heather I. Sullivan: Introduction. In: German Ecocriticism in the Anthropocene. New York 2017, S. 7-21, hier S. 8.

4 Benjamin Bühler: Ecocriticism. Grundlagen – Theorien – Interpretationen. Stuttgart 2016, S. 27.

5 Ebd., S. X-XI.

6 Ebd., S. IX.

7 Vgl. Claudia Schmitt, Christiane Solte-Gresser: Zum Verhältnis von Literatur und Ökokritik aus komparatistischer Perspektive. In: Dies. (Hrsg.): Literatur und Ökologie. Neue literatur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven. Bielefeld 2017, S. 13-54, hier S. 14.

einer sozialen, kulturellen Umwelt als Kultur. Von einem „Natur-Kultur-Gegensatz“⁸ sprechen ebenfalls Gabriele Dürbeck und Urte Stobbe in ihrer Einführung in den Ecocriticism. Klaus Held verweist in seiner Beschreibung der Vorgeschichte der Unterscheidung von Natur und Kultur „auf die Gegenüberstellung von *phýsis* und *téchnē* im Altgriechischen“⁹. „Die gängige Opposition von Natur und Kultur hat einen einfachen Sinn: Man versteht dabei unter Kultur den Gesamtzusammenhang alles vom Menschen Hervorgebrachte und hebt es ab von der Natur als dem Gesamtbereich dessen, was ‚von selbst‘, d. h. nicht durch uns, entstanden ist und entsteht.“¹⁰ Natur und Kultur können somit als verschiedenartige Räume betrachtet werden.

Die Ermächtigung der Kultur, und damit des Menschen, über die Natur hat darüber hinaus auch stets eine politische Perspektive, die bei der Lektüre unter ökokritischen Aspekten berücksichtigt werden soll: „Es geht den Vertretern nicht nur um eine neue Art der Lektüre von Texten, sondern auch um die Einleitung eines kulturellen Wandels, um ein Umdenken angesichts der globalen Umweltkrise.“¹¹ Der Ansatz der Ökokritik kann somit als Lesart auch auf Texte angewendet werden, die nicht zeitgenössisch sind. Dass schon Weerths *Blumen-Fest* die Umwandlung der Natur berücksichtigt und kritisch darstellt, soll im Folgenden anhand exemplarischer Textstellen verdeutlicht werden.

Gegenüberstellung von Natur und Kultur im Blumen-Fest

Bereits zu Beginn der Handlung werden die räumlichen Gegebenheiten des Textes präsent, so befindet sich der Erzähler im städtischen Raum. Dies wird durch die Turmuhr herausgestellt, welche die Zeit angibt. Schon an dieser Stelle findet auch die Natur Einlass in die Erzählung, wenn von der „sinkenden Sonne“ (III, 232) gesprochen wird. Ein Kontrast zwischen Natur und Stadt (und damit auch dem kulturell aufgeladenen Raum) ist genau hier ersichtlich, wenn die Zeit der Turmuhr der ‚Zeit‘ der Sonne und damit der Natur gegenübergestellt wird. Dadurch wird Gebrauch gemacht von einem Natur-Kultur-Gegensatz, der entscheidend für eine ökokritische Lesart ist. Weerths Text setzt an dieser Stelle Natur und Kultur einander entgegen und versteht sie als dichotome

8 Gabriele Dürbeck, Urte Stobbe: Einführung. In: Ecocriticism. Eine Einführung. Köln u. a. 2015, S. 9-18, hier S. 12.

9 Klaus Held: Zur Vorgeschichte der Unterscheidung von Natur und Kultur. In: Phainomena 100-101 (26/2017), S. 5ff., hier S. 5.

10 Ebd., S. 6.

11 Ebd., S. 27.

Räume – dabei fungiert die Turmuhr als Repräsentant für den städtischen Raum, während die Sonne stellvertretend für den Natur-Raum verwendet wird.

Im Laufe der Erzählung wird jedoch auch deutlich, dass sich die Gegensätze gegenseitig beeinflussen und durchdringen können;¹² so beispielsweise durch eine Blume an der Jacke der Figur Jackson, durch welche die Natur Einzug in die Stadt erhält (vgl. III, 232). Es geht somit von der Figur, die bereits zu Beginn der Handlung ein deutliches Natur-Zeichen trägt, der handlungsgebende Impuls aus. Jackson lädt den Erzähler demnach ein, mit ihm eine Gaststätte zu besuchen, in der das Blumenfest ausgetragen wird, indem er ihn fragt, ob er „gerne Punsch [t]rinkt“ und „die Blumen [I]iebt“ (ebd.). Daraufhin wird deutlich, dass sich die Gaststätte ‚Alte Hammelsschulter‘ nicht in der Stadt befindet, sondern „am Abhänge des nächsten Hügels“ (ebd.) und somit in einem anderen Raum, der andere Erfahrungen für die Figuren ermöglicht. Hier wird eine Zweiteilung von Stadt und Natur erneut angedeutet. Dass es sich um eine Gaststätte mit Bezug zur Natur handelt, gibt auch der Name zu verstehen, ist diese doch nach dem Körperteil eines Tieres benannt. Zusätzlich wird an dieser Stelle verdeutlicht, dass eine spezifische Art der Kultur auch in der Natur vorhanden ist, da das Blumenfest dort ausgetragen wird. Nun wird die umgekehrte Bewegung vollzogen, und die Kultur findet Einzug in die Natur. Natur und Kultur werden somit zwar als Gegensatz und dichotome Räume behandelt, doch wird deutlich, was auch Friederike Gesing, Katrin Amelang, Michael Flitner und Michi Knecht in ihrer Einleitung zum NaturenKulturen-Begriff,¹³ der an den *natureculture*-Begriff von Donna J. Haraway angelehnt ist, sagen: „Natur und Kultur sind stets aufeinander bezogene Sphären – das gilt auch dann, wenn diese als Dichotomie gedacht werden.“¹⁴ Weiterhin heißt es dort: „Mit dem Etikett NaturenKulturen ist eine Reihe von Absagen verbunden: an die Selbstverständlichkeit von Natur als gegeben, an Kultur als eine lediglich diskursive oder sprachlich hergestellte Kategorie und an die Annahme einer klaren Grenze zwischen Natur

12 Dies entspricht auch der Annahme vieler heutiger Forschungsbeiträge in Bezug auf Natur und Kultur. Vgl. Friederike Gesing u. a.: *NaturenKulturen. Denkräume und Werkzeuge für neue politische Ökologien*. Bielefeld 2019; Donna J. Haraway: *When Species Meet*. Minneapolis, London 2008.

13 Zuvor heißt es: „Mit dem Zusammenziehen der Begriffe ‚Natur‘ und ‚Kultur‘ werden Verflechtungen, Fusionen und zirkulierende Praktiken zwischen Natur und Kultur ins Zentrum gerückt. Dabei verknüpft das Doppelwort zwei Dimensionen, die in den dominanten Ordnungen des modernen Wissens in der Regel getrennt und als Gegensätze behandelt werden.“ *NaturenKulturen-Forschung* (Anm. 12), Einleitung, S. 7.

14 Ebd., S. 12.

und Kultur.“¹⁵ Hier wird schon hingedeutet auf die Zusammenhänge und das Durchdringen von Kultur und Natur. Beides wird auch im *Blumen-Fest* anhand der Poesie verhandelt.

Der städtische Raum

Nach der Einwilligung des Erzählers, dem Blumenfest beizuwohnen, werden beim Gang durch die Stadt die Arbeiter*innen nach ihrem Tag in den Fabriken als „stumm und traurig“, „gelähmt“, „zerschlagen“, „verwirrt“, müde, ernst, „dunkel, schmutzig“ und „staubig[]“ beschrieben (III, 233). Somit wird die Stadt durch die Beschreibung der Figuren negativ dargestellt, woran die Industrie scheinbar in besonderem Maße Schuld hat. Der städtische Raum wird nicht nur anhand der Beschreibung der Arbeitenden negativ konnotiert, sondern auch mithilfe von Beschreibungen der Schicht- und Klassenunterschiede und dem mit der Stadt einhergehenden Konsum, beziehungsweise mit dessen Ausbleiben auf Seiten der Arbeitenden. In besonderem Maße wird somit die wirtschaftlich-industrielle Stadt kritisiert und im weiteren Verlauf der Erzählung durch die Natur kontrastiert. So hält Stephan Günzel in seinem Handbuch zu ‚Raum‘ fest: „Die Landschaft verändert sich durch die Errichtung von Industrieanlagen, dem Straßen- und Kanalnetzausbau und der Erfindung der Eisenbahn.“¹⁶ Es geht darum, Wohlstand und Lebensqualität – eine Verbesserung – in die Städte einziehen zu lassen. Damit verbunden ist die Vorstellung eines „urbane[n] Komfort[s] als wesentliche städtebauliche Qualität“¹⁷, der eng an ein konsumorientiertes Denken geknüpft ist. An dieser Stelle lässt sich zudem unterstreichen, dass die industrielle Stadt die Natur ausnutzt, indem sie natürliche Rohstoffe zu Waren verarbeitet.¹⁸ Sullivan schreibt in Bezug auf dieses Verhalten: „Indem die Menschheit seit der zunehmenden Ausbeutung der fossilen Brennstoffe einen immer stärkeren Einfluss auf die materielle oder physische Umwelt nimmt, wird

15 Ebd.

16 Stephan Günzel unter Mitarbeit von Franziska Kümmerling (Hrsg.): Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart, Weimar 2010, S. 268.

17 Katia Frey, Eliana Perotti: Funktionen und Symbolik des öffentlichen Stadtraums. Städtebauthoretische Schriften aus dem 18. und 19. Jahrhundert. In: Vittorio Magnago Lampugnani, Rainer Schützeichel (Hrsg.): Die Stadt als Raumentwurf. Theorien und Projekte im Städtebau seit dem Ende des 19. Jahrhunderts. Berlin, München 2017, S. 74-86, hier S. 81.

18 An diesem Punkt des Textes wird jedoch noch nicht von einer Ausbeutung der Natur ausgegangen, vielmehr wird diese Ausbeutung auf die Arbeitenden übertragen.

die Natur heutzutage eher als ‚Natur-Kultur‘ [...] verstanden“¹⁹. Auch hier wird der Einfluss der Kultur auf Natur hervorgehoben, was zu einem Umdenken und Hinterfragen des Natur-Raumes besonders unter gegenwärtigen Bedingungen beiträgt. Auch im weiteren Verlauf der Erzählung lassen sich diese Einflüsse der Kultur auf den Natur-Raum finden.

Der Übergang von Stadt zu Natur

Im Anschluss an die Beschreibung der Stadt im Text folgt der Übergang in den Natur-Raum. Auch hier wird der Gegensatz von Natur und Kultur nochmals deutlich durch die Beschreibung der industriellen Stadt hervorgehoben, so gelingt es dem Erzähler mit seinem Begleiter Jackson, „die dumpfige Stadt“ (III, 234) innerhalb kurzer Zeit zu verlassen. Auf diese Eigenschaft der Stadt scheint viel Wert gelegt zu werden, denn sie wird gleich darauf wiederholt und weiter ausgeschmückt: „Ewig eingehüllt in den dichtesten Kohlendampf, so daß man eine halbe Meile von den ersten Häusern auch kein Dach bemerkt.“ (III, 235) Hier wird zum ersten Mal deutlich benannt, dass die Industrialisierung Einfluss auf die Umwelt hat. Sie schränkt die Sicht ein, doch scheint man dies erst aus einer erhöhten Perspektive wahrnehmen zu können, wenn man die Stadt verlässt und damit einen anderen Raum betritt. Auch auf den Einfluss auf die Bürger*innen und Arbeiter*innen der Stadt wird angespielt: „Nur am Sonntag wird es plötzlich hell, oben über der Stadt; aber nicht in den hunderttausend Köpfen da unten!“ (ebd.) Es wird erneut hervorgehoben, dass auch die Arbeiter*innen unter der Industrie leiden, doch sie haben keine Kapazitäten, um sich damit auseinanderzusetzen. Sie sind – wie bei dem Gang durch die Stadt deutlich geworden ist – nicht in der Lage, der Stadt zu entkommen und einen anderen, erhöhten Blickwinkel zu erlangen. Man kann sagen, dass „[d]er kurze Fußmarsch [...] als Exodus aus der Fabrikstadt, der Sphäre der Arbeit und der Bedrückung geschildert [wird]“²⁰. Insbesondere der industrialisierten Stadt werden ebendiese negativen Eigenschaften zuteil, auch Harald Mieg schreibt von einem „krankmachenden Stadtleben“, das mit „Lärm, Gestank und schlechte[r] Luft“ einhergeht.²¹ Johannes Cramer geht von der Natur als „eine Alternative

19 Sullivan, Heather I.: New Materialism. In: Gabriele Dürbeck, Urte Stobbe (Hrsg.): *Ecocriticism. Eine Einführung*. Köln u. a. 2015, S. 57-67, hier S. 57.

20 Vgl. Patrick Eiden-Offe: *Poesie der Klasse. Romantischer Antikapitalismus und die Erfindung des Proletariats*. Berlin 2017, S. 99.

21 Harald A. Mieg: Einleitung. Perspektiven auf die Stadtforschung. In: Ders., Christoph Heyl (Hrsg.): *Stadt. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart 2013, S. 1-14, hier S. 1.

zu der engen, dicht bebauten und deswegen als lebensfeindlich empfundenen Stadt⁴²² aus. In dieser kurzen Passage wird signifikant auf das einsetzende Anthropozän hingedeutet, indem der menschliche Einfluss und damit der Einfluss der Kultur auf die Natur beschrieben wird. Auch die Tatsache, dass sich die Gaststätte im ‚natürlichen‘ Raum befindet, unterstreicht, dass der Mensch sich der Natur bemächtigt und es keinen Raum mehr gibt, in dem der Mensch nicht in irgendeiner Form wiederzufinden ist.

Der Text jedoch macht weiterhin von einer expliziten Unterscheidung der Räume Gebrauch. So wird im Folgenden der eindrucksvolle Kontrast beschrieben, der sich den Betrachtenden offenbart, wenn man aus der Stadt in die Natur entflieht: „Unten totale Finsternis, oben auf den Hügeln aber der herrlichste Abend!“ (III, 235) Hier wird der Gegensatz zwischen den beiden Räumen prägnant hervorgehoben. Man kann folglich von einem Natur-Kultur-Gegensatz sprechen, wie es auch einige Einführungen in den Ecocriticism postulieren. Zu der Gegenüberstellung der beiden Räume trägt zudem der Hell-Dunkel Kontrast²³ bei, der beim Lesen aufgerufen wird. Auch wenn es bereits Abend ist, scheint es auf den Hügeln in der Natur dennoch heller zu sein als unten in der Stadt. Zu dem Gegensatzpaar hell-dunkel kommt somit zusätzlich das Paar oben-unten. Die Natur liegt höher positioniert auf einem Hügel und stellt somit scheinbar einen ‚besseren‘, ‚wertvolleren‘ Raum im Kontrast zur Stadt dar.

An dieser Stelle lässt sich Bezug auf Jurij M. Lotman nehmen, der schreibt:

Schon auf der Ebene supratextuellen, rein ideologischen Modellierens erweist sich die Sprache der räumlichen Relationen als eines der grundlegenden Mittel zur Erfassung der Wirklichkeit. Die Begriffe ‚hoch-niedrig‘, ‚rechts-links‘, ‚nah-fern‘, ‚offen-geschlossen‘, ‚abgegrenzt-unabgegrenzt‘, ‚diskontinuierlich-kontinuierlich‘ bilden dabei das Material für den Aufbau von kulturellen Modellen mit keineswegs räumlichem Inhalt und erhalten die Bedeutung: ‚wertvoll-wertlos‘, ‚gut-schlecht‘, ‚eigen-fremd‘, ‚zugänglich-unzugänglich‘, ‚sterblich-unsterblich‘ u. dgl. m.²⁴

Die Kontraste zwischen Stadt und Natur, die hier herausgestellt werden, enthalten somit bereits Konnotationen. Die Stadt könnte man an Lotman anschließend

-
- 22 Johannes Cramer: Architektur: Stadtplanung und Städtebau. In: Ebd., S. 15-45, hier S. 27.
- 23 Vgl. auch Michael Perraudin: Georg Weerths „Das Blumenfest der englischen Arbeiter“ und andere England-Skizzen: proletarisches Heldentum. In: Michael Vogt (Hrsg.): Georg Weerth und die Satire im Vormärz. Referate des internationalen Kolloquiums im 150. Todesjahr des Autors. Bielefeld 2007, S. 215-232, hier S. 219.
- 24 Juri M. Lotman: Die Struktur des künstlerischen Textes. Hrsg. von Georg Grübel. Frankfurt a. M. 1973, S. 329.

als wertlos, schlecht und fremd im Gegensatz zur Natur – die wertvoll, gut und eigen ist – bezeichnen. Diese Stelle im *Blumen-Fest* kann demnach als durchaus ökokritisch gelesen werden. Weiterhin kann die Stadt nicht nur als fremd, sondern in gewisser Weise als ‚entfremdet‘ verstanden werden, da sie nicht mehr der Natur angehört und keinen ‚natürlichen‘ Raum mehr darstellt. So sind auch die Arbeiter*innen durch die Industrialisierung von sich selbst und der Natur entfremdet.

Da es sich in dieser Passage um einen Übergang zwischen den Räumen handelt, kann zudem auf Lotmans Begriff der ‚Grenze‘ Bezug genommen werden: „Die Grenze teilt den Raum im Text in zwei disjunkte Unterräume. Ihre grundlegende Eigenschaft ist die Impermeabilität.“²⁵ Die Grenze im *Blumen-Fest* trennt Stadt und Natur als Räume voneinander. Entscheidend ist nach Lotman, dass „die interne Struktur jedes der Unterräume verschiedenartig“²⁶ ist. Und Olaf Schiedges ergänzt: „Wichtig ist hier nicht nur, dass die Räume sich nicht überschneiden, sondern auch, dass eine semantische Raumteilung vorgenommen wird, die ebenso ein binäres Oppositionspaar bildet.“²⁷ Auch im Blumenfest wird ein Kontrast zwischen Natur- und Stadt-Raum hergestellt, der besonders durch die Beschreibung an der Grenze zwischen beiden Räumen manifest wird.

Der Natur-Raum

Nach dem Herausstellen des Kontrasts zwischen Stadt und Natur konzentriert sich der Erzähler nun auf die Beschreibung letzterer. Was zuvor den Waren und zusätzlich im Kontrast dazu den Arbeiter*innen zugeschrieben wurde, wird an dieser Stelle auf die Natur übertragen: Grüne Felder leuchten, Vögel werden lebendig und Bäche blitzen und funkeln. Diese Eigenschaften markieren den natürlichen Raum in markanter Differenz zur Stadt als deutlich positiver und rufen entsprechend positive Reaktionen bei den Anwesenden hervor. Schließlich treffen der Erzähler und Jackson in der Gaststätte ein und nehmen am Blumenfest der Arbeiter²⁸ teil. (III, 235) Die Natur kann in diesem Fall, wie bereits durch den NaturKultur-Begriff angedeutet wurde, nicht als unberührter Ort verstanden werden, da sich der Veranstaltungsort (und damit die Kultur)

25 Ebd.

26 Ebd.

27 Olaf Schiedges: Die Raumordnung in ausgewählten Romanen des japanischen Schriftstellers Murakami Haruki. Würzburg 2016, S. 83.

28 Ab diesem Zeitpunkt werden nur noch männliche Arbeiter erwähnt und nicht mehr zusätzlich weibliche. Aus diesem Grund soll während der Episode des Blumenfests ausschließlich von ‚Arbeitern‘ die Rede sein.

in ihr befindet. Gesing et al. befinden in diesem Sinn: „Natur wird nicht länger als Ausgangspunkt begriffen, sondern als ein mehr oder weniger stabiles Ergebnis menschlicher und nicht-menschlicher Akteure.“²⁹ Das Fest als ein Teil der Kultur lässt außerdem an die Schlussfolgerungen von Helena Feder anschließen, welche besagen, dass die Kultur selbst ihren Ursprung in der Natur hat.³⁰ Diese Auffassung wird auch im Text selbst an späterer Stelle vertreten; die Natur stellt demnach einen Raum für die Entfaltung der Kultur bereit, was in der Stadt für die Arbeiter nicht (mehr) möglich ist. Durch diesen Unterschied wird die Stadt kritisch beurteilt. Die Kultur kann anschließend daran in der Natur vorkommen, jedoch ist es fraglich, wie sehr die Natur darunter leidet oder wertgeschätzt wird. Schließlich ist die Natur lediglich in Gestalt der Tulpen in der Gaststätte anwesend und wirkt dadurch randständig.

Der Erzähler schildert seinem Publikum im Weiteren die Gegebenheiten des Fests. Dabei werden erneut die negativen Eigenschaften der Stadt hervorgehoben, indem sie als schmutzig bezeichnet wird und der Arbeiter „dem Rauch der Fabriken, [...] dem Dunst der Brantweinstuben – [...] den Wogen einer Volksversammlung, [...] der Wut einer Emeute“ (III, 235) entfliehen muss, um am Fest teilzunehmen. Für die Teilnehmenden ist es demnach eine Chance, die Stadt verlassen zu können. Sie werden durch „die Liebe zu einer Blume [gerettet]“ (ebd.). Die Stadt wirkt sich somit destruktiv auf den Arbeiter aus, und die Natur hat im Gegensatz dazu die Möglichkeit, als Rettung zu fungieren und damit eine alternative Realität bereitzustellen. In wenigen Sätzen gelingt es dem Erzähler auf diese Weise, ein sehr positives Bild der Natur – besonders im Kontrast zur Stadt – zu entwerfen.

Zudem werden die Vorkehrungen für die Teilnahme am Fest beschrieben: Demnach benötigt man ein wenig Platz, an dem mit großer Sorgfalt Vorbereitungen getroffen werden, um dort die kostbaren Samen der Tulpen einzupflanzen. (vgl. III, 235-236) An dieser Stelle wird darauf verwiesen, dass die Natur erneut Einzug in die Sphäre der Stadt hält, da die Pflanzen an einem Ort in der Nähe der Arbeitenden gezüchtet werden müssen. Es gelingt somit scheinbar allein durch die ‚Blumenliebhaberei‘, einen Alternativraum innerhalb der Stadt zu errichten. Dieser Platz kann ebenfalls ein Garten sein, über den Bühler als „einen idyllischen Gegenort zur hochtechnisch organisierten Stadt“³¹ spricht. Dennoch kann er sich als Gegensatz innerhalb der Stadt befinden. Natur und Kultur stehen auch hier nicht im Gegensatz, da Natur zwar anwesend ist, jedoch

29 NaturenKulturen-Forschung (Anm. 12), S. 21.

30 Vgl. Helena Feder: *Ecocriticism and the Idea of Culture. Biology and the Bildungsroman*. Farnham 2014, S. 2.

31 Bühler: *Ecocriticism* (Anm. 4), S. 146.

durch die und nach der Kultur des Menschen verändert, gezüchtet, ja kultiviert wird – jedoch nicht zerstört, wie es bei der industriellen Stadt der Fall ist. Markus Schroer stellt außerdem heraus: „Kultur meint also die Bestellung von Land, beginnt mit der Bearbeitung des Bodens. Wer sät, pflanzt und erntet gewinnt der unbearbeiteten vorhandenen Natur folglich etwas ab, was vorher nicht existierte. Aus dem Gegebenen = Natur wird so etwas Gemachtes = Kultur.“³² Der Garten kann damit als prädestinierter Ort für NaturenKulturen verstanden werden, da er Natur und Kultur verbindet, beide Räume zusammenbringt.³³ Im Text sorgt sich die Kultur zudem um die Natur und beeinflusst sie positiv, auch wenn der Garten kein ‚natürlicher‘ Ort ist. Er stellt im *Blumen-Fest* gleichsam viel mehr eine Art Zwischen-Raum dar und vereint die Räume Stadt und Natur in sich. Zudem „[verweist] [d]ie Naturverbundenheit des Arbeiters, [...] auf Reste unentfremdeten Lebens.“³⁴ Die Stadt kann im Anschluss daran als entfremdet und unnatürlich wahrgenommen werden, wohingegen die Natur – ebenfalls in Form des Gartens – einem ursprünglichen Ort nahekommt.

Insgesamt ermöglicht die Verbundenheit mit der Natur den Arbeitern, andere Tätigkeiten auszuüben als bisher beschrieben: Sie geben sich viel Mühe und haben die Möglichkeit, aktiv zu sein. Durch das Blumenfest können sie sich mit der Natur verbinden, was ihnen die Stadt durch ihre Industrie verwehrt und entzogen hat. Aus einer ökokritischen Perspektive kann hier auf die negative Veränderung der Natur durch die Stadt hingewiesen werden. Die Natur erscheint im Umkehrschluss als positiv, denn sie ermöglicht es den Arbeitern, ihrem Alltag zu entkommen und bietet eine Alternative zur einengenden, denaturierten Stadt. Durch die Darstellung der Natur im Gegensatz zur Stadt wird folglich Kritik an der Stadt geäußert.

„Die Natur als Kontrast zur Industrialisierung und sozialem Elend ist demnach sowohl Rückzugsmöglichkeit als auch Ansatzpunkt eines Emanzipationsprozesses.“³⁵ Einen ersten Hinweis darauf gibt die Beschreibung der Regeln des Blumenfestes: Diesen zufolge haben alle Arbeiter gleichsam Verantwortung und tragen zum Gelingen der Festivitäten bei. (vgl. III, 236) Gert Vonhoff schreibt ähnlich wie Florian Vaßen von einer „Enklave [...], der nicht die Funktion eines Fluchtraums, sondern der einer sozialen Alternative zur entfremdeten

32 Markus Schroer: *Räume der Gesellschaft. Soziologische Studien*. Wiesbaden 2019, S. 144.

33 Vgl. Monika Schmitz-Emans: *Der Garten als Schwellenraum. Literarische Reflexionen über Kultivierung und Kultur*. In: Claudia Schmitt, Christiane Solte-Gresser (Hrsg.): *Literatur und Ökologie. Neue literatur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Bielefeld 2017, S. 143-156, hier S.146.

34 Vaßen: *Der einsame Fremde* (Anm. 2), S. 76.

35 Ebd.

Arbeitswelt zukommt.“³⁶ Wie bereits oben deutlich geworden ist, dient dieser Natur-Raum somit nicht nur einem Entkommen aus der Stadt, die Natur wird tatsächlich vielmehr als Alternativraum wahrgenommen – in Bezug auf die gegensätzlichen Räume Natur und Stadt, aber auch in Hinblick auf das Soziale.

Der Erzähler betont darüber hinaus, dass „[sich] [d]iese Blumenliebhaberei [...] rein aus dem Volke entwickelt [hat]“ und es sich um eine „poetische Leidenschaft“ (III, 236) handelt. Damit wird deutlich, dass die Kultur ihren Ursprung in der Natur hat und im Wesen der Arbeitenden verankert ist. Natur und Kultur werden innerhalb der Natur demnach nicht als Gegensätze wahrgenommen, sondern existieren parallel.

Die Arbeiter, die auf dem Heimweg noch niedergeschlagen wirken, erscheinen nun als „[p]rächtige Kerle“ (III, 236), zwar kann man anhand ihres Äußeren noch immer auf ihre Herkunft und Klasse schließen, doch scheint ihr Inneres wie gewandelt, sobald sie von der Natur umgeben sind. (vgl. III, 237)³⁷ Der Erzähler „verlegt [...] den Kontrast des ganzen Textes, den von Finsternis und Licht, von Bedrückung und Erhebung, in den einzelnen Teilnehmer selbst hinein.“³⁸ Die Stadt und insbesondere die Industrie wird im Gegensatz dazu erneut negativ dargestellt, wenn beschrieben wird, dass „eine rasselnde Maschine das Jubellied der Industrie [singt] – und den eigenen Grabgesang“ (ebd.) Die Industrie bedeutet demnach den Tod, die Natur in Kontrast dazu das Leben für den Arbeiter. Sie werden vom Erzähler als Helden bezeichnet, weil sie die unmenschlichen Bedingungen, die für sie vorgesehen sind, ertragen. Es wird der Eindruck erweckt, dass die Natur einen Beitrag dazu leistet, dass die Arbeiter mit ihrer Lebenssituation umgehen können, indem sie einen Zufluchtsort außerhalb (oder innerhalb, wenn man an den Garten denkt) der Stadt für sie darstellt – einen Alternativraum eben.

Als der Blick des Erzählers nun auf die Tulpen am Austragungsort des Festes fällt, werden diese als schön (III, 238), ja sogar als die „herrlichsten“ (vgl. III, 237) beschrieben. Sie konnotieren die Natur erneut sehr positiv und werden als ebendieser zugehörig verstanden, wenn geschrieben wird, dass einige „[mit] von der Natur ausnahmsweise sonderbaren Reizen ausgestattet“ (III, 238) sind. Dies macht erneut deutlich, dass Natur und Kultur zusammengehörig sind, denn die Blumen sind gezüchtet und nicht allein durch die Natur so gewachsen. Man

36 Gert Vonhoff: „Eine frische Literatur“. Georg Weerths *Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten*. In: R.J. Kavanagh (Hrsg.): *Mutual Exchanges*. Scheffeld-Münster Colloquium I. Frankfurt a. M. 1999, S. 80-95. hier S. 88.

37 Vgl. auch Perraudin: Georg Weerths „Blumenfest der englischen Arbeiter“ (Anm. 23), S. 226.

38 Eiden-Offe: *Poesie der Klasse* (Anm. 20), S. 101.

könnte dies jedoch auch negativer auffassen und die Arbeiter (und damit die Kultur) kritisch betrachten, da diese sich die Natur zu eigen machen und so kultivieren, dass sie sie nach ihrem eigenen Willen gestalten und nutzen können. Zudem sind die Tulpen durch das Züchten bereits stark kulturell geprägt. Greift man nun das Ende des Textes vorweg und bedenkt, dass in ihnen die poetische Kraft der arbeitenden Klasse manifestiert ist, wirkt die Natur erneut bedroht von der Kultur.

Das Blumenfest als Entscheidungsprozess

Nach der Beschreibung der äußeren Erscheinung der beiden Blumenrichter wird im Folgenden der Entscheidungsprozess, welche Tulpe zur schönsten Blume gekürt werden soll, dargelegt (vgl. III, 241-245). Der erste Blumenrichter beginnt mit einer Beschreibung der Natur in einer derart kunstvollen Sprache, dass es dem Erzähler unmöglich erscheint, die Rede wiederzugeben. Er spricht von einem „Zauber [...], der wie ein rätselhafter Blütenstaub auf jedem Worte“ (III, 242) des Richters liegt. Diesem gelingt es, die Natur so eindrücklich und realistisch zu beschreiben, dass die Anwesenden das Gefühl haben könnten, sich in einer utopisch überzeichneten Version von ihr zu befinden (vgl. III, 242). Die Natur, durch ihre pure Anwesenheit in der Phantasie der Teilnehmenden, scheint zu Poesie, Wortgewandtheit und Kreativität zu befähigen und bereits durch ihre positiven Eindrücke zu Heiterkeit und Lebensmut anzuregen. Diese Stelle deutet zudem erneut auf den Ursprung der Poesie in der Natur hin. Die Arbeiter in der Gaststätte sind letztlich so beschwingt durch die Rede des Blumenrichters, dass sie „laut aufauchen vor lauter Spaß“ als er schließlich eine Blume zur „schönsten Tulpe des Jahrhunderts“ (ebd.) kürt. Auch hier wird erneut deutlich, dass die Natur es den Figuren ermöglicht, Freude zu empfinden und sich der bloßen, ‚natürlichen‘ Schönheit hinzugeben und darüber hinaus möglicherweise das eigene Elend (für eine gewisse Zeit) zu vergessen. Auch an dieser Stelle schreibt der Erzähler den Figuren das Wort ‚blitzen‘ zu (vgl. III, 242). Nachdem zuvor die Natur mit ihren Bächen so beschrieben worden ist, sind es nun wieder die Arbeiter, denen diese Beschreibung gilt – möglicherweise wird so eine Verbundenheit der ‚einfachen‘ Menschen mit der Natur beschrieben.

Als der zweite Blumenrichter mit seiner Rede beginnt, wird schnell deutlich, dass er seinem Vorredner widersprechen will. Er lobt zuvor jedoch seine „meisterhafte Rede“ (III, 243) und schätzt sein Wissen und seine Hingabe an der Tätigkeit. Dabei bezeichnet er die Blumen als „die holdesten Töchter der Natur“ (ebd.), was die tiefe Verbundenheit aller am Fest Teilnehmenden zur Natur unterstreicht, denn sie alle beschäftigen sich mit ihr und finden (zurück)

zur Natur. Damit wird zudem der Zufluchtsort erneut hervorgehoben, den die Natur im Gegensatz zur Stadt darstellen kann. Zusätzlich wird von den „Reizen“ (ebd.) gesprochen, die in der Natur auch für die Arbeiter zugänglich und erfahrbar sind.

Das Fehlurteil seines Kollegen kann sich der Blumenrichter nur durch dessen „große[] Liebe“ (ebd.) erklären, denn seiner Meinung nach hat es eine andere Blume verdient, geehrt zu werden. Es handelt sich um den „wahrhaft wahrhaftigen ersten und einzigen Tulpenjuwel“, die Tulpe mit dem Namen ‚Trafalgar‘ (vgl. III, 243). An dieser Stelle wird durch die Bezeichnung ‚Juwel‘ deutlich, dass die Blumen (und damit auch die Natur) etwas Wertvolles und von besonderer Schönheit sein müssen. Darüber hinaus wird die Blume von ihm als „die erhabenste unter den Tulpen“ (ebd.) und „lieblichste Blume, so je die Sonne Englands gezeitigt“ (III, 244) bezeichnet.

Jedoch scheinen die anderen Blumenliebhaber nicht der gleichen Meinung zu sein und sehen nur eine braune Tulpe. Dennoch besteht der Richter auf sein Urteil: „Das Schöne blüht manchmal im Verborgenen. Töricht wäre es, sich stets an die äußere Erscheinung der Dinge zu halten. Man forsche nach – da werden sich erst die rechten Wunder den Sinnen erschließen!“ (ebd.)

Diese Beschreibung lässt sich auch auf die Arbeiter übertragen, denn betrachtet man sie von außen, strahlen sie wenig Lebensfreude aus und haben sie nur wenig Anteil an gesellschaftlicher Partizipation, die im kulturellen Stadtraum stattfindet, zu dem sie keinen Zugang haben. Doch schaut man hinter die Fassade und kennt ihr Inneres, lassen sich neue Seiten an ihnen entdecken; so beispielsweise die Verbundenheit zur Natur, die viele positive Aspekte an ihnen hervorbringt. Der Richter macht somit ebenfalls von einem Kontrast zwischen innen und außen Gebrauch. Im Inneren nämlich überzeugt die Tulpe mit einem Duft, den sie von außen nicht erahnen lässt, wie der erste Blumenrichter ungläubig verkündet: „Veilchenduft!“ (III, 245) Er ist von dieser Besonderheit zu Tränen gerührt und stimmt dem Urteil nun doch zu. Die Natur ist demnach dazu in der Lage, die Arbeiter etwas spüren zu lassen, was noch über Vergnügen und Heiterkeit hinausgeht. Darauf würde man nach den Beschreibungen der selbigen in der Stadt nicht schließen. Sie bekommen durch das Blumenfest zudem die Möglichkeit, ihre Individualität durch ihre Züchtungen auszudrücken, was in der industrialisierten Stadt nicht möglich ist. Diese wird zudem durch das Verleihen eines Preises anerkannt und wertgeschätzt. Beim beschriebenen Blumenfest ist es tatsächlich Jackson, der durch seine Züchtung überzeugen kann und den Preis für seine ‚Trafalgar‘ erhält (vgl. III, 246).

Natur und Literatur als emanzipatorischer Ursprung

Als schließlich die Spannung im Raum zurückgeht, kehren Festlichkeit und Freude erneut in die Gesellschaft ein (vgl. III, 245-246). Der Erzähler schildert daraufhin, dass die Sonne bereits untergegangen ist und „ein zartblauer Nebel“ (III, 246) aufkommt. Besonders diese Stelle kann als ein Bezug zur Romantik gelesen werden. So attestiert Michael Perraudin der Natur im *Blumen-Fest*, sie stelle „einen Bereich romantischer Empfindung“³⁹ dar. Dabei ist der Nebel hier – in Verbindung mit der Natur – durchaus positiv dargestellt, nicht wie der Nebel, der sich über der Stadt hält. Dieser ist durch seinen Ursprung aus den Fabriken zudem (öko-)kritisch zu betrachten, denn er lässt auf eine Umweltverschmutzung schließen. Der Nebel in der Natur leitet hingegen die Nacht ein und führt in den weiteren Teil des Abends über, bei dem nun Nähe und Gemeinschaft durch das Zusammenrücken von Tischen erzeugt wird (vgl. III, 246).

Nach weiterem Fortschreiten des Abends beschließt Jackson schließlich, die Festlichkeiten mit seinem Gast zu verlassen. Sie befinden sich jetzt an der „frische[n] Luft“ (III, 246). Auch das scheint nicht alltäglich für die Arbeiter zu sein, denn durch den ständigen Kohlendampf in der Stadt bleibt ihnen die Frischluft verwehrt. Aus diesem Grund öffnen die Übrigen die Fenster des Saals und lassen die Nacht Einzug halten, denn sie ist „gar zu köstlich.“ (III, 246-247) Der Erzähler macht außerdem deutlich, dass ihn die Lebensfreude der Arbeiter fasziniert, denn sie „[feiern] trotz aller Tyrannei dennoch so herrliche poetische Feste“. (III, 247) Die Natur wird damit erneut als eine Möglichkeit zum Ausbruch aus dem Alltag beschrieben und als ein Kontrast zur Tyrannei in der Stadt dargestellt. Sie befähigt die Arbeiter darüber hinaus, von der Poesie Gebrauch zu machen und dadurch ihre Lebensumstände zu bewältigen, „trotz der Unterdrücktheit ihres Lebens, [besteht] eine authentische autonome kreative Kultur [fort]:“⁴⁰ Hier lässt sich erneut eine Verbindung zur Romantik aufzeigen, aber auch zur Aufklärung. So geht Udo Köster davon aus, dass „die Vorstellung, daß die Natur der Boden der Poesie sei“⁴¹, in beiden Strömungen vorhanden ist. Die Poesie und damit die Natur bieten somit neben einem Zufluchtsort auch die Möglichkeit, Gemeinschaft und Recht zu erfahren, was den Arbeitern in der Stadt verwehrt bleibt. Eine Maßnahme, die der Text vorschlägt, durch welche

39 Perraudin: Georg Weerths „Das Blumenfest der englischen Arbeiter“ (Anm. 23), S. 222.

40 Ebd., S. 215.

41 Udo Köster: Kontexte zu Weerths Berichten über Proletarier in England. In: Michael Vogt (Hrsg.): Georg Weerth (1822-1856). Referate des I. internationalen Georg-Weerth-Colloquiums 1992. Bielefeld 1993, S. 85-108, hier S. 96.

die Gegenwart der Arbeiter verbessert werden kann, ist „eine[] neue[] proletarische[] Kunst, die aus Naturerfahrungen und Sinnlichkeit erwächst“⁴². Es wird erneut deutlich, dass die Kunst und Poesie – und damit auch Kultur – ihren Ursprung in der Natur haben.

Das Blumenfest der englischen Arbeiter wird im Folgenden mit einem ähnlichen Format in Frankreich verglichen, doch wird deutlich, dass in England nicht die Waren in Form von Preisen von Bedeutung sind, sondern andere Dinge: „[D]as viel einfachere Blumenfest [ist] doch von um so viel größerer Bedeutung, weil es ohne allen äußern Anlaß aus dem Volke entspringen ist.“ (III, 247) Die eigenmächtige Entscheidung, ein Fest zu veranstalten mit den geringen Mitteln, die die Arbeiter zur Verfügung haben, ist viel wertvoller als die Waren, die in der Stadt konsumiert werden könnten. Damit einhergehend wird auch die Natur aufgewertet, denn sie wird ebenfalls wertvoller durch den Kontrast zur Stadt aufgefasst. Inge Rippmann schreibt passend:

Für diese an der Armutsgrenze existierenden Menschen, ist nicht, wie es naheliegender wäre, das Nützliche [beispielsweise die Waren] das Schönste; gerade ihre ökologisch wie hygienisch katastrophale Lage [...] läßt sie unerwartete Prioritäten setzen: nicht Resignation, sondern in jahrzehntelangen politischen Kämpfen gefestigte Selbstbehauptung prägt ihre Sprache und Gestik; ihr ästhetisches Urteilsvermögen erwächst nicht aus theoretischen Studien, sondern aus durch noch immer enger Verbindung zur Natur geschärften Sinnen.⁴³

Weiter schildert der Erzähler:

[D]er Arbeiter [hat] neben seiner politischen Entwicklung noch einen Schatz von warmer Liebe für die Natur in seinem Herzen bewahrt [...], eine Liebe, welche die Quelle aller Poesie ist und die ihn einst in den Stand setzen wird, eine frische Literatur, eine neue, gewaltige Kunst durch die Welt zu führen. (III, 247)

Damit wird deutlich, wie bereits erwähnt, dass mit der Verbundenheit zur Natur eine politische Haltung und Erprobung politischer Strukturen einhergeht. Es

42 Thomas Beckermann: Georg Weerth oder Der Widerspruch zwischen dem sozialen Engagement und der bürgerlichen Erzählform. In: Wolfgang Paulsen (Hrsg.): Der deutsche Roman und seine historischen und politischen Bedingungen. Bern, München 1977, S. 175-199, hier S. 180. Vgl. auch Mary Kemp-Ashraf: Georg Weerth in Bradford. In: Akademie der Wissenschaften der DDR (Hrsg.): Georg Weerth. Werk und Wirkung. Berlin 1974, S. 44-59, hier S. 53.

43 Inge Rippmann: Das Schöne und das Nützliche. In: Michael Vogt, Detlev Kopp (Hrsg.): Literaturkonzepte im Vormärz. Bielefeld 2001, S. 183-207, hier S. 202.

lässt sich an Katharina Grabbe anschließen und sagen, dass „eine[] handlungsfähige[] Öffentlichkeit auf das Poetische als Experimentierraum angewiesen ist“⁴⁴ und damit auf die Natur, da sie einen Nährboden für die Poesie darstellt. Außerdem macht diese Textstelle deutlich, dass die Natur der Ursprung der Kultur – und damit der Literatur, Kunst und Poesie – ist. Hier kann demnach erneut nicht von einem Natur-Kultur-Gegensatz gesprochen werden, sondern der Idee von NaturenKulturen.

Dennoch bietet der Natur-Raum einen deutlichen Kontrast zur Stadt, denn dort können solche poetischen Erfahrungen nicht gemacht werden, die Fabrikanten wollen ihre Arbeiter klein und gefügig halten, sodass sie ihre Situation nicht hinterfragen. Die Natur hingegen möchte sie motivieren und befähigen, aus den vorgegebenen Bahnen auszubrechen und die Welt durch ihre Kunst zu bereichern und zu verändern. Zudem wird sie als Wegbereiter für neue politische Tendenzen dargestellt.

Die Natur wird abschließend durchweg positiv durch die Luft, Berge, Sterne und die Nacht konnotiert, aber auch aufgrund der Möglichkeit für die Arbeiter ein solches Fest in einem ‚geschützten‘ Raum auszutragen und dort selbstbestimmt handeln zu können. Sie befähigt durch ihre Gegebenheiten, das Innere nach außen zu kehren, und den Kontrast, der in der Stadt als sehr wichtig erscheint, obsolet zu machen. Denn letztlich erscheint das Innere der Arbeiter als weitaus entscheidender.

Nach diesem Absatz endet der Text in der Buchfassung, jedoch wird er in der originalen Fassung im *Gesellschaftsspiegel* noch fortgeführt. Dieser Teil des Textes lässt sich in der hier verwendeten Fassung in den Kommentaren finden. Dort wird noch einmal Bezug genommen auf das Zusammenspiel von Kunst und politischem Wandel; denn neben seinem politischen Engagement als Charitist und dem Gewinn des Preises verfasst Jackson zusätzlich ein Gedicht zum Blumenfest, „das sich an einfacher Schönheit mit dem Vollkommensten unser deutschen Lyrik messen kann.“ (III, 496) So plädiert der Erzähler dafür, dass „[d]ie ersten Anfänge dieser poetisch-künstlerischen Entwicklung der englischen Arbeiter [...] bereits gemacht [sind].“ (ebd.) An dieser Stelle lässt sich zudem noch einmal auf das Politische im Ecocriticism Bezug nehmen, denn dort wird auf Veränderungen der Natur hingewiesen, die der Text ebenfalls deutlich macht, wenn er den (öko-)kritischen Kontrast zwischen Stadt und Natur expliziert. Der Erzähler spricht außerdem eine Zukunft an, indem er im zusätzlichen Abschnitt darauf hindeutet, dass die Entwicklungen der Literatur selbst und durch die Literatur und Poesie noch anhalten wird – was eben als politisch verstanden werden kann.

44 Grabbe: Blumen-Rhetorik (Anm. 1), S. 152.

Schlussüberlegungen

Insgesamt fällt auf, dass der Text produktiv unter ökokritischen Aspekten betrachtet werden kann, da er über einen starken Bezug zur Natur verfügt und darüber hinaus Kontraste zum städtischen Raum und zur Industrie aufzeigt – beispielsweise durch die Gegensatzpaare hell-dunkel, oben-unten oder offen-geschlossen – und dadurch eine kritische Lesart fordert. Es lässt sich bei äußerer Betrachtung der dichotomen Räume schließlich ein Natur-Kultur-Gegensatz feststellen; besonders der Stadt werden negative Eigenschaften zugeschrieben. Sie stellt einen denaturierten Raum dar, der eine starre gesellschaftliche Ordnung aufweist. Weiterhin wird ihr Verschmutzung – durch die Fabriken – und Veränderung der Natur vorgeworfen. Somit kann man sie unter ökokritischen Aspekten betrachten. Die Natur auf der anderen Seite bietet den Arbeiter*innen einen Zufluchtsort oder Alternativraum, in dem sie ihrer Kultur Ausdruck verleihen und andere Erfahrungen gemacht werden können als in ihrem alltäglichen Leben – Kultur findet sich in beiden Räumen des Textes wieder, doch wird sie jeweils unterschiedlich bewertet. Demnach wird die Natur positiv konnotiert, was die Stadt im Umkehrschluss negativ erscheinen lässt.

Innerhalb der Räume Stadt und Natur wird der Gegensatz jedoch anhand des Gartens und des Blumenfests selbst aufgebrochen, vielmehr ist die Natur der Nährboden der Kultur und ermöglicht es den Arbeitern, die Literatur für sich zu gebrauchen – hier lässt sich erneut an die Idee von NaturenKulturen anschließen.

UWE ZEMKE (WETHERBY)

Georg Weerths Reisen in auch heute noch teils unerforschte Gebiete Mittel- und Südamerikas

*Vorbemerkung*¹

Mit Georg Weerths Mittel- und Südamerika-Reisen befassen sich bereits mein Aufsatz „Gefährliche Reisen: Tropenreisen und Tropenmedizin im Vormärz“² und neuerdings das Kapitel „Als Biograph auf den Spuren Georg Weerths in Europa und in der Neuen Welt“ des Nachworts zur aus Anlass des 200. Geburtstags Georg Weerths am 17. Februar 2022 im Aisthesis Verlag vorgelegten Neuauflage der 1989 im Droste-Verlag erschienenen Biographie *Georg Weerth (1822-1856). Ein Leben zwischen Literatur, Politik und Handel*.³

Die zuverlässigsten, weil auf den neusten Stand gebrachten, Informationsquellen zu den noch unerforschten Gebieten Mittel- und Südamerikas sind ohne Zweifel Reisebücher und Reiseführer, da sie die aktuellen politischen, sozialen und geographischen Verhältnisse der betreffenden Länder ausführlich dokumentieren.

Die auf meinen Reisen als Biograph Georg Weerths auf dessen Spuren in Mittel- und Südamerika gewonnenen Erkenntnisse sollen dieses Bild vervollständigen. Relevante Literatur liefert zusätzliche Hintergrundinformationen.

Biographischer, politischer, historischer und geographischer Hintergrund

Georg Weerth reiste offiziell geschäftlich in der Neuen Welt, und zwar in erster Linie für das englische Textilunternehmen „Steinthal & Co.“ (Manchester),⁴ aber auch für die norddeutsche Handelsfirma „F.J. Tesdorpf und Sohn“.⁵ Gleich-

1 Zum besseren Verständnis des Beitrages wird den Lesern empfohlen, eine Landkarte der betreffenden Gebiete und Länder zur Hand zu nehmen.

2 Uwe Zemke: Gefährliche Reisen. Tropenreisen und Tropenmedizin im Vormärz. In: Journalliteratur im Vormärz. Redaktion: Rainer Rosenberg, Detlev Kopp. Forum Vormärz Forschung, Jahrbuch 1995. Bielefeld 1996, S. 237-249.

3 Uwe Zemke: Georg Weerth 1822-1856. Ein Leben zwischen Literatur, Politik und Handel. Düsseldorf 1989; Neuauflage Bielefeld 2022, S. 286-301.

4 Zur Firmengeschichte „Steinthal & Co.“, vgl. das Nachwort zur Neuauflage der Biographie, S. 288.

5 Aus diesem Grund hat sich Georg Weerth im August und September 1855 an diesen Orten aufgehalten, um seinen lukrativen Geschäftsvertrag mit den Tesdorpf für

zeitig aber unternahm er ausgedehnte Forschungs- und Entdeckungsreisen, auf eigene Faust, in teils unerforschte Gebiete Mittel- und Südamerikas. Um seine Reisekosten brauchte er sich keine Sorgen zu machen. Dazu äußerte sich seine Mutter: „Ich muß Dich deshalb doch oft glücklich schätzen, diese großartige Reise zu machen, die Dir zudem nicht allein kein Geld kostet, sondern Dir auch ein hübsches Sümmchen einbringt.“⁶

Georg Weerth war ein ‚unruhiger Geist‘; immer ‚auf Achse‘. Der Verlagsbuchhändler Franz Duncker, mit dem Lina Duncker, seine Cousine zweiten Grades, verheiratet war, sprach von ihm als „ruhelosen Wandergeist“ (2, 898). Seine Mutter beschrieb ihn als „ewig Unersättlichen“, der, „alles, was sich auf der Erde und unter dem Himmel befindet, kennenlernen“ (2, 759) wollte. Als er seiner Mutter 1855 von seinem Vorhaben mitteilte, nach Amerika zurückzukehren, schrieb sie ihm: „Kam hofft man, Dich endlich mal beim Schlafittchen zu haben, so möchtest Du schon wieder auf und davon fliegen?“ (2, 895)

Georg Weerth selbst gestand: „Permanente Bewegung ist mir zur ändern Natur geworden.“ (2, 895) Und in seinem Bekenntnisbrief an Betty Tendering, die seinen Heiratsantrag abgewiesen hatte, versprach er, falls sie zu ihm nach Amerika ziehen würde: „Ich werde mein tolles Umherirren in Amerika aufgeben [...]“ (2, 913)

Gleichzeitig war Georg Weerths Mutter besorgt, dass er sich bei seinen „Kreuz- und Querfahrten“ (2, 855) „aus reiner Wiß- und Neubegierde in Gefahr begib[.]t.“ (2, 877) Und ein anderes Mal, als sie von seiner geplanten Reise nach Jamaika erfuhr, wo laut Zeitungsberichten Gelbfieber herrschte, schrieb sie ihm beängstigt: „Sieh Dich [...] vor und *wage* nichts!“ (2, 730)

Das 19. Jahrhundert war ein Zeitalter des Wandels in Amerika und eine Zeit welthistorischer Ereignisse und weltverändernder technologischer Fortschritte. Man denke hier z. B. an den 1848 einsetzenden kalifornischen Goldrausch, den Weerth mitmachte;⁷ an politische Unruhen, Revolutionen und Befreiungskriege, dabei vornehmlich an Simon Bolivars (1783-1830) Traum von einem

Mittel- und Südamerika abzuschließen. Die Tesdorpf's waren eine angesehene Senatoren- und Kaufmannsfamilie mit Sitz in Bremen, Hamburg und Lübeck. Auch heute noch hat die Firma „Carl Tesdorpf“ ein Geschäft in der Mengstrasse 4 in Lübeck. Die seit 1678 bestehende Firma „Carl Tesdorpf“ ist Deutschlands ältester Weinimporteur, dessen Ruf auf dem aus Bordeaux erzeugten „Lübecker Rotspon“ gegründet ist.

6 Georg Weerth: Sämtliche Briefe. Hrsg. und eingeleitet von Jürgen-Wolfgang Goette unter Mitwirkung von Jan Gielkens. Frankfurt a. M., New York 1989, Bd. 2, S. 746. Im Folgenden werden Zitate im Text mit Band- und Seitenangabe in Klammern nachgewiesen.

7 Vgl. hierzu Uwe Zemke: Travel through time on Highway 49! Auf den Spuren Georg Weerths während des kalifornischen Goldrauschs. In: Deutschland und die USA im

von der spanischen Herrschaft befreiten Südamerika;⁸ an bedeutende naturwissenschaftliche Erforschungen von Alexander von Humboldt (1769-1859)⁹ und Sir Robert Schomburgk (1804-1865), den Georg Weerth während seines Aufenthalts in Santo Domingo im März 1853 auch persönlich kennenlernte und von ihm, dem damaligen englischen Gesandten auf Santo Domingo, gastfreundlich bewirtet wurde;¹⁰ und schließlich die im Verkehrs- und Kommunikationswesen gemachten Entwicklungen, was den Straßen- und Eisenbahnbau, den Schiffsverkehr und die Telegraphenverbindungen betrifft.

Es waren besonders die Entwicklungen im Eisenbahn- und Schiffsverkehr, die zu Weerths Zeit viele Reisen erleichterten und manche erst ermöglichten. Zu verweisen ist insofern auf den Bau des amerikanischen Transcontinental Railroads, der 1869 fertiggestellt wurde (also nach Weerths Kalifornien-Aufenthalt), der aus einer mühsamen und gefährlichen, mindestens einen Monat dauernden Überquerung Amerikas eine Reise von 5 Tagen machte und wesentlich dazu beitrug, Kalifornien zu erschließen; weiter auf den Bau des Panama-Railroads über den Isthmus von Panama, den Georg Weerth verfolgte, dessen Fertigstellung im Jahre 1855 er jedoch nicht mehr miterlebte, und schließlich die 1852 erfolgte Inbetriebnahme der ersten geregelten Verkehrsverbindung zwischen dem Atlantik und dem Pazifik, und zwar in Nicaragua durch Cornelius Vanderbilts¹¹ Inter-Oceanic Steamship Co., die Weerth auch erlebte. Als Augenzeuge,

Vor- und Nachmärz. Politik – Literatur – Wissenschaft. Forum Vormärz Forschung. Jahrbuch 23 (2017). Bielefeld 2018, S. 277-304.

- 8 Gute Überblicke über Simon Bolivars Leben und Wirken bieten Maria Arana: *Bolivar: The Epic Life of the Man Who Liberated South America*. New York 2014; John Lynch: *Simon Bolivar. A Life*. New Haven, London 2007.
- 9 Adolf Meyer-Abich beschreibt Alexander von Humboldts „Große Amerikareise“ ausführlich in seiner Bildmonographie: *Alexander von Humboldt*. Reinbek 1967, S. 67-107. Die allgemein als beste und umfassendste geltende *Alexander von Humboldt-Biographie* stammt von Hanno Beck: *Alexander von Humboldt*. 2 Bde. Wiesbaden 1959-1961.
- 10 Sir Robert Schomburgk, der seit 1830 zuerst Handelsgeschäfte in Westindien betrieb, wandte sich dann aber ganz den Wissenschaften zu. Er fand unter anderem die Quellen des Orinoco und entdeckte die berühmte Wasserpflanze „Victoria Regia.“ Georg Weerth berichtete seiner Mutter ausführlich über seine Bekanntschaft mit Schomburgk (2, 722). Dadurch angeregt, antwortete sie ihm: „Deinen Freund, Sir Robert Schomburgk, lernte ich in diesen Tagen auch durch wenigstens einen Auszug seiner *Reisen in British-Guayana* kennen, und es ahnte mir nicht, daß Du zu derselben Zeit das Glück hattest, seine persönliche Bekanntschaft zu machen“ (2,730).
- 11 Cornelius Vanderbilt (1794-1877), Spitzname „The Commodore“, wird als „shipping and railroad magnate, a self-made millionaire and America’s first tycoon“

Teilnehmer und Chronist ist Georg Weerth bei vielen dieser welthistorischen und weltverändernden Ereignisse „dabei gewesen“. Vor diesem Hintergrund ist sein gesamter Amerika-Aufenthalt zu sehen.

Nicaragua, Panama, Kolumbien und Venezuela

Georg Weerth unternahm zwei Amerika-Reisen. Die erste dauerte vom 2. Dezember 1852 bis 15. Juni 1855, die zweite vom 17. November 1855 bis zu seinem Tod am 30. Juli 1856. Im Folgenden beschränkt sich die Darstellung hauptsächlich auf seine erste große Amerika-Reise, die seine Cousine Lina Duncker mit Recht als „eine Reise um die halbe Welt und in ganz unbekannte Regionen“ (2, 893) beschrieb.

Ich werde mich dabei zumal auf zwei Länder in Mittelamerika, auf Nicaragua und Panama, und zwei Länder in Südamerika, Kolumbien und Venezuela, konzentrieren, die Georg Weerth (und auch ich teilweise auf seinen Spuren mehr als 130 Jahre später) besuchten und die auch heute noch zum Teil unerforscht sind.

Nicaragua

Georg Weerth hielt sich vom 30. Oktober bis 6. November 1854 in Nicaragua auf. Aus Colón in Panama kommend, traf er in Greytown (San Juan del Norte) an der atlantischen Küste Nicaraguas ein. Darüber schrieb er seiner Mutter: „Du wirst diesen Punkt leicht auf der Karte finden können.“ (2, 843)¹²

Weerth unternahm diese „Seiten-Tour“ (2, 843) nach Nicaragua, weil er sich des Transits von Cornelius Vanderbilts Inter-Oceanic Steamship Co. bedienen wollte, um über den Nicaragua-See die Städte Granada und Leon zu besuchen. Da es aber von Greytown keine für ihn zeitlich günstige Verkehrsverbindung gab und zudem auch politische Unruhen im Landesinneren ausgebrochen waren, verbrachte er notgedrungen die Zeit bis zur Rückreise an Bord seines Dampfers, wo er allen erdenklichen Komfort genoss.

beschrieben. Zur weiteren Lektüre sind besonders T.J. Styles: *The First Tycoon. The Epic Life of Cornelius Vanderbilt* (2009) und Edward J. Renchan jun.: *Commodore. The Life of Cornelius Vanderbilt* (2009) zu empfehlen.

12 Dies ist eine von vielen Stellen in der Briefkorrespondenz zwischen Georg Weerth und seiner Mutter, die belegen, mit welchem Interesse seine Mutter die Reisen verfolgte.

Greytown bzw. San Juan del Norte war, wie Weerth schrieb „ein miserables indianisches Dorf“, bis der kalifornische Goldrausch den Ort als Start- und Endpunkt des Inter-Oceanic Transits für die Durchquerung Nicaraguas auf dem Weg nach Kalifornien in eine „blühende Stadt“ (2, 847) verwandelte.

1866, also 12 Jahre später, hielt sich auch ein anderer Abenteurer, Mark Twain (1835-1910), nach Durchquerung Nicaraguas mittels Cornelius Vanderbilts Inter-Oceanic Steamship Co. auf dem Weg von Kalifornien nach New York in San Juan del Norte auf. In dem Aufsatz „Travel through time“ habe ich bereits die Eindrücke Georg Weerths bei seinem Besuch der Goldgräberstädte während des kalifornischen Goldrauchs mit den Erfahrungen Mark Twains als zeitweiliger Silbergräber während des Silberrauschs in Nevada verglichen.

Über seine Nicaragua-Reise schrieb Mark Twain eine Serie von Reisebriefen für die San Francisco-Zeitung *Alta California*, die in dem nach seinem Tod erschienenen Buch *Travels with Mr. Brown* (1940) Aufnahme fanden. San Juan del Norte beschrieb er folgendermaßen:

A peopled paradise – composed of 200 old frame houses [...]. The population is 800 and is mixed – made up of natives (Nicaraguans), Americans, Spaniards, Germans, English and Jamaicans. [...] the transit business has made every other house a lodging camp and you can get a good bed anywhere for a dollar.¹³

Mit der Fertigstellung des Transcontinental Railroads in den USA im Jahre 1869 verlor der Nicaragua-Transit an Bedeutung und Cornelius Vanderbilts Inter-Oceanic Steamship Co. stellte 1868 ihren Dienst ein, was San Juan del Norte aus einer blühenden Stadt wieder zu einer „kompletten Wildnis“ (2, 847) machte.

Heute beläuft sich die Einwohnerzahl von San Juan del Norte auf ca. 300. Greytown existiert fast überhaupt nicht mehr: Nur der Friedhof, der Glockenturm der alten Kirche und die alte Windmühle erinnern an seine Glanzzeit. Wie „weitab vom Schuß“ San Juan del Norte liegt, beweist die Tatsache, dass der seit Jahren geplante Flugplatz immer noch nicht gebaut worden ist.

Wer sich heute nach San Juan del Norte wagt, findet dort ein tropisches Paradies, das wie das Ende der Welt anmutet, muss dabei jedoch eine der höchsten Niederschlagswerte ganz Amerikas mit einem Jahresdurchschnitt von 5 000 mm in Kauf nehmen.

13 Da es dieses Werk nur in seiner Originalfassung gibt und antiquarisch schwer greifbar ist, bin ich bei dem Zitat auf das folgende Buch angewiesen, das auch mehrere andere Passagen aus *Travels with Mr. Brown* bietet: Richard Arghiris, Richard Leonard: Nicaragua. Bath 2008, S. 187.

Fast die Hälfte Nicaraguas ist spärlich besiedelt und zum Großteil unerschlossen. Während der westliche Teil vom Nicaragua-See bis zur Grenze nach Honduras dicht bevölkert und wirtschaftlich am meisten entwickelt ist und eine relativ gute Infrastruktur aufweist, ist der östliche Teil vom Nicaragua-See bis zum Atlantik dünn besiedelt, schwer zugänglich und leidet an einer mangelnden Infrastruktur.

Hier gibt es vier Gebiete, die entweder nur teils oder sogar noch gänzlich unerforscht sind:

1. Das Flussgebiet des „extraordinarily beautiful Rio San Juan“, der stellenweise bis zu 350 m breit ist und die Grenze zu Costa Rica bildet.
2. Das nördlich des San Juan gelegene Biologica Indio-Maiz, das als der bedeutendste Regenwald und das unberührteste Naturschutzgebiet Mittelamerikas beschrieben wird.
3. Die Bosawas Biosphere Reserve, die sich im Nordosten bis zur honduranischen Grenze erstreckt und als „Central America’s largest wilderness and least exploited area“¹⁴ gilt.
4. Das von der atlantischen Küste bis zum Rio Coco an der Grenze zu Honduras im Nordosten des Landes reichende Gebiet, Heimat der Miskito-Indigenen, die als eine der wenigen Ureinwohner Nicaraguas ein Maß an Autonomie erlangt haben. Über dieses Gebiet heißt es:

Few roads have ever penetrated this wilderness [...]. Bilwi is the capital of the Miskito world, but Waspam is its spiritual heart. Located on the Rio Coco, only the truly brave and adventurous will get this far. Surrounded by impenetrable forest, a boat and a guide will be necessary to navigate the river, its tributaries and the many isolated communities of the Miskito nation.¹⁵

Abgesehen von den bereits erwähnten mit der geographischen Beschaffenheit des Landes verbundenen Hindernissen sind die Hauptgründe, warum sowohl Forschungs- und Entdeckungsreisende als auch Bildungs-, Kultur- und Erholungsurlauber Nicaragua bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt haben, die folgenden:

Eine seit über 2 Jahrhunderten anhaltende instabile politische Lage (Man denke an die wiederholten militärischen Eingriffe der US-Truppen; die Jahrzehnte dauernde Somoza-Diktatur; die Freiheitskriege der FSLN (Frente Sandinista de Liberación Nacional) und den von Ronald Reagan finanzierten Contra-Krieg); zum zweiten das auch heute noch Nicaragua anhaftende negative Image auf Grund des internationalen Drogenhandels (Nicaragua ist Durchgangsland

14 Ebd., S. 269, 291.

15 Ebd., S. 268.

für den Drogentransit von Kolumbien, dem Hauptanbaugebiet für Kokain, in die USA).

Allmählich aber eröffnet sich Nicaragua dem Tourismus. Auffallend ist, dass der historische Teil Nicaraguas mit den Städten Granada und Leon, die Georg Weerth auch besuchen wollte, heute verstärkt auf dem Programm vieler US-amerikanischer und auch europäischer Reiseveranstalter steht und oft als Anhang zu Reisen nach Costa Rica angeboten wird.

Panama

Als sich Georg Weerth im Jahre 1854 in Panama aufhielt, war das Land noch ein Teil Kolumbiens. Panama erlangte erst 1903 seine Unabhängigkeit. Das erste Mal war Weerth im März 1854 in Panama, als er auf der Rückreise von Kalifornien in Panama-Stadt an der pazifischen Küste eintraf und nach der Überquerung des Isthmus von Panama von Colón am Atlantik nach Cartagena in Kolumbien weiterreiste. Das zweite Mal besuchte er Panama im Oktober und November 1854. Diesmal kam er von St. Thomas, seinem damaligen Wohnsitz in der Karibik, in Colón an, machte von dort die bereits erwähnte „Seiten-Tour“ nach Nicaragua und begab sich dann über den Isthmus von Panama nach Panama-Stadt, wo er sich nach Guayaquil in Ecuador zu Beginn seiner eigentlichen großen Südamerika-Reise einschiffte.

Abgesehen von seiner „Seiten-Tour“ nach Nicaragua war Panama lediglich Durchgangsland für Weerths Reisen in Nord-, Mittel- und Südamerika und der Karibik. Er führte dort keinerlei Geschäfte durch. Georg Weerth überquerte den Isthmus von Panama vom Pazifik zum Atlantik, der hier nur 80 km beträgt, und in umgekehrter Richtung, teils per Eisenbahn und teils zu Pferd, begleitet von einem indianischen Führer. Über diese Reise schrieb er seiner Mutter:

Die Eisenbahn über die Landenge ist noch nicht ganz fertig; man reitet daher von Panamá bis nach Obispo [...]. Die Straße führt durch dick und dünn [...]. Man sieht es daher diesem Wege nicht an, daß er die große Völkerstraße nach Kalifornien, China und Australien ist. In Obispo [...] setzt man sich auf die Eisenbahn, fährt mitten durch den Urwald, durch Sümpfe und Meeresarme und ist in 2 Stunden in Colón [...]. Dies ist nämlich der andere Endpunkt der Bahn [...]. Der ganze Weg vom Stillen bis zum Atlantischen Meere dauerte also 8 Stunden. (2, 807f.)

So war Georg Weerth zwar Zeuge des Eisenbahnbaus über den Isthmus von Panama, doch hat er von der Inbetriebnahme der Gesamtstrecke im Jahre 1855 nicht profitieren können, da er nach 1854 sich nicht wieder in Panama aufhielt.

Interessanterweise verkehrt die Eisenbahn (Panama Railroad) über den Isthmus von Panama auch heute noch. Die 76 km lange Strecke verläuft fast genau entlang des Panama-Kanals, der 1914 eröffnet wurde. Die Eisenbahnlinie ist zu einer großen Touristenattraktion geworden. Die Eisenbahn verkehrt einmal täglich zwischen Panama-Stadt und Colón und retour. Die Fahrzeit beträgt jeweils knapp 2 Stunden. Auf dieser mit allem Komfort ausgestatteten Luxusreise mit Speisewagen und Aussichtsdom wird man in das „golden age of travel“ versetzt. Und die Fahrt gilt als „one of the greatest rail journeys of the Americas“.

Auch heute noch bleibt Panama zum Großteil unerforscht. Nur der Isthmus von Panama, die Kanal-Zone und Panama City sind dichter besiedelt.

Ich komme jetzt zu dem Grenzgebiet zwischen Panama und Kolumbien, das unter den Forschern als eine der letzten großen Wildnisse der Welt gilt und oft als „last frontier“ beschrieben wird. Es handelt sich um die „Darién Gap“, den schmalen Landstrich zwischen Panama und Kolumbien, der Mittel- und Südamerika verbindet. Über die „Darién Gap“ heißt es:

The Darién Gap has long held a special place in travellers' lore as the ultimate adventure [...] This thin stretch of land, just 50km wide and 160km long, which links Central and South America, has some of the densest tropical jungle in the world. There are no roads of any kind, the only inland routes are by boat or on foot [...] The Darién is home to indigenous tribes who rarely see foreigners [...] The trek across the Darién is held in high regard by adventurers, but we strongly advise against it, not simply because it is easy and fatal to get lost, but also because [...] this area still has a heavy guerrilla presence [...] Those trafficking drugs from South to North America have found the density of the jungle a useful protection. As a result, this has become a violent war zone [...] and it is a hostile environment for any tourist [...] For the moment, only the foolhardy will attempt the land crossing.¹⁶

Abgesehen davon sind gefährliche Tropenkrankheiten wie Malaria und Gelbfieber im Darién endemisch, und der Dschungel wimmelt von einigen der tödlichsten Giftschlangen der Welt, wie der Lanzenschlange, und von tödlichen Skorpionen. Nur Lebensmüde würden sich ohne sachkundige Führer in diese Wildnis wagen; wer sich hier verirrt, ist ‚verraten und verkauft‘. Entsprechend lautete der Rat eines bekannten Tropenmediziners und Forschungsreisenden: „Move fast, travel light and never without a guide.“ Es wundert daher nicht, dass der Pan-American Highway, der sich über 30 600 km von Circle in Alaska bis nach Puerto Montt in Chile erstreckt, derzeit in Yaviza in Panama endet und erst in der Nähe von Barranquillita in Kolumbien weiterführt. Ob die fehlende

16 Charlie Devereux: Colombia Handbook. Bath 2019, S. 165f.

150 km betragende Strecke zwischen diesen beiden Orten durch die „Darién Gap“ jemals gebaut werden wird, ist fraglich.

Kolumbien

Georg Weerth hielt sich zu Beginn seiner großen Südamerika-Reise (er hatte Venezuela schon davor besucht) in Kolumbien, das damals Nueva Granada hieß, vom 22. März bis 26. Juli 1854 auf. Er reiste von Cartagena an der Atlantik-Küste den Magdalena-Strom flussaufwärts und überquerte dann die Anden nach der Hauptstadt Bogotá. Bei der Weiterreise von Bogotá nach dem in Nordwesten gelegenen Medellín überquerte er erneut die Anden. Von Medellín trat er die Rückreise nach Cartagena an. Auf dieser Reise kam er in damals noch von wenigen Europäern besuchte Gegenden. Seiner Mutter berichtete er darüber: „Eine mühevollere, aber zugleich interessantere Reise als diese kann man an wenigen Stellen der Erde machen.“ (2, 818)

In Bogotá war er, wie er seiner Mutter erklärte, „wirklich am Ende der Welt“ (2, 810). Hinter Bogotá, fuhr er fort,

steigt der letzte Bergrücken der Kordillere empor, und die grandiose Felskuppe von Moncerrate [!], 10 600 Fuß hoch, hängt gerade über unsern Häuptern. [...] Jenseits dieser Bergkuppe beginnen die unbewohnten Ebenen des Innern von Südamerika, die Wälder und Flußtäler des Meta, des Guaviare und anderer Seitenströme des Orinoco und des Amazonas-Stromes. Wie groß und schön ist die Erde! (2, 820)

Den gleichen Anblick wie Weerth von dem 3210 m hohen Montcerrate genoss auch ich bei meiner Kolumbien-Rundreise: Das sich vor Georg Weerths und meinen Augen erstreckende Gebiet ist ein Teil der Savannen-Landschaft der Llanos und des Amazonas, in denen es kaum Straßen und Ortschaften gibt. Diese beiden Gebiete machen mehr als $\frac{1}{4}$ der Gesamtfläche Kolumbiens aus, während $\frac{1}{4}$ der Gesamtbevölkerung des Landes in den Städten Bogotá, Medellín, Cartagena und Cali wohnt.

Bei den anderen zum Teil auch heute noch unberührten Gebieten Kolumbiens handelt es sich um die an der Grenze zu Venezuela im Nordosten des Landes liegende La Guajira-Halbinsel. Diese nördlichste Spitze Südamerikas, die wie das Ende der Welt anmutet, ist die Heimat der Wayuu-Indigenen. Über diese Gegend heißt es: „The Guajira Peninsula is not a place to travel alone [...]. It is hot, it is easy to get lost, there is little cover and very little water.“¹⁷

17 Ebd., S. 199.

Und das andere wenig erforschte, weil größtenteils unzugängliche, Gebiet ist der sich östlich von Medellín bis zum Pazifik erstreckende Choco, der einer der regenreichsten Teile Südamerikas ist und zugleich eine der größten Biodiversitäten der Erde aufweist. Eine mangelnde Infrastruktur, anhaltende politische Unruhen, Menschenraub und Drogenhandel sorgen dafür, dass der Choco, bis auf den Küstenstrich, noch weitgehend unberührt ist, obwohl er als „one of the most beautiful departments“¹⁸ des Landes beschrieben wird. Die erst 1975 entdeckte „lost city“ Ciudad Perdida beweist, wie viele andere bedeutende historische und architektonische Schätze heute noch in Kolumbien vergraben sind. Die in der Sierra Nevada de Santa Marta liegende Ciudad Perdida, die zwischen 500 und 700 erbaut wurde, gilt als die wichtigste Stätte der Tayrona-Zivilisation. Auf einer 400 Hektar umfassenden Gesamtfläche befinden sich u. a. religiöse Gedenkstätten, Wohnviertel und Getreidespeicher. Der durch dichten tropischen Regenwald führende Trekk nach Ciudad Perdida ist mit beträchtlichen Gefahren und Risiken verbunden: „Going on your own is discouraged and dangerous. Route finding is very difficult and unwelcoming „indigenas“, paramilitaries and drug traders increase the hazard.“ Dennoch ist zu lesen: „The six-day trek is right up there with the Inca trail in Peru and Roraima in Venezuela as one of the classic South American adventures and is a truly remarkable experience.“¹⁹

Obwohl Kolumbien landschaftlich, historisch und architektonisch ein noch unerschöpftes Touristenpotential bietet, ist weiterhin Vorsicht geboten. Man bedenke, dass Kolumbien für 80% der Kokainproduktion der Welt aufkommt und das Land der Ausgangspunkt des Schmuggels ist, der über die „Darién Gap“ und die Durchgangsländer Panama und Nicaragua nach Nordamerika betrieben wird und von dort weiter nach Europa führt.²⁰

Während die beiden führenden Drogenkartells, der „Medellín Cartel“ und der „Cali Cartel“ (auch „Gentlemen of Cali“ genannt auf Grund ihrer weniger brutalen Praktiken) zwar an Bedeutung verloren haben, ist neuerdings der „Gulf Clan“ verstärkt in den Vordergrund getreten. Nach der Auslieferung ihres Führers Dairo Antonio Usuga (Spitzname „Otoniel“, der als „the world’s most dangerous trafficker“ beschrieben wird) an die USA im Mai 2022, hat der „Gulf Clan“ zu einem bewaffneten Streik im Norden Kolumbiens aufgerufen, worauf

18 Ebd., S. 249.

19 Ebd., S. 187f.

20 Zum Thema Kolumbien und dem Kokainhandel gibt es u. a. folgende informative Bücher: Mark Bowen: *Killing Pablo*. Atlantic Press 2001; Francisco E. Thoumi: *Political economy and illegal drugs in Colombia*. Berlin, New York 1994; Grace Livingstone: *Inside Colombia. Drugs, Democracy and War*. Latin American Bureau 2003.

Präsident Ivan Duque einen Ausnahmezustand über dieses Gebiet verhängt hat und Truppen entsandte, um „Ruhe und Ordnung“ wiederherzustellen.

In den letzten Jahren hat sich jedoch im globalen Drogenschmuggel und -handel ein bedeutender Machtwechsel ergeben, indem mexikanische Drogenkartells die kolumbianischen von ihrer Spitzenposition verdrängt haben.

Venezuela

Während seines Südamerika-Aufenthalts besuchte Georg Weerth Venezuela vier Mal. In keinem anderen Land war er so oft. Der Hauptgrund dafür waren die guten Geschäfte, die er dort machte. Nur bei seiner zweiten Reise, im Juli und August 1853, die ihn auf einer Golete, einem Zweimaster, von der Orinoco-Mündung bis nach dem 400 km flussaufwärts gelegenen Ciudad Bolívar (dem ehemaligen Angostura) brachte und von dort wieder flussabwärts zurück zum Atlantik führte, unternahm er Vorstöße in kaum berührte Gebiete des Landesinneren.

Wie bei seiner Nicaragua-„Seiten-Tour“, bei der er auch keine Geschäfte machte, handelt es sich hier um eine reine Forschungs- und Entdeckungsreise. Wann immer sein Schiff vor Anker ging, nutzte er die Gelegenheit zu Expeditionen ins Landesinnere. Über eine solche Expedition schrieb er:

Mit großen Messern schlugen wir uns dann Bahn und drangen in den Wald. Riesige Baumstämme, Gestrüpp, verrottete Zweige und Blätter, oft ganz sumpfiger Boden mit Rohr und Schilf, das üppigste Grün und der faulste Moder in malerischer Konfusion durcheinander und in Dämmerung gehüllt, das ist ein amerikanischer Urwald. (2, 739f.)

Eine weitere Expedition führte ihn zu den Katarakten des Caroni, der in der Nähe von Puerto de las Tablas in den Orinoco fließt. Über den Caroni schrieb Weerth (mit Recht): „Es ist dies ein Fluß, der kaum von Europäern gekannt; selbst unsre größten Reisenden Humboldt und Schomburgk haben ihn, soviel ich weiß, nicht besucht.“ (2, 750) Weiter berichtete er seiner Mutter:

Zu Lande ist diese Reise [...] kaum möglich, da man durch den dicksten Urwald muß. Ich mietete daher eine Curiale, einen gehöhlten Baumstamm [...], und fuhr [...] den Orinoco hinauf, von 4 Indianern gerudert; ein Mulatte saß am Steuer. [...] Wir ließen dann unsre Curiale sicher vor Anker gehen, und der Mulatte und ich nahmen dann unsre Gewehre, während sich die Indianer mit großen Messern bewaffneten. So drangen wir in den Wald, rechts und links das Gestrüpp niederhauend. [...] und nachdem wir vielleicht eine Stunde vorgedrungen, befanden wir uns endlich an der Stelle, wo

der Fluß etwa 60 Fuß hoch hinabstürzte. Unsr Aussicht war um so schöner, da wir etwa 2/3tel an der Höhe des Falles waren und [...] in die Tiefe blicken konnten, aus der sich der Staub des Wassers in einer mächtigen Säule erhob, welche im Sonnenlanze blitzte. (2, 750)

In der Tat handelt es sich hier um die „truly beautiful“ beschriebenen Salto Llovizna-Katarakte. Interessant ist, dass die südlich des Orinoco gelegene Stadt Upata, bis zu der Georg Weerth bei seiner zweiten Orinoco-Expedition vordrang, auch heute noch der Ausgangspunkt für alle Forschungsreisen ins Landesinnere Südvenezuelas ist, und dass die Goldminen, die Georg Weerth bei seiner Reise „in Augenschein“ (2, 749) nahm, auch heute noch Gold fördern und außerdem in neuester Zeit in dieser Gegend weitere beträchtliche Gold- und Diamanten- und auch riesige Eisenvorkommen entdeckt worden sind.

Es gibt heute drei Gebiete Venezuelas, die fast die Hälfte der Gesamtfläche des Landes ausmachen und als „stunningly beautiful and untouched wilderness“²¹ beschrieben werden:

1. Das Orinoco Delta.
2. Die südlich des Orinocos gelegene Gran Sabana, die durch die „Tepuys“ genannten Tafelberge charakterisiert ist. Hier befinden sich die Angel Falls, mit 979 m die höchsten Wasserfälle der Welt, die erst 1935 durch Zufall von dem amerikanischen Piloten Jimmie Angel (daher der Name) entdeckt wurden; und hier liegt auch der sagenumwobene Mount Roraima (2810 m), den Arthur Conan Doyle in seinem Science-Fiction-Roman *The Lost World* verewigt haben soll. Über Mount Roraima heißt es: „Owing to the tough terrain and the extreme weather conditions, this hike is only suitable for the fit [...]. Do not go alone [...] it is easy to get lost [...] wear thick socks and boots to protect legs from snakes.“²² Zu einem anderen in der Nähe gelegenen Tafelberg, Auyan-Tepuy (2 560m), haben die Eingeborenen seit 1995 den Zugang gesperrt.
3. Das dritte Gebiet ist Amazonas. Hier gibt es auch heute noch nicht bestiegene Tepuys wie z. B. Autana-Tepuy und andere in der Serrania de la Neblina an der Grenze zu Brasilien gelegene Tepuys. Dieses Gebiet schließt auch die zu Brasilien gehörende Serra Parima ein, von der Georg Weerth in seinem ausführlichen Reisebrief an Heinrich Heine vom 17. Juli 1853 berichtete. (2, 744)

21 Ben Box: *South American Handbook* 2000. Bath 1999, S. 1534, 1556.

22 Ebd., S. 1552f.

Unbezwungene Berge

Im Anschluss an die „unerforschten Gebiete“ Mittel- und Südamerikas erlaube ich mir, das Thema „Unbezwungene Berge“ kurz anzusprechen.

Da sich sowohl Alexander von Humboldt als auch Georg Weerth bei ihren Südamerika-Reisen als Bergsteiger an einem der höchsten Berge der Anden, dem in Ecuador gelegenen Chimborazo (6 310 m), der damals noch nicht bezwungen war und als der höchste Berg der Welt galt, versuchten, dürfte dieses Thema von Interesse sein.

In den Anden gibt es 1174 über 5 000 m hohe Berge; 104 sind über 6000 m hoch. Nach aktuellem Stand sind zwischen 40 und 60 über 5000 m hohe Berge in den Anden auch heute noch nicht bestiegen. Die meisten dieser Berge sind noch ohne Namen. Dafür gibt es die folgenden Gründe (die nicht nur auf die Anden zutreffen): Die Berge befinden sich in schwer zugänglichen Gegenden; sie stellen von ihrem Schwierigkeitsgrad außerordentlich hohe Anforderungen an die Bergsteiger; die Witterungsverhältnisse sind derart, dass „das Fenster“, d. h. die Jahreszeit, für einen erfolgreichen Aufstieg sehr klein bzw. kurz ist; die Berge sind für Bergungs- bzw. Rettungsversuche schwer erreichbar. Da solche Aufstiegsversuche meistens von größeren Bergsteigerteams unternommen werden, was sehr aufwendig und kostspielig ist, finden sich wenige Förderer bzw. Sponsoren für diese riskanten Unternehmungen. Manche Berge liegen in politisch instabilen Regionen, andere in militärischen Sperrgebieten, und schließlich gibt es Berge, die aus religiösen Gründen nicht bestiegen werden dürfen.

Der Großteil der noch nicht bestiegenen Berge liegt in der Alta Cordillera im Grenzgebiet zwischen Argentinien und Chile, vornehmlich in Argentinien. Bei meinem Abstecher in dieses entlegene und bisher von wenig Reisenden besuchte Gebiet hatte ich Gelegenheit, in einiger Entfernung eine Reihe dieser imposanten Berge zu erblicken. Dazu gehörte auch der meines Wissens höchste noch unbezwungene Berg nicht nur der Anden, sondern ganz Amerikas, nämlich der in der La Rioja Provinz gelegene fast 6 000 m hohe Parofes, an dem bereits mehrere Expeditionen gescheitert sind.

Aus eigener Erfahrung weiß ich, welch tief ergreifendes Gefühl es ist, vor einem solchen Berg zu stehen. Ich erlebte das auf meiner Pakistan-Rundreise im Karakorum beim Anblick des auch heute noch unbezwungenen 7 388 m hohen Ultar. Ich konnte mir kaum vorstellen, wie man jemals diesen fast senkrecht aus dem Boden steigenden Berg besteigen könnte.

Ähnlich beeindruckt war der englische Humorist, Satiriker, Schriftsteller und Reisebuchautor Michael Palin (in Deutschland hauptsächlich durch die beliebte Fernsehkomödie *Monty Python's Flying Circus* bekannt), der beim Anblick des Machhapuchhre (7 010 m) im Himalaya, der von den Buddhisten als heiliger

Berg betrachtet wird und nicht bestiegen werden darf, schrieb: „I think back to the group silent in the face of the majestic beauty of Machhapuchhre and realize how extraordinarily lucky I am to have seen all this.“²³

Und ebenso berührt war auch Georg Weerth beim Anblick des Chimborazo, der erst 1880 zum ersten Mal erfolgreich bestiegen wurde, wie er seiner Mutter berichtete:

Die Form, in der ich diesen merkwürdigen Berg zuerst sah, war so steil, daß ich nicht begreifen konnte, wie je ein Mensch da hinaufgestiegen sei. Von der düstern Unterlage der Kordilleren stiegen die Schneewände fast senkrecht empor und wölbten sich erst oben zu einem Dome mit zwei Kuppeln. Es war ein erschreckend schöner Anblick. (2, 859)

Die Lage heute. Voraussetzungen für erfolgreiche Expeditionen in auch heute noch teils unerforschte Gebiete Mittel- und Südamerikas (und in andere Erdteile)

Im Vergleich zu Georg Weerth haben die heutigen Forschungsreisenden weitaus bessere Rahmenbedingungen. Zu seiner Zeit wusste man wenig über Tropenkrankheiten (das erste Tropeninstitut der Welt wurde 1898 in Liverpool gegründet). Heute haben viele Universitäten renommierte Institute für Tropenmedizin. Man denke hier an die London School of Hygiene and Tropical Medicine und das Bernhard-Nocht-Institut für Tropenmedizin in Hamburg. Weiterhin sind die CDC (Centers for Disease Control) in Atlanta, USA, und die WHO (World Health Organisation) zuverlässige und aktuelle Informationsquellen über Tropenkrankheiten, was deren Ausbreitung, Prophylaxe und Behandlung betrifft.²⁴

Während es in der Mitte des 19. Jahrhunderts noch keine Meteorologie als exakte Wissenschaft gab, können Meteorologen heute, zwar nicht immer, doch mit großer Wahrscheinlichkeit, Naturkatastrophen wie Überschwemmungen, Hurrikane und Tsunamis vorhersagen. Ebenso haben Geologen und Vulkanologen

23 Michael Palin: Himalaya. London 2004, S. 124.

24 Das von Werner Lang herausgegebene Buch *Tropenmedizin in Klinik und Praxis* ist das Standardwerk für Mediziner (Stuttgart, New York. 1993; seit 2010 liegt die vierte überarbeitete und erweiterte Auflage vor). Für Nicht-Mediziner kann ich auf das informative und auf den neuesten Stand gebrachte, von Richard Dawood herausgegebene Buch *Travellers Health: How to Stay Healthy abroad* (Oxford University Press 2000) verweisen.

zuverlässige und hoch entwickelte Frühwarnsysteme für Erdbeben bzw. Vulkaneruptionen entwickelt.

Auf Mittel- und Südamerika bezogen, sind als ausführliche und aktualisierte Informationsquellen der „South American Explorers Club“ und besonders der „Latin American Travel Advisor“ zu empfehlen. Letzterer bietet einen jährlichen Gesamtüberblick über 17 mittel- und südamerikanische Länder zu den Themen: Persönliche Sicherheit, Gesundheit, Wetter, Naturphänomene, Reisekosten, Wirtschaft und Politik.²⁵ Trotz all dieser heute zur Verfügung stehenden Informationsquellen überschätzen ständig viele Reisende ihre Kräfte, unterschätzen die Risiken und Gefahren und begeben sich, unzulänglich informiert, schlecht vorbereitet und unpassend ausgerüstet, unnötiger- und leichtsinnigerweise in Gefahr.

Vor Antritt von Forschungsreisen in die besprochenen Gebiete sollten folgende Voraussetzungen erfüllt werden: Man sollte körperlich fit sein; sich in gesundheitlich guter Verfassung befinden; gut vorbereitet sein; sich den Umständen nach ausreichend akklimatisiert haben; sich mit reichlicher Nahrung, Wasser und Salz-Ersatz versorgen; ggf. Sonnenschutz anwenden; entsprechend gekleidet sein; angemessen ausgerüstet solche Reisen antreten; sich über Land und Leute ausgiebig informiert haben, was aus Sicherheitsgründen gesperrte Gebiete, Zugangsverbote zu von indigenen Völkern verwaltete Territorien und wegen des Drogenhandels bedingte „no-go areas“ betrifft; vor allem sollte man nie allein, sondern nur in Begleitung ortskundiger Führer solche Touren antreten; die Sprache der jeweiligen Länder sprechen (in diesem Falle Spanisch bzw. Portugiesisch) und gegebenenfalls Grundkenntnisse der betreffenden indigenen Sprachen besitzen; auf medizinische Eventualitäten wie Schlangenbisse und Höhenkrankheit (ACM: Acute Mountain Sickness) vorbereitet sein; sich an vorgeschriebene medizinische Vorbeugungsmaßnahmen halten; etwaige politische Unruhen einkalkulieren; mit Naturkatastrophen wie Überschwemmungen, Erdbeben und Vulkanausbrüchen rechnen; ein festes Ziel vor Augen haben und nicht sinnlos herumirren; Mut, Ausdauer und Durchsetzungskraft mitbringen; bereit sein, die Reise abzubrechen, wenn es die Umstände erfordern; damit rechnen, über Wochen von der Außenwelt abgeschnitten zu sein; Nachricht hinterlassen, wohin man sich begibt und wie lange man für solche Touren einplant, damit eventuelle Rettungsmaßnahmen ergriffen werden können; und schließlich sollte man finanziell gut situiert sein; denn solche Expeditionen sind kostspielig; gegebenenfalls sollte man Sponsoren aufreiben, die bereit

25 Spezifisch relevant für Tropenreisen ist John Hatts *The Tropical Traveller*. London 1993, das besonders für „budget travellers“, „backpackers“ und „adventure tourists“ gedacht ist.

sind, solche gewagten Unternehmungen zu finanzieren, sei es aus philanthropischen Gründen oder um ihre Produkte zu bewerben.

Georg Weerth erfüllte viele dieser Voraussetzungen. Dennoch setzte er gelegentlich sein Leben aufs Spiel.²⁶ Und die Falciparum-Malaria, der Weerth erlag,²⁷ ist auch heute noch die tödlichste aller Tropenkrankheiten, an der er, wenn er heute gereist wäre, ebenso hätte sterben können, da sofortige Hilfe nötig ist. Bedauerlicherweise hat die WHO, trotz anfänglich vielversprechender Meldungen, bis heute immer noch keine wirksamen Vakzine gegen die Malaria erfunden.

26 Vgl. Zemke: Georg Weerth (Anm. 3), S. 195-229, 249-263.

27 Vgl. Zemke: Gefährliche Reisen (Anm. 2), S. 245-249.

BERND FÜLLNER (DÜSSELDORF)

„ruck, ein andres Bild! Bis zu meinem nächsten Briefe.“¹

Weerths Erzählbriefe an seine Mutter von seinen amerikanischen Reisen

Die Tour nach Westindien geht [...] grade durch die offene See, und die erste Insel, St. Thomas, erreicht man in 14 Tagen, also nur 4 Tage später, als ich damals bis nach Gibraltar zu fahren hatte. [...] Die Details, die ich Dir sonst über die ganze Geschichte geben werde, sollen Dir beweisen, daß es vielleicht ein großes Glück ist, daß ich nach so langem Warten endlich grade das gefunden habe, wonach ich mich seit zehn Jahren sehnte.²

So informiert Georg Weerth am 26. August 1852 seine Mutter über seine Reisepläne, drei Monate bevor er zu seiner ersten Übersee-Reise aufbricht. Interessant ist dabei vor allem, dass er seinen fast dreijährigen Englandaufenthalt von Ende 1843 bis Mitte 1846 und seine einjährige Mitarbeit an Karl Marx' *Neuer Rheinischer Zeitung* 1848/49 als Umweg bezeichnet. Sechs Jahre, in denen der gerade 27-Jährige bereits ein beeindruckendes journalistisches und literarisches Werk geschaffen hat. Seine journalistische Karriere beendete Weerth am 17. Mai 1849 in der letzten, rotgedruckten Ausgabe der *Neuen Rheinischen Zeitung*, in der auf der Titelseite seine „Proklamation an die Frauen“ und im politischen Teil sein Leitartikel „Großbritannien“ erschien. Das endgültige Ende seiner Karriere als Schriftsteller folgte drei Monate später im August 1849, als mit dem satirischen Roman *Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski* seine erste und einzige Buchpublikation zu Lebzeiten bei Hoffmann und Campe in Hamburg erschien.

Bereits im Frühjahr 1851³ findet sich ein erster Hinweis auf Weerths Pläne zu einer amerikanischen Reise in einem Brief aus Hamburg an Friedrich Engels, in

- 1 Weerth bezieht sich hier auf Adolf Glasbrenners „Guckkästner“-Texte und die Ankündigung des „Guckkästners“, mit der dieser ein neues Bild präsentiert: „Rrrr! ein anders Bild! (Pathetisch) Hür meine Herrschaften, präsentirt sich Ihnen die große zuvorkommende Abdankung Seiner Majestät Ludwigs von Baiern“. Ad. Glasbrenner. Berlin wie es ist und trinkt. 29. Heft. „Das neue Europa im Berliner Guckkasten“. Leipzig 1848, S. 16.
- 2 Georg Weerth an Wilhelmina Weerth, Hamburg, 26. August 1852; Georg Weerth: *Sämtliche Briefe*. Hrsg. und eingeleitet von Jürgen-Wolfgang Goette unter Mitwirkung von Jan Gielkens. Frankfurt a. M., New York 1989, Bd. 2, S. 688. Im Folgenden werden die Zitate im Text mit Band- und Seitenzahl in Klammern nachgewiesen.
- 3 Bereits vor Beendigung seiner kaufmännischen Lehre Ende März 1840 zieht es Weerth schon in weite Ferne, nach Buenos Aires. Am 30. September 1839 kündigt er seinem Bruder Wilhelm an: „[...] der Gedanke und der Wunsch bleibt fest in mir,



Abb. 1: Wilhelmina Weerth (1785-1868)
Lippische Landesbibliothek Detmold

dem er klagt: „[...] das gemüthliche Leben bringt mich hier um allen Verstand und ich mögte gern einmal das amerikanische Geschäft versuchen – nur Unruhe! Unruhe! Sonst bin ich verloren.“ (2, 589)⁴ Einen Monat später, im April 1851, betont er in einem Brief an den in London lebenden Karl Marx zwar, wie wichtig ihm die Mitarbeit an der *Neuen Rheinischen Zeitung* war, dass er jedoch ohne ein höheres Ziel keine neuen literarischen Arbeiten fertigstellen kann:

so bald als möglich meine jetzige Umgebung zu verlassen [...] und keineswegs meine Jugend in dem Dampfe einer Fabrikstadt zu verschlummern.“ Doch der Brief schließt enttäuscht: „Die Aussichten, welche ich in Buenos Aires hatte, zerstörte der dort wütende Krieg.“ (1, 127).

4 Georg Weerth an Friedrich Engels, Hamburg, 28. März 1851.

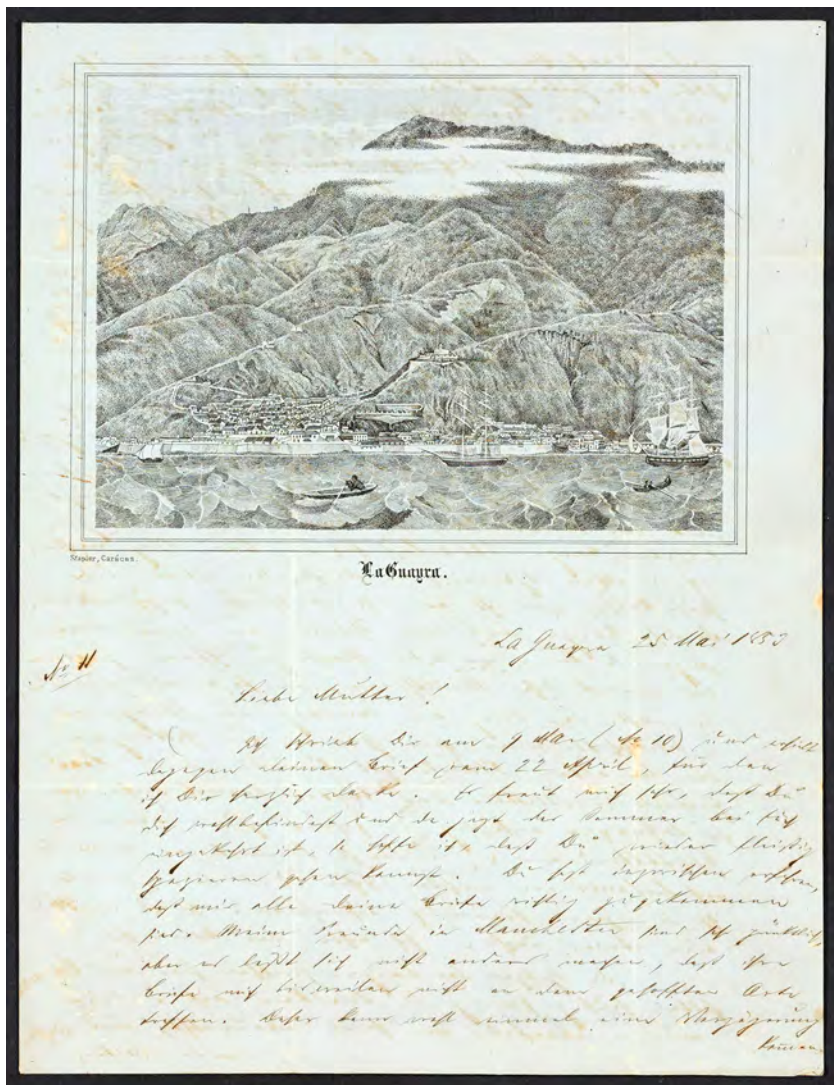


Abb. 2: Georg Weerth an Wilhelmina Weerth, La Guaira, 25. Mai 1853
 Illustriertes Briefpapier
 Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis Amsterdam

Ich habe in der letzten Zeit Allerlei geschrieben aber nichts beendet, denn ich sehe gar keinen Zweck, kein Ziel bei der Schriftstellerei. [...] Ich muß gestehen: so leid es mir thut, die letzten 3 Jahre für nichts und wieder nichts verloren zu haben, so freut es mich, wenn ich an unsre Kölner Residenz denke. Wir haben uns nicht kompromittiert. Das ist die Hauptsache! Einstweilen will ich Romane lesen, spaziren gehen und Alles vergessen.⁵

Dennoch, im Bekannten und Freundeskreis besteht weiterhin großes Interesse an Texten von Georg Weerth, und man hofft, Berichte seiner Reiseerlebnisse zu lesen. Kurz vor seiner endgültigen Abreise bittet ihn der Berliner Verleger Franz Duncker in einem Brief vom 21. Oktober 1852: „Lassen Sie uns von Zeit zu Zeit etwas hören, reisen Sie glücklich und schreiben Sie ein hübsches Buch über Westindien und Mittelamerika.“ (2, 695) Eine Aufforderung, die Duncker ein gutes Jahr später wiederholt und konkretisiert:

Wollen Sie denn nicht Ihre schönen Fahrten in einem kleinen Bande oder mehreren [...] beschreiben und herausgeben. Ich bin überzeugt, das Publikum würde sich ebenso dabei amüsieren als Ihre Freunde an Ihren Briefen. [...] senden Sie mir diese Briefe und seien Sie nicht böse, wenn ich dieselben abdrucken lasse [...], denn Ihre Briefe sind sämtlich vollkommen druckreif. (2, 790f.)⁶

Schließlich startet er von Southampton aus am 2. Dezember 1852 seine erste Reise nach Westindien. Diese Reise führt ihn innerhalb der nächsten zweieinhalb Jahre nach Westindien, zur West- und Ostküste von Südamerika, nach Zentralamerika und Mexiko, mit einem kurzen Abstecher zu den Goldgräbern in Kalifornien, bevor er am 15. Juni 1855 wieder nach Europa zurückkehrt. Nach drei Jahren unsteten Lebens schafft Weerth es nach seiner Rückkehr kaum, sich an den in Europa üblichen Gang des Geschäftslebens zu gewöhnen. „Permanente Bewegung ist mir zur andern Natur geworden“ schreibt er am 3. Juli 1855 an seine Mutter und ergänzt: „ich wünsche, daß es so bleiben möge.“ (2, 895)

Ein letzter Versuch, doch ein ruhigeres Leben zu führen, scheidet im Herbst 1855. Bei einem Besuch in Berlin hat er sich leidenschaftlich in Betty Tendering verliebt. Im Oktober versucht er, sie bei einem Abstecher in Paris zu treffen, und auch der letzte Versuch einer erfolgreichen Begegnung, diesmal in Marseille, misslingt. So enden seine Bemühungen um die Geliebte schließlich für ihn mit einer großen Enttäuschung, da sie seinen Heiratsantrag ablehnt.

5 Georg Weerth an Karl Marx, Hamburg, 28. April 1851. Karl Marx, Friedrich Engels: Gesamtausgabe (MEGA2). Berlin u. a. 1975ff., Abt. III, Bd. 4, S. 366.

6 Franz Duncker an Georg Weerth, Berlin, 28. Januar 1854. Zu dieser Zeit hatte die große Karriere von Friedrich Gerstäcker, der beim Cotta-Verlag Reiseberichte über seine Forschungsreisen veröffentlichte, bereits begonnen.



Abb. 3: Reisepaß für Georg Weerth, 1855
Russisches Staatsarchiv für Sozial- und Politikgeschichte Moskau

Ein halbes Jahr später bricht Weerth Anfang November 1855 zu seiner zweiten großen Reise auf, nachdem er in England neue Verträge mit zwei Hamburger Firmen für den Überseehandel glücklich abgeschlossen hat.⁷ Zurück in Westindien fühlt er sich sofort wieder wie zuhause. Er berichtet der Mutter am 15. Dezember 1855 von St. Thomas aus, dass er viele alte Geschäftsfreunde vorgefunden habe und er in Venezuela „Old Weerth“ genannt werde, ein Zeichen, dass er „eben nicht in der Fremde“ (2, 947) sei. Diesmal aber wird doch alles anders: Weerth unternimmt keine großen Forschungs- oder Geschäftsreisen mehr durch Süd- oder Mittelamerika, sondern beschränkt sich auf die Karibischen Inseln St. Thomas, Puerto Rico, St. Domingo und Haiti und Kuba, aber auch auf die Küstenregionen von Venezuela (Caracas und La Guaira). Schließlich wählt er ab Anfang März 1856 Havanna auf Kuba als seinen neuen Hauptgeschäftssitz, und dies, obwohl er sich ja eigentlich, wie er am 7. März 1856 seinem Bruder Wilhelm schreibt,

noch nicht daran gewöhnen kann, lange an einem Orte zu wohnen. Wenn man unverheiratet ist, so sollte man eigentlich stets auf Reisen bleiben. Die permanenten Wohnsitze sind durch die modernen Kommunikationsmittel eigentlich aus der Mode gekommen, und künftig wird man auch auf übrigens ganz respektable Menschen die alte polizeiliche Formel anwenden können: „daß sie sich ohne festen Wohnsitz lange Zeit umhergetrieben.“ (2, 967)

Zu Gute kommt ihm dabei, dass zwischen den einzelnen Inseln ab 1853 eine regelmäßige Dampfschifffahrtslinie eingerichtet wurde, sodass die früheren, oft zeitraubenden Fahrten in den zum Teil kleinen, ungemütlichen und stark von Wind und Wetter abhängigen Segelschiffen entfallen, was für den Geschäftsreisenden Kaufmann Weerth nun einhergeht mit größerer Freizeit:

Da wir uns an jedem Hafen der Insel 2 bis 3 Stunden aufhielten und dies für meine Geschäfte gerade hinreichend war, so verrichtete ich also in 9 Tagen, welche die Reise dauerte, gerade so viel, als ich vor kurzem, wo nur Segelschiffe gingen, in einem Monat oder mehr hätte ausrichten können. (2, 712)⁸

Auf eine interessierte Anfrage von Wilhelm Wolff, einem alten Kollegen aus dem Redaktionsteam der *Neuen Rheinischen Zeitung*, antwortet Weerth, sein Lebensprinzip sei nun ein gewisses „Laissez-faire“, er „arbeite zwar noch immer, aber so wenig als möglich“ und „die Idee, nach Europa zurückzukehren, habe [er] gänzlich fahren lassen.“ Und weiter betont er auch in diesem Brief seine Unrast: „Ich selbst bleibe immer nur 14 Tage an einem Orte und hoffe, daß

7 Uwe Zemke: Georg Weerth 1822-1856. Ein Leben zwischen Literatur, Politik und Handel. Düsseldorf 1989, Neudruck Bielefeld 2022, S. 232f.

8 Georg Weerth an Wilhelmina Weerth, St. Thomas, 2. Februar 1853.

ich es nirgendwo länger aushalte. 14 Tage fühle ich mich daher stets unendlich glücklich. Dann entführt mich ein Steamer, ruck, ein anderes Bild.“ (2, 960ff.)⁹

Den Spott, mit dem Weerth die Leser der *Neuen Rheinischen Zeitung* einst amüsierte, kann er im Brief an den ehemaligen Mitstreiter nicht ganz bremsen: „Im Übrigen habe ich Dir nichts zu erzählen und wenn ich es recht bedenke, so ist dieser Brief ebenfalls im Grunde ganz überflüssig.“ (2, 962) Vier Monate später infiziert er sich auf Haiti an Malaria und stirbt nach seiner Rückkehr nach Havanna am 30. Juli 1856 mit 36 Jahren an den Folgen der Infektion.

Während seiner beiden Reisen verdiente Weerth viel Geld bei Kommissionsgeschäften in Kaffee, Kakao, Tabak und Zucker für das Handelshaus Steinthal & Co. in Manchester und F.J. Tesdorpf und Sohn in Hamburg, das er seiner Familie hinterlässt. Es handelt sich nach Uwe Zemke dabei um die beträchtliche Summe von 9212 Talern,¹⁰ etwa das Vierfache von dem, was in den 1840er Jahren ein höherer Angestellter in einem Jahr verdienen konnte. Weerth hinterließ sein Vermögen seiner Mutter (1785-1868), den drei Brüdern Carl (1812-1889), Wilhelm (1815-1884) und Ferdinand (1825-1897) sowie seinem Schwager August von Cölln (1804-1865). Seine Einnahmen wurden seit 1853 in Detmold von seinem ältesten Bruder Carl Weerth verwaltet, den seine Mutter in einem Brief vom 20. November 1853 „als unbedingt strengen Haushalter“ bezeichnet. Ob sie aber mit allen der durch Carl vermittelten „Spenden“ des Sohns – teure kubanische Zigarren für die beiden Brüder und tropische getrocknete süße Früchte und einen Teppich für die Mutter – immer einverstanden war, darf bezweifelt werden:

Ja, Du mein Goldsohn! Weiß ich doch nicht, was ich zu den vielen, von Dir beabsichtigten Spenden sagen soll – Dank, herzlichen Dank allerdings für Deine so unbeschränkte Sorge in den Wintertag[e]n des Lebens D[eine]r Mutter! aber sey versichert, d[a]ß es mich kränken könnte, einen so kostbaren Gegenstand ‚unter die Füße zu bringen‘, zumal noch der vor wenig[e]n Jahren v. Dir empfangne Teppich seinen Zustand aufs schönste u. beste erhält. Gut deshalb daß Carl es ist, durch dessen Vermittlung all’ diese Dinge in’s Werk gese[t]zt werden sollten, der – ich sage Dir – mit gleicher Streng Deine Kapitalien bewachen wird, wie Barbara¹¹ die Himmelpforte [...].¹²

9 Georg Weerth an Wilhelm Wolff, St. Thomas, 10. Februar [und Santiago de Cuba, 21. März] 1856. Vgl. Anm. 1.

10 Zemke: Georg Weerth (Anm. 7), S. 263.

11 Anfang des 17. Jahrhunderts war die Oberin Barbara Brauhofer bei dem vermögenden Kloster St. Agnes zur Himmelpforte in der Wiener Innenstadt für die Finanzen zuständig, über die sie regelmäßig dem Kardinal Bericht erstatten musste.

12 Wilhelmina Weerth an Georg Weerth, Detmold, 20. November 1853. Da die *Sämtlichen Briefe* die zitierten Schreiben von Wilhelmina Weerth meist nicht oder nur

Von Weerths amerikanischen Reisen, die insgesamt 36 Monaten dauerten, haben sich 111 Briefe zwischen dem Geschäftsreisenden und seiner Familie erhalten. 4 Briefe schickte er in dieser Zeit zusätzlich an seine beiden Brüder Carl und Wilhelm mit getrennter Post, und einen Brief erhielt er selbst von seinem jüngeren Bruder Ferdinand in Berlin,¹³ der sich, wie er schreibt, schon darauf freute, die Briefe seines Bruders demnächst gedruckt zu lesen. Zwischen Georg und seiner Mutter Wilhelmina werden insgesamt 106 Briefe gewechselt, davon stammen 68 Briefe vom Sohn, also etwa zwei im Monat. Von der Mutter sind 38 Briefe überliefert, also etwa einer im Monat. Insgesamt ist die Abfolge des Briefwechsels trotz aller Bemühungen der Korrespondenzpartner nicht nur auf Grund der langwierigen und unsicheren Postwege unregelmäßig, auch die unterschiedliche Schreibfrequenz der Korrespondenten führt immer wieder dazu, dass beide auf Antworten bzw. Neuigkeiten längere Zeit warten müssen.¹⁴

Die Beförderung der Briefe per Schiff über eine Strecke von mehr als 10.000 Kilometern von Southampton zur Westindischen Insel St. Thomas war in den 1850er Jahren bereits gut organisiert von der britischen „Royal Mail Steam Packet Company“. Dennoch brauchten die Briefpartner oft Geduld. Der regelmäßige Liniendienst der Postschiffe war stark abhängig von der Größe der eingesetzten Schiffe und ebenso von den Wetterverhältnissen und dauerte immer noch zwischen 16 und 20 Tage. Der Seeweg von den Karibischen Inseln zum Festland, z. B. nach Venezuela oder Kolumbien, beträgt ca. 900 km, doch da auf diesen Strecken immer noch viele reine Segelschiffe im Einsatz waren, war die Fahrtdauer noch in stärkerem Maße wetterabhängig. Nach Brasilien, Zentralamerika und Mexiko oder zur Westküste von Südamerika nach Peru und Chile konnte die geplante Reisedauer nur bei beständigem Wetter eingehalten werden.

Damit Weerths Mutter in Detmold besser nachverfolgen kann, ob sie tatsächlich alle Briefe des Sohns erhalten hat, nummeriert Weerth während der

unvollständig enthalten, wurden sie nach der Handschrift im Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis (IISG) Amsterdam neu transkribiert. Vgl. Anm. 14 und 15.

- 13 Im selben Zeitraum gibt es außerhalb der engeren Familie nur zwei weitere Korrespondenzpartnerinnen, nämlich Lina Duncker (geb. Tendering) und Weerths geliebte Betty Tendering sowie drei Korrespondenzpartner, nämlich den Verleger Franz Duncker, Wilhelm Wolf und Henry Steinthal.
- 14 Die Ausgabe der *Sämtlichen Briefe* enthalten nur sieben der Briefe der Mutter vollständig. Von einigen Briefen bietet sie kurze Zusammenfassungen, zahlreiche Briefe fehlen allerdings leider vollständig. Inzwischen wurde vom IISG der vollständige Weerth-Nachlass (Georg Weerth Papers), inklusive aller An-Briefe, in auszeichneter Qualität digitalisiert und auf der Website des IISG veröffentlicht: <https://search.iisg.amsterdam/Record/ARCH01610>.

ersten Reise seine Briefe durch. Nahezu alle seine Briefe beginnen mit einem Hinweis auf das Datum bzw. die interne Nummer des vorherigen Briefs: „Ich schrieb Dir zuletzt am 16. Januar (Nr. 3)“ (2, 712)¹⁵ Ganz ähnlich beginnt auch seine Mutter die meisten ihrer Briefe mit der Nachfrage, ob die eigenen Briefe inzwischen bei ihrem Sohn eingetroffen seien oder mit der Bemerkung, dass angekündigte Briefe immer noch nicht eingetroffen seien. Da in den ersten drei Monaten immer noch keiner der ersten fünf Briefe an ihren Sohn eingetroffen ist, beklagt sich die Mutter schließlich nach über vier Monaten, am 22. April 1853, bitter darüber und droht energisch mit einer Nachfrage beim Geschäftspartner des Sohns in Manchester, über dessen Büro aus Kostengründen sämtliche Korrespondenz läuft:

Je lebhafter meine Freude beym Empfang Deines 6^{ten} Schr[e]ib[en]s umso größer war mein Verdruß darüber, daß Du noch immer nicht einmal den 1^{sten} m[eine]r fünf an Dich abgesandten Br[ie]fe erhalten hattest. [...] Sollte es in d[eine]m zu hoffenden nächsten Schr[e]ib[e]n noch nicht besser lauten, dann würde ich mir die Freiheit nehmen, mich mal nach der Ursache dieses Uebelstandes bey d. Comtoir Steinthals & C^o zu erkundigen.¹⁶

Das Problem der durch seine zeitaufwändigen Besichtigungsreisen hervorgerufenen längeren Pausen in der Korrespondenz ist Georg Weerth bewusst, und er kündigt es seiner Mutter rechtzeitig an, wenn er bereits vorher absehen kann, dass er sein Ziel, zweiwöchentlich zu berichten, nicht einhalten kann. So schreibt er z. B. am 12./15. Februar 1855 seiner Mutter, sie habe nun zumindest zwei Monate lang keinen Brief zu erwarten, denn er plane von Valparaíso in Chile aus über die Kordilleren und anschließend durch die Pampas bis nach Buenos Aires (Argentinien) zu reisen, ohne die Möglichkeit, zwischendurch einen Brief schneller zu expedieren. Für diesen ca. 2.500 Km langen Weg veranschlagt er einen Monat. Er startet in Valparaíso (Chile) zunächst mit einer Kutsche, reitet dann über die Kordilleren auf einem Maulesel bis Mendoza (Argentinien), anschließend mit einem Pferd durch die Pampas bis Rosario (Argentinien). Von dort schließlich per Schiff auf dem Rio Paraná bis Buenos Aires. Begleitet wird er bei dieser Reise von seinem

15 Georg Weerth an Wilhelmina Weerth, St. Thomas, 2. Februar 1853. Zwei dieser fünf Briefe sind nicht überliefert. – Inzwischen hat auch die Lippische Landesbibliothek Detmold (www.llb-detmold.de) in ihren „Digitalen Sammlungen“ die vorhandenen Handschriften des Weerth-Briefwechsels bereitgestellt, zum großen Teil sogar mit Transkriptionen.

16 Wilhelmina Weerth an Georg Weerth, Detmold, 22. April 1853; transkribiert nach der Handschrift (IISG). Die Lektüre der *Sämtlichen Briefe* hätte sinnvoll erleichtert werden können durch eine zusätzliche Konkordanz, die bei dem jeweiligen Antwortbrief der Mutter auf die entsprechenden Briefe des Sohns verweist.

Reisegefährten Olivier, einem Bedienten und einem Postillion und hat von seinem Gepäck „nur noch [s]einen Sattel, den Revolver und etwas Wäsche“ behalten. (2, 871) Am 26. Februar 1855 schreibt Georg Weerth in Mendoza einen ersten Reisebericht, den er jedoch erst fünf Wochen nach Beendigung seiner großen Reise am Zielort Buenos Aires seinem Brief vom 3. April 1855 beilegen kann. Besonders eindrucksvoll ist dabei seine Schilderung des „Augenblicks“, in dem er

die Spitze [der Kordilleren] überschreitet und zu gleicher Zeit die Gewässer sieht, die westlich dem großen Ozean zuströmen und die sich östlich in die Ebenen des Innern von Südamerika ergießen, um erst nach langer Reise in das Atlantische Meer zu stürzen: dieser Moment ist in der Tat einzig und im höchsten Grade ergreifend. Das Auge sieht hinein in die große Werkstätte der Natur, und das Herz ist freudig erstaunt über die Einfachheit und Schönheit dieser gewaltigen Ordnung. (2, 874)

Diese beiden Briefe sind von Buenos Aires aus bis Detmold sechs bis sieben Wochen unterwegs.¹⁷ Am 23. Mai 1855 antwortet die Mutter – einerseits glücklich, aber immer auch angstvoll:

Heute fühle ich mich bewegt, Dir mein Georg! unter der Farbe der Liebe u. zugleich der Freude zu schreiben, darüber daß Du die Pampas glücklich zurückgelegt, wie gut, daß ich nicht wußte, Du durchzögest sie ohne jede ansehnliche Begleitung. [...] Es erregt immer ein Grausen bei mir, wenn Du so wohlbewaffnet wieder eine besonders gefährliche Tour antrittst – Gott sey Dank, daß Du noch keinmal genöthigt warst, den Arm gegen Deinen Mitmenschen zu erheben!¹⁸

Einige Male benutzt Weerth, besonders von Südamerika aus, auch andere Postwege, z. B. über New York. Doch nach 2-3 missglückten Versuchen, benutzte er hauptsächlich den erprobten Weg, denn die Briefe brauchten erheblich länger bzw. kamen gar nicht beim Adressaten an. Wie dringend das Problem der unregelmäßigen und langsamen Postverbindungen inzwischen für den Handel geworden war, zeigt, wie Weerth am 26. April 1853 seiner Mutter mitteilt, dass „die Londoner und Liverpooler Kaufleute eine ernste Adresse an das britische Gouvernement gerichtet [hätten], in der sie dasselbe ersuchen, die Post-Dampfschiffahrt-Gesellschaft nach Westindien und Brasilien zu zwingen, mehr schnelle Schiffe anzuschaffen [...]“ (2, 727)

Als geübter Korrespondent umrahmt Weerth seine Briefe mit einer kurzen Einleitung und einer nicht allzu ausführlichen Grußformel am Ende, die oft

17 Seit Weerths Brief aus Buenos Aires vom 3. April 1855 aus Mendoza sind sieben Wochen vergangen.

18 Wilhelmina Weerth an Georg Weerth, Detmold, 23./24. Mai 1855; transkribiert nach der Handschrift (IISG).

außer der Adressatin auch die weiteren Familienmitglieder einbezieht. Den Mittelteil, der dem Korrespondenten größere Freiheit zugesteht, beginnt er meist mit Betrachtungen über die Einrichtung der jeweils neuen Unterkunft, vom prächtigen Hotel über die Villa eines Geschäftsfreundes bis zur schmutzigen Absteige in abgelegenen Ortschaften. Aus Georg Weerths Brief vom 4. März 1853 erfahren wir, dass der Briefschreiber froh ist, in seinem „schwebenden Bett“ (2, 719) schlafen zu können, das sich bei näherer Betrachtung allerdings in eine profane Hängematte verwandelt, eine Grundausrüstung für jede größere Reise, die Weerth bereits nach wenigen Wochen immer mit sich führt. Doch manchmal helfen alle guten Vorbereitungen bei der Wahl der Unterkunft nicht ganz: „Das Schrecklichste in unserem Hotel war, mit Respekt zu melden, der Abtritt. Ich ging daher am ersten Tage hinaus an die See; später aber immer auf die Kommodität des Konsulats der Vereinigten Staaten von Nordamerika.“ (2, 713)¹⁹

Es folgen Schilderungen über Einladungen bei hochgestellten Persönlichkeiten wie z. B. dem Präsidenten der Dominikanischen Republik, in Konsulaten und bei wichtigen Geschäftsleuten. Und immer wieder weiß er über prächtige Empfänge zu berichten, über opulentes Essen und Trinken, ja sogar eine große Hochzeit ist darunter, und immer gibt es – trotz größter Hitze – viel Champagner in großen Kübeln mit eigens aus Nordamerika importiertem Eis. Schließlich folgen Berichte über seine überaus abenteuerlichen Reisen zu Pferd oder Mauseis, per Kahn oder Einbaum und immer mit imposanter Beschreibung der urwüchsigen Natur. Über die vielen gefährvollen Erlebnisse berichtet er zwar auch, doch diese Schilderungen fallen im Ganzen eher kürzer und geglättet aus, damit die Mutter nicht mehr als nötig beunruhigt ist.

Im Folgenden soll gezeigt werden, wie sich die Korrespondenz zwischen Georg Weerth und seiner Mutter entwickelt. Die ersten Briefe von Weerth ähneln prosaischen Reiseberichten, zeigen aber immer schon deutlich, dass der Sohn zugleich bemüht ist, seine Mutter nicht unnötig zu beunruhigen. In seinem ersten Brief von seiner Westindienreise, den er am 18. Dezember 1852 noch an Bord des Ozeandampfers schreibt, schildert Weerth anschaulich die klimatischen Veränderungen während der ersten Reisetage und den soliden Eindruck, den der gewaltige Ozeandampfer macht, sodass es sich beinahe anhört wie eine Werbung für eine Kreuzfahrt:

Wunderlich ist es mit dem schnellen Übergang aus dem tiefsten Winter in den glühenden Sommer. Als wir England verließen, trugen wir doppelte und dreifache Röcke; dann folgte in der Gegend der Azoren eine Frühjahrskleidung, und jetzt gehen wir bei 90 Grad [35° C.] Hitze alle in Leinenkleidern. Die Tage, die in England

19 Georg Weerth an Wilhelmina Weerth, St. Thomas, 2. Februar 1853.

um 4 Uhr nachmittags aufhörten, haben sich plötzlich wieder bis zu 7 Uhr verlängert, [...]. Aber alles dies hat seinen guten Grund darin, daß wir seit dem 2. Dezember täglich 250 Meilen nach Süden und Westen gingen. [...] Unser Schiff ist 315 Fuß lang und 65 Fuß breit mit den Rudern; 42 Fuß Breite im Verdeck; es hat 800 Pferdekraft, in 2 Maschinen, jede zu 400 Pferden. [...] Die Zahl der Passagiere ist 128. – Die Zahl der Personen, die zum Schiffe gehören, ist 110. Zusammen haben wir also 238 Seelen an Bord. [...] Wirklich ein solches Schiff ist der Triumph unseres Jahrhunderts. Während man mit über 100 Menschen zu Tische sitzt und ganz so ißt und trinkt wie in dem ersten Hotel Europas, fliegt man mit einer Schnelligkeit von 280 Meilen per Tag durch den Schaum des Atlantik. (2, 701-703)

Nach einer 18-tägigen Seefahrt kommt Georg Weerth am 20. Dezember 1852 mit ‚Sack und Pack‘ auf der damals dänischen Karibikinsel St. Thomas an, wo er für die nächsten Jahre sein Hauptquartier einrichtet. Er zieht zunächst in das erste Hotel am Ort, das ‚Hotel de Commerce‘, wo ungefähr

20 Neger die Bedienung [bilden], von denen sich einer zu meiner permanenten Verfügung stellte, mit dem Bemerken, daß er Hans heiße. Die englische Sprache ist die vorherrschende, obgleich St. Thomas eine Dänische Insel ist. Außerdem sprechen fast alle Leute, sogar die Neger, spanisch u. portugiesisch, manche sogar deutsch [...]. (2, 705)²⁰

Am 14. [...] Januar 1853 antwortet die Mutter:

Vorgestern, am 1ten d[iese]s Monats war ich so glücklich Deinen Brief aus St. Thomas zu erhalten, mit welchen Empfindungen – das könnte höchst[en]s nur eine Mutter begreifen – und mir ist seitdem ein ganzer Stein vom Herzen gewälzt. [...] Welch herrliche Sache ist's aber jedenfalls um solch trefflich gebaute Schiffe! und nun diese riesige Größe – die eine solche Masse von Menschen zuläßt, ganz nach Deinem Geschmack [...]. Du kannst Dir denken, lieber Georg, daß es Deinen Brüdern auch sehr angenehm war, Deine Briefe hier mit Muße lesen zu können [...].²¹

Diese begeisterte Reaktion der Mutter weist zugleich auch auf die von nun an übliche familiäre Lektüre der Briefe aus dem fernen Westindien hin. Weerths Mutter begnügt sich in ihren Briefen schon bald nicht mit der passiven Rolle einer Briefempfängerin. Sie beginnt, sich selbst intensiv in Zeitungen und Reiseberichten über die von Weerth bereisten Länder zu informieren und kommentiert besorgt die Schilderungen des Sohns über seine abenteuerlichen Reisen in

20 Georg Weerth an Wilhelmina Weerth, St. Thomas, 20. Dezember 1853.

21 Wilhelmina Weerth an Georg Weerth, Detmold, 14. Januar 1853; transkribiert nach der Handschrift (IISG).



Abb. 4: Hotel de Commerce in Charlotte Amalie, St. Thomas

das Innere der süd- und mittelamerikanischen Staaten, durch den ihr unheimlichen Dschungel oder auf nicht enden wollenden riesigen Flüssen wie dem Orinoco oder dem Rio Magdalena. Als der Sohn plant, den Chimborazo zu besteigen, liest sie die entsprechenden Abschnitte aus den Expeditionsberichten der berühmten Naturforscher Alexander von Humboldt und Sir Robert Hermann Schomburgk. Die Westindien- und Südamerika-Bibliothek der Mutter wächst im Laufe der Zeit: Sie liest Reiseberichte von Carl Graf von Görtz,²² bei dem es um Westindien und Südamerika geht, und empfiehlt sie ihrem Sohn. Doch diesen Band hat Georg zur Lektüre mitgenommen und korrigiert in seinem nächsten Brief einige der dort beschriebenen Einzelheiten hinsichtlich des ‚Hotel de Commerce‘ in St. Thomas. Die Mutter warnt ihren Sohn wiederholt davor, mit Naturforschern wie Gerstäcker²³ und Burmeister²⁴ konkurrieren zu wollen, die zahlreiche Bücher über ihre abenteuerlichen Reisen durch Südamerika verfasst

22 Carl Graf von Görtz: Reise um die Welt in den Jahren 1844-1847. Bd. 2: Reise in Westindien und Südamerika. Stuttgart, Tübingen 1853.

23 Friedrich Gerstäcker (1816-1872), Verfasser zahlreicher Reiseberichte in Zeitschriften und Büchern in hoher Auflage über die von ihm bereisten Länder. Vgl. auch Anm. 6.

24 Carl Hermann Conrad Burmeister (1807-1892), deutscher Naturwissenschaftler.

haben. Außerdem liest sie inzwischen regelmäßig die *Bremer Weserzeitung*, die immer wieder aus Übersee berichtet von Revolutionen, ansteckenden Krankheiten und Erdbeben, besonders in den Gegenden, in denen sich ihr Sohn aufhält. Diese Abschnitte in den Briefen der Mutter werden im Laufe der Zeit immer umfangreicher. Außerdem verfolgt sie sorgfältig die Reiserouten ihres Sohnes, zeichnet sie auf einer Landkarte²⁵ präzise ein.

Auch die neusten Romane zum Thema Sklavenhandel entgehen ihrem Interesse nicht. Nach den diskriminierenden Äußerungen in den ersten beiden Briefen ihres gerade in St. Thomas angekommenen Sohns, empfiehlt sie ihm in ihrem ersten Brief nach St. Thomas vom 26. Januar 1853 die Lektüre des 1852 erschienenen Romans *Onkel Tom's Hütte* von Harriet Beecher Stowe,²⁶ in dem es um das Schicksal der christlichen schwarzen Titelfigur Tom geht. Dieses Buch hat sie so stark beeindruckt, dass sie ein wenig überrascht in ihren Brief mitteilt, sie empfinde nach dieser neuen Lektüre eine „besondere Zuneigung für diese so schmäzlich unterdrückte Menschenrasse.“ Ein Thema, das von nun an in ihren Briefen immer wieder auftaucht, und bei dem die Position der Mutter von einer christlich-humanistischen Empathie getragen ist. Ihr Sohn, inzwischen zum erfolgreichen Geschäftsmann in einer von wenigen Weißen dominierten Gesellschaft aufgestiegen, scheint dagegen nicht bereit zu sein, seine Haltung gegenüber den schwarzen Sklaven²⁷ mit ihr zu diskutieren. Während Weerth beklagt, dass wegen der Cholera unter den Schwarzen, diese im Preis gestiegen seien, ist er zufrieden damit, dass sich schnell die Möglichkeit ergeben hat, neue und sogar noch günstigere Arbeitskräfte zu finden. Denn da „man nun keine neuen Sklaven importieren darf“, schreibt Weerth am 28. Sept./ 4. Okt. 1853, „so führt man Chinesen als Arbeiter ein, u. die Straßen von Havana wimmeln jetzt von Zöpfen aus dem himmlischen Reiche.“ (2, 761)

Eine ganz ähnliche Zeitungsmeldung der *Weserzeitung* hat die Mutter wenig später gelesen. Doch bevor sie den hier kurz zitierten Brief des Sohns mit der Nachricht von den „neuen Sklaven“ erhalten hat, merkt sie in ihrem Brief vom 20. November 1853 an, dass ihr erst durch die Lektüre von *Onkel Tom's Hütte* klar geworden ist, wie weit sie in der „allgemeinen Menschen-Liebe“ zurückgeblieben sei und dass außerdem wohl an dem „s.g. himmli[s]chen Reich“ gezweifelt werden müsse:

25 Dem Bd. 2 „Reise in Westindien und Südamerika“ der *Reise um die Welt in den Jahren 1844-1847* von Carl Graf von Görtz (Anm. 22) lag eine Landkarte bei.

26 Harriet Beecher Stowe: *Onkel Tom's Hütte. Eine Negergeschichte*. Berlin 1852.

27 Vgl. Florian Vaßens Beitrag „Der fremde Blick eines Europäers“ in diesem Band.

Aus der Weserzeitung ersah ich s[eine]r Zeit, wie gräulich die Cholera dort unter den Negern geherrscht – wie mir denn jetzt nichts derartiges entgeht und ich fühle, indem ich sagen wollte, „was mich früher das Erkranken der Neger würde interessirt haben?“ Daß ich in der „allgemeinen Menschen-Liebe“ noch weit zurück geblieb[e]n bin. Mich wundert's übrigens gar sehr, daß grade Chinesen sich dazu entschließen jener Neger Stelle zu ersetzen und kann man sich darnach nicht anders als berechtigt fühlen, einige bescheidne Zweifel in das s.g. himmli[s]che“ Reich zu setzen, sonst blieben sie wol drin! Himmli[s]ch muß dagegen die Gegend sein, die Du merkwürdigerweise – mal p[e]r Eisenbahn machtest – ach! wie lüftet's Einem, darin athmen u. sich bewegen zu können. – aber bekanntlich „Wo viel Licht, ist auch viel Schatten.“²⁸

In ihrem zweiten Brief vom 24. Februar 1853 bedankt sie sich für die soeben erhaltenen ersten drei Briefe, bei denen sie besonders ihre Anschaulichkeit in höchsten Tönen lobt: „Dein letzter Brief enthielt des Interessanten und zugleich Amüsanten so manches, wie es sich bei so fremdartigen Gegenden und Verhältnissen auch nur finden und – bei genialer Darstellungsgabe – mitteilen läßt.“²⁹

Im Laufe der Zeit spricht sie den Sohn immer öfter direkt an – es ist dann fast so, als säße er vor ihr – nur die ganz unmittelbare Antwort fehlt. Am 14. August 1853 hatte der Sohn berichtet, dass ein Schiff, mit dem er mit einem Begleiter den Orinoco hinabfuhr, mit Ochsen beladen werden sollte. Während dieser Zeit hätten sie nach einer Unterkunft gesucht, schließlich auch eine Hütte zum Übernachten gefunden, in der sie aber nicht übernachten konnten, da sie bereits besetzt war:

Es blieb uns daher nichts anderes übrig, als unsre Hängematten, die man stets mit sich führt, vor dem Hause unter dem etwas vorspringenden Dach aufzuspannen. Hier schliefen wir, so gut es ging, bis zum Morgen.

Die Sonne trocknete unsre halb nassen Kleider am folgenden Tage [...]. (2, 749)

In ihrer Antwort bewundert die Mutter die robuste Natur des Sohns, versucht aber weiterhin auf den „ewig Unersättlichen“, ihren „Odysseus“,³⁰ einzuwirken, in Zukunft vorsichtiger zu sein:

[...] das Schlafen mit nassen Kleidern, in der Hängematte, ausser Hauses – nein, das war mir doch zu arg! [...] Du ewig Unersättlicher – alles, was sich auf der Erde und

28 Wilhelmina Weerth an Georg Weerth, Detmold, 20. November 1853; transkribiert nach der Handschrift (IISG).

29 Wilhelmina Weerth an Georg Weerth, Detmold, 24./25. Februar 1853; transkribiert nach der Handschrift (IISG).

30 Wilhelmina Weerth an Georg Weerth, Detmold, 26. September 1853; transkribiert nach der Handschrift (IISG).

unter dem Himmel befindet, kennenlernen zu wollen – ! Ich kann nicht anders, etwas schelten muss ich Dich darüber, – wenn ich nur hoffen könnte, dass es mir etwas helfe. Wenn ich Dich aber recht inständig darum bitte, Dich nicht in unnötige Gefahren zu begeben, dann hoffe ich – wirst Du doch darauf Bedacht nehmen.³¹

Doch obwohl die Mutter inzwischen das große Interesse des Sohnes versteht, eine spannende Fahrt auf dem Orinoco zu unternehmen, zu reisen auf den Spuren des großen Alexander von Humboldt, ja schließlich sogar weiter als dieser in das Quellgebiet des Orinoco vorzudringen, teilen möchte sie diese Erlebnisse mit ihm nicht:

denn bei der Begegnung von schwimmenden Inseln [Alligatoren] und dergleichen sollte es unsereinem doch wohl ängstlich genug können zu Muthe werden und nun erst gar, bei dem kostbaren Konzert der wilden Tiere? Ja, diesen Genuss, so wie auch den Besuch der nackten rotbraunen Indianer, gönnte ich Dir vollkommen neidlos.³²

Den ironisch-spöttischen Ton, der viele von Weerths literarischen Texten auszeichnete, könnte der Sohn durchaus von der Mutter ‚geerbt‘ haben, die immer wieder scherzhafte Bemerkungen in ihre Briefe einstreut:

Ein paar Tage nachdem ich von dem Admiralitätsagenten in Deinem Briefe gelesen, fand ich in der *Weserzeitung*, ‚dass zu St. Thomas ein Dampfer ‚Clyde‘ mit 4 Mil. Dollars erwartet würde‘ – die Bremer sollten sich künftig nur an mich wenden, ich wollte ihnen schon mit den neuesten Nachrichten dienen. Ich dachte mich nächstens mal darnach zu erkundigen wieviel man für eine ‚petit-Zeile zu erwarten habe‘³³

Das ihrem Sohn mitgeteilte eigene Interesse, bei der *Weserzeitung* gegen Honorar anheuern zu wollen, ist natürlich nicht ernsthaft gemeint. Vielleicht jedoch erinnert sie sich aber noch an ihre eigene, zehn Jahre zurückliegende, entsetzte briefliche Reaktion, als ihr Sohn am 6. November 1843 freudig mitteilte, endlich für seine drei Feuilleton-Artikel „Von Köln nach London“ in der *Kölnischen Zeitung* zum ersten Mal für eine literarische Arbeit Honorar³⁴ bekommen zu haben. Die Mutter, die diesen Reisebericht, wie sie schreibt, mit einem „gewissen Vergnügen

31 Ebd.

32 Ebd.

33 Ebd.

34 Vgl. Georg Weerth an Wilhelmina Weerth, Köln, [Anfang] November 1843: „Hier hat der Reisebericht so gut gefallen, daß mich DuMont zu ähnlichen Arbeiten einlud. – Ich erhalte Honorar dafür [...]“ (1, 215).

gelesen“ gelesen hatte, war jedoch entsetzt: „[...] ach, das ist ja grade, wovor ich immer zitterte! Gott verhüte es, daß dies länger müßte fortgesetzt werden.“³⁵

Die Gedanken der Mutter werden immer wieder von Sorgen und Bedenken getrübt. Nachdem sie von ihrem Sohn erfahren hat, er sei nun [am 22. August] zum ersten Mal in Havanna auf Kuba gelandet, reagiert sie in ihrem Brief vom 26. September 1853 mit der durchaus ernsten Nachfrage, ob er inzwischen auch

glücklich Cuba entronnen [sei], wovon Du Dir's als Knabe, in den Kopf gesetzt hastest, an jener Insel noch einmal Schiffbruch zu leiden. Hoffentl. hat die Wirklichkeit Deine phantastischen Träume zu Schanden gemacht – ich werde mich sehr freuen, mich bald davon zu überzeugen.³⁶

Zu diesem Zeitpunkt hat sie noch nicht den Brief ihres Sohns erhalten, in dem er am 7. September 1853 sehr anschaulich von der kubanischen Hauptstadt Havanna erzählt. Dabei beschreibt er auch den Umgang mit schwarzen Sklaven, die von den Weißen beim Hausverkauf wie Möbelstücke mitverkauft werden:

Havanna ist eine Stadt, die so groß ist wie Berlin, Brüssel oder Lyon und stellenweise Paris sehr ähnlich sieht. Am meisten gleicht sie aber Madrid, nur daß die Neger und andre kouleurte Bewohner der Bevölkerung einen andern Anstrich geben. Die Straßen sind gerade, aber enge, um Schatten zu geben. Gewöhnlich spannen die Leute von einem zum andern Hause Zelte über die Straße, um die Sonne noch mehr abzuhalten. [...].

Es gibt hier viele *Spanier*. Die von diesen Weißen *hier* Geborenen nennt man Kreolen. Diese beiden Klassen haben [...] den Vorzug vor den Negern und Kouleurten, welche Sklaven sind. Diese werden gekauft und verkauft; wenn man ein Haus kauft, so kauft man die Neger gewöhnlich mit [...].

Die weiße Bevölkerung ist ungemein elegant; [...]. Die Frauen sind [...] stets weiß gekleidet. [...] Der Luxus ist groß und alles daher schrecklich teuer. [...] Geringe Leute tragen während der Arbeit nur Hose und Hemd, aber diese stets blendend weiß. [...]

Du kannst Dir also denken, was man hier an Wäsche konsumiert, namentlich, da man sich an heißen Tagen oft mehr als einmal umkleiden muß. (2, 757f.)

Weerths Mutter lobt in ihrem Brief vom 23. Oktober 1853 seine „lebendige“ Beschreibung der Stadt, allerdings mit einer wichtigen Einschränkung, die den in Weerths Brief beschriebenen, aber nicht diskutierten, inhumanen Umgang

35 Wilhelmina Weerth an Georg Weerth, Detmold, 6. November 1843; transkribiert nach der Handschrift (IISG).

36 Ebd. Schon im Brief von Ende Oktober 1843 erinnert die Mutter im Zusammenhang mit Weerths erster, trotz Sturm glücklich verlaufener Reise nach London, an seine frühe Hoffnung „bei der ‚Insel Kuba‘ [...] Schiffbruch zu leiden“, um auf diese ‚Trauminsel‘ zu gelangen. (1, 211).

mit den immer noch versklavten Schwarzen betrifft. Letztlich bleibt von der „lebendigen Schilderung“ im Briefkommentar der Mutter nicht viel mehr übrig als die eigentlich selbstverständliche Hoffnung auf kaufmännischen Erfolg:

Deine Schilderung v. Havanna, mit Allem drum u. dran, ist so lebendiger Art daß man sich wie mitten hinein verse[t]zt fühlt, auch gefällt mir's ausnehmend, bis auf den Menschenkauf u. Verkauf und die fabelhafte Theuerung, die denn doch alle Europäischen und um wie viel mehr alle Deutsche Begriffe übertrifft! Gut, daß Du wenigst[en]s doch Englisches Geld einnimmst!!³⁷

Im November 1853 begibt sich Weerth nach Kalifornien und reist dorthin quer durch Mexiko vom Golf von Mexiko nach Mazatlan am Golf von Kalifornien. Auf diesem Weg gelangt er zunächst nach Mexiko-Stadt, von wo er am 1. November 1853 seiner Mutter berichtet:

Eben schickt ein Stubennachbar zu mir und läßt mich um ein Hemd bitten, da er gestern von den Räufern rein ausgeplündert wurde. Es ist ein sonderbares Faktum, daß in dem verflossenen Jahre die Diligencen vielleicht 200mal angegriffen und beraubt wurden, daß aber nie einem Reisenden auch nur ein Haar gekrümmt wurde. (2, 768)

Und am 24. November fährt Weerth aus der legendären Silberstadt Guanajuato in nicht weniger gefährlichem Ton fort:

Mit der Diligence fuhr ich in 3 Tagen hierher. [...] bei der Abfahrt ist es stets eine Frage, ob man sich verteidigen soll oder nicht. Als wir diesen Gegenstand zur Sprache brachten, fand es sich, daß die 12 Passagiere, welche das Innere des Wagens einnahmen, 5 Doppelgewehre und 1 Gewehr mit 5 Kugeln, nebst 4 Pistolen von ebenfalls je 5 Schüssen besaßen und daß die 4 Passagiere, welche oben auf dem Wagen Platz nahmen, 2 Doppelgewehre und 2 Pistolen führten; letztere ebenfalls von je 5 Kugeln. Im ganzen besaßen wir also 49 Kugeln, genug, um eine ganze Armee in die Flucht zu schlagen. (2, 770f.)

Es dauert einen Monat, bis die Mutter diesen Brief erhält. In ihrer Antwort reagiert sie besonders auf die Diskrepanz zwischen notwendiger Bewaffnung und dem Gebot christlicher Gewaltlosigkeit:

Wie dem sey, ich freute mich, Dich lebend und heiler Haut zu wissen, umso mehr, als Du solch' gefährliche Gegenden zu bereisen hattest, wo Du sie durch gelad'ne Gewehre zu sichern alle Ursache hattest – Gott sey Dank, daß Du nicht genöthigt warst, davon

37 Wilhelmina Weerth an Georg Weerth, Detmold, 23. Oktober 1853; transkribiert nach der Handschrift (IISG).

Gebrauch zu machen. Und wie gut ist's, daß ich dergl[eichen] Dinge nicht vorher weiß; wohl las ich vor längerer Zeit, von der Unsicherheit dieser Planwagen und den Maßregeln dagegen, doch hatte ich damals noch nicht Ursache, Deine Reise damit in Verbindung zu setzen, da mir Deine ferneren Touren noch unbekannt waren.³⁸

Weerths Mutter zeigt sich wieder bestens informiert, auch über die Gefahren bei Reisen durch Mexiko. Die Beschreibungen des Sohns gefallen ihr in jedem Falle sehr gut, und sie selbst wird dadurch zu weiterer Lektüre angeregt. Fast möchte man meinen, sie finde es schade, selbst nicht mitreisen zu können. Und so teilt sie dem Sohn mit, dass sie selbst in ihrer Jugend in Joachim Heinrich Campes *Die Entdeckung von Amerika* gelesen hat:

Deine Beschreibungen [...] sind schon entzückend und doch glaube ich wohl, daß Manches durchaus unbeschreibl. sein mag. Die Geschichte des Landes interessirt mich [...] und meine bisherige Kunde davon reicht nicht viel weiter als die ich aus m[ein]er Jugend d[urch] die Lektüre der Entdeckung v. Amerika erhielt [...]. Doch je[t]zt habe ich Lust bekommen, wenn ich [...] „die „Ritter vom Geist“ v. Gutzkow absolvirt habe, mich einmal wieder nach obiger Geschichte umzusehen. Wie interessant für Dich, auf dem Boden der Vergangenheit den Fortschritt der Neuzeit beobachten u. vergleichen zu können?³⁹

Der Brief, in dem die Mutter sich als begeisterte Gutzkow-Leserin bekennt, erreicht den Adressaten erst mit großer Verspätung, und ihr Sohn reagiert auf die Gutzkow-Begeisterung der Mutter ungehalten, ja fast ein wenig beleidigt:

Aber wie kommst Du zu dem Heldenmut, Gutzkows „Ritter vom Geist“ zu lesen? Ich weiß nicht, was ich lieber täte, als 10 Bände dieses Mannes zu verdauen. [...] Aber man merkt erst, dass die Welt ziemlich groß ist, wenn man anfängt, sie von einigen Seiten zu besehen. (2, 806)⁴⁰

Im Mai 1854 unternimmt Weerth eine große Kolumbienreise. Von der am Meer gelegenen Stadt Cartagena aus begibt er sich per Pferd und Maulesel quer durchs Land, immer wieder unterbrochen von gewaltigen Regengüssen, bis nach Calamar am Rio Magdalena, von wo er mit dem Steamer flussaufwärts nach Honda und Bogotá weiterreisen möchte, insgesamt eine Reise von über 1000 km. Bevor er jedoch von Calamar weiterreist, begibt er sich mit einer Gruppe von zehn

38 Wilhelmina Weerth an Georg Weerth, Detmold, 24. Dezember 1853; transkribiert nach der Handschrift (IISG).

39 Ebd.

40 Georg Weerth an Wilhelmina Weerth, Cartagena (Neu-Granada), 5. und 6. April 1854.

Personen auf die Jagd nach einem Krokodilkaiman, den er seinem Bruder Carl für seine naturwissenschaftliche Sammlung in Detmold versprochen hat:

Meine einzige politische Beschäftigung in jener Zeit war die Jagd auf einen Kaiman. [...] plötzlich [sahen wir] in 6 bis 8 Schritt Entfernung einen Kaiman am Ufer liegen. [...] Mit offenem Rachen lag er an einer Stelle, wo die Sonne durch die Bäume des Ufers schien, und seine weißen Zähne blitzten vorzüglich. Mein Begleiter winkte mit der Hand, daß ich mich ruhig verhalten sollte; leise rollte er seinen Lasso auf, jetzt hob er ihn über den Kopf empor, ihn drei- bis viermal im Kreise schwingend, und hin flog die verhängnisvolle Schlinge und traf so ausgezeichnet, daß der Strick gerade über die zwei großen Vorderzähne und den untern Teil der Schnauze fiel. Der Kaiman schlug natürlich sein fürchterliches Maul sofort zu und sprang erschrocken ins Wasser. In demselben Augenblick sprang aber mein Begleiter aus dem Nachen ans Ufer und befestigte rasch wie der Blitz das andere Ende des Lasso am nächsten Baume, indem er das Seil immer kürzer zog und die Bestie an weiterm Entrinnen hinderte. [...] der Mann [hatte] sein dickes Ruder mit sich genommen [und traf] jedesmal wenn der Kaiman empor sprang, seinen Kopf [...], kurz [prügelte] ihn dermaßen durch [...], daß ich ihm unwillkürlich zurief, er möge das Tier wenigstens nicht ganz in Stücke schlagen. (2, 813, 815f.)⁴¹

Diese grandiose Schilderung kann die Mutter erst anderthalb Monate später lesen. Bei ihrer Reaktion auf die gefährliche Jagd bezieht sie gleich ihren Sohn Carl mit ein, der ja den Schädel eines Krokodilkaiman für sein Museum ‚bestellt‘ hat:

– ja vier Tage lang an einem Ort wie jenes ‚Calamar‘, in solcher Luft und Umgebung zubringen zu müssen das war hart – zumal die Kaimans-Jagd nicht ‚mal mit glücklichen Erfolgen gekrönt wurde –. Carl, der Deine vereitelten Anstrengungen gewiß ebenso sehr zu würdigen weiß wie die furchtbar-sieghaften des Bo[o]tsmannes [...] wird sich seiner Zeit gehörig darüber aussprechen. Es wird ein wahres Gaudium für ihn sein, dies Ungethüm – einst glückl[ich] hier angekommen – in’s möglichst vorteilhafteste Licht zu stellen; auch meinte er, die Stücke des [...] Hauptes würden sich wohl wieder zusammensetzen lassen.⁴²

Nach der Lektüre dieser spannenden Schilderung kann man den Wunsch des Berliners Verlegers, Weerths Reisebriefe zu veröffentlichen, gut verstehen.⁴³ Die Reaktionen der Mutter würden in dem dazugehörigen Verlagsprospekt

41 Georg Weerth an Wilhelmina Weerth, Santa Fé de Bogotá 12./22. und [...] 28./29. Mai 1854.

42 Wilhelmina Weerth an Georg Weerth, 9. Juli 1854; transkribiert nach der Handschrift (IISG).

43 Vgl. Duncckers Plan einer Veröffentlichung der Briefe. Franz Duncker an Georg Weerth, Berlin, 28. Januar 1854 (Anm. 6).



Abb. 5: Schädel eines Spitzkrokodils
Lippisches Landesmuseum Detmold

natürlich keine Berücksichtigung finden. Doch zu dieser Veröffentlichung ist es schließlich nicht gekommen ist. Weerth selbst scheint an einer Publikation nach dem Ende seiner ersten Reise kein Interesse gehabt zu haben. Doch gute Freunde hatten wohl öfter die erfrischende Möglichkeit, Weerth als unterhaltsamen Erzähler zu erleben, was ein besonderes Erlebnis war, wenn wir Karl Marx oder der anschließenden Eigenreklame von Georg Weerth glauben dürfen. Am 8. November 1855, eine Woche vor seiner zweiten Übersee-Reise besuchte Weerth in London seinen Freund Marx und unterhielt Familie und Freunde mit einem amüsanten Vortrag, dessen Performanz weit über das prosaische eines Papierbogens hinausging, wie Marx Ferdinand Lassalle begeistert berichtete:

Weerth ist jetzt, nach einer längeren Reise über den Kontinent [...] wieder in Manchester. [...] Es ist sehr interessant, ihm zuzuhören. Er hat viel gesehen, erlebt und beobachtet. Großen Teil von Süd-, West- und Mittelamerika durchreist. Zu Pferd die Pampas durchritten. Den Chimborasso erstiegen. Nicht minder in Kalifornien sich aufgehalten. Wenn er jetzt keine Feuilletons schreibt, spricht er sie dafür, und da hat der Zuhörer noch den Vorzug der lebendigen Aktion, der Mimik und des schalkhaften Lachens.⁴⁴

44 Karl Marx an Ferdinand Lassalle, 8. November 1855. Ferdinand Lassalle: Nachgelassene Briefe und Schriften. Bd. 3. Der Briefwechsel zwischen Lassalle und Marx. Hrsg. von Gustav Mayer. Stuttgart, Berlin 1922, S. 103f.

Naturwissenschaftlicher Verein.

Detmold. Dem naturwissenschaftlichen Vereine sind als ordentliche Mitglieder ferner beigetreten:

- 1) Herr Gutsbesitzer Fr. v. Schütz auf Nienhagen.
- 2) Herr Amtsauditor F. Sprütten zu Alverdisen.

Als Geschenke sind eingesendet worden:

- 1) Eine Monstranz aus dem Jahre 1461 (von Kupfer und vergolbet; in der Nähe von Schwalenberg unter den Wurzeln einer Eiche gefunden). Von Herrn stud. theol. E. Zeiß in Schwalenberg.
- 2) Eine Wasserralle (*Rallus aquaticus*). Von Herrn Secretair Bange in Detmold.
- 3) Der Balg von: einem Jaguar (*Felis Onca*); einer Pardelkatze (*Felis pardalis*); und einem „großen Ameisenfresser“ (*Myrmecophaga jubata*); verschiedene Wäfen, Trinkschalen und Hausgeräthe von Indianern am Drinoco u. s. w. Von Herrn G. Werth in Angostura.

Für den Lesecirkel:

- 1) Dr. H. G. Bronn: Allgemeine Einleitung in die Naturgeschichte. Stuttgart 1853.
- 2) F. Bodenstedt: Die Völker des Kaukasus u. ihre Freiheitskämpfe. Mit Stahlstichen. Frankf.
- 3) F. Gerstäcker: Reisen. Bd. III. „Die Südses.-Inseln.“ Frankfurt 1853.

P. M. In dem kürzlich ausgegebenen Verzeichnisse der Mitglieder des

naturwissenschaftlichen Vereins ist durch ein Versehen ausgelassen worden:

„Nr. 84. Herr von Kerkenbrock. Rittergutsbesitzer auf Barntrop und Vierborn.“

Detmold den 20. Octbr. 1853.

Dr. Weerth.

Lenigo. Dritter und letzter Termin zum Verkauf des im Rampendahl belegenen neu erbauten Wohnhauses wailand Herrn Hauptmann von Sode ist auf Dienstag den 1. November, Morgens 11 Uhr am Rathhause hieselbst angesetzt.

Lenigo den 8. Octbr. 1853.

Petri.

Detmold. Der an der Meinberger Chaussee neben der Wohnung des Herrn Particulier Ebert belegene, frühere Althoffsche Garten, steht sogleich zu verpachten oder zu verkaufen. Nähere Auskunft ertheilt der

Assessor Eschenburg.

Detmold den 20. Octbr. 1853.

Detmold. Meinen Garten an der s. g. Lemgoer Grund, ganz nahe vor hiesiger Stadt, ca. 1 Schfl. 3 Mg. groß, worin sich ein massives geräumiges Gartenhaus befindet, so wie meinen kleinen Garten am alten Kirchhofe, 1 Mg. groß, beabsichtige ich zu verkaufen, oder auch zu verpachten.
U u * Dar-

Weerth selbst hat diesen Erfolg sehr genossen, und man kann davon ausgehen, dass er noch häufiger als Erzähler aufgetreten ist. Auch in einem Brief an seinen „Lieblingsdichter“ (2, 884)⁴⁵ Heine vom 1. April 1855 aus Buenos Aires zeigt sich sehr deutlich, dass Weerth nicht mehr an öffentlichen Publikationen seiner Reiseberichte interessiert war, sondern stattdessen den mündlichen Vortrag im privaten Freundeskreis als sein ‚neues Medium‘ propagiert, denn in diesem Schreiben kündigt er dem kranken Heine einen ganz ‚besonderen‘ Besuch an:

Ist es Ihnen aber recht, so besuche ich sie nächstens wieder in Paris und erzähle Ihnen dann meine Weltfahrt, was jedenfalls eine gescheiterte Anwendung des Gesehenen und Gehörten ist, als wenn ich wie andere Reisende ein dickes Buch darüber schriebe. (2, 880)⁴⁶

45 Heinrich Heine: Säkularausgabe. Werke, Briefwechsel, Lebenszeugnisse. Hrsg. von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur und dem Centre National de la Recherche Scientifique in Paris (HSA). Berlin, Paris 1970ff., Bd. 27. Briefe an Heine 1852-1856. Bearbeiter Winfried Woesler. Berlin, Paris 1976, S. 297.

46 Vgl. ebd., S. 293. Weerth hatte Heine im Februar 1851 besucht, nachdem er das zerrüttete Verhältnis zwischen dem Verleger Julius Campe in Hamburg und Heine in Paris durch zahlreiche vermittelnde Besuche beim Verleger und einen intensiven Briefwechsel mit Heine wieder in Ordnung gebracht hatte. Zu dem angekündigten Besuch 1855 ist es jedoch nicht gekommen, da Weerth nur wenige Tage in Paris war, um dort Betty Tendering zu treffen (Vgl. HSA, Bd. 27K. Briefe an Heine 1852-1856. Kommentar. Bearbeiter Christa Stöcker. Berlin, Paris 1980, S. 293f.).

PETER SCHÜTZE (DETMOLD)

Was kann ein deutscher Kaufmann auf Erden erreichen? Verschobene Perspektiven in Georg Weerths Reisebriefen aus der Neuen Welt

Unüberhörbar ist der spöttische Unterton, wenn Georg Weerth an Friedrich Engels schreibt, seit er die Leipziger Messe mitgemacht habe, diesen gewaltigen Umschlagplatz des damaligen internationalen Handels, auf dem Tausende Händler und Kunden einander begegneten, wolle er „ruhig sterben, denn ich habe erreicht, was ein deutscher Kaufmann auf Erden erreichen kann“. (2, 675)¹ Aber ist das Selbstironie, nicht nur eine Kritik am überdimensionalen Gewimmel in Leipzig? Er, der deutsche Kaufmann, konnte gewiss Größeres erreichen, als hier anwesend zu sein, und das wollte Georg Weerth auch. So darf man auch nicht sehr ernst nehmen, was er Heinrich Heine mitteilte: Er sei „ein ganz gemeiner Handelsmann geworden“. (2, 669f.)² Weerth hatte die Begabung, sich seinen Korrespondenten geschickt anzupassen, und ihrer Einstellung entsprechend, warf er in seinen Briefen unterschiedliches Licht auf sein Tun und Treiben, bisweilen mithilfe von Antiphrasen. Im Mai 1852, als er seine Sticheleien verfasste, war sein Entschluss längst gefasst. Für die soziale und politische Revolution wollte er sich nicht länger mehr aktiv betätigen, er trat eine Laufbahn als reisender Kaufmann an. Die geschäftliche Tätigkeit hatte Georg Weerth ohnehin nie aufgegeben, auch nicht während seiner Zeit als Korrespondent und Feuilletonist der *Neuen Rheinischen Zeitung*. Der Eintritt Freiligraths in die Redaktion des Blattes machte es möglich, dass Weerth von Januar bis Anfang März 1849 in Geschäften nach Hamburg, England und von dort nach Brüssel, Antwerpen, Lüttich und Verviers fahren konnte, bis er nach Köln zurückkehrte, dann wieder zahlreiche Artikel schrieb und mit seiner fulminanten *Proklamation an die Frauen* in der letzten Nummer der *Neuen Rheinischen Zeitung* am 19. Mai 1849 einen Schlussstrich unter sein journalistisches und politisches Wirken zog.³ Mit Karl Marx und vor allem mit Friedrich Engels blieb er zwar in freundschaftlichem

1 Georg Weerth an Friedrich Engels, Amsterdam, 27. Mai 1852.

2 Georg Weerth an Heinrich Heine, Leipzig, 14. Mai 1852.

3 Bereits am 30. Januar 1849 hatte Weerth aus Hamburg seiner Mutter geschrieben: „Aus einem Redakteur der ‚Neuen Rheinischen Zeitung‘ bin ich plötzlich wieder ein Mensch geworden, dessen Name in dem großen Buch der Hamburger Börse angeschrieben steht. [...] Ich trete aber nach wie vor als Republikaner auf. Ich zanke mich aber mit niemandem mehr. [...] ich bleibe, was ich bin, und lasse andern Leuten

Einvernehmen und verkehrte mit ihnen auf Augenhöhe, doch abgesehen von einigen Kurierdiensten für die ehemaligen Bundesgenossen zog er sich aus den kommunistischen Kreisen zurück. So sehr ihm manche Gepflogenheiten im Handelsleben auch zuwider waren, so entschieden er Winkelzüge und Betrügereien, wie sie dort gang und gäbe waren, auch ablehnte und verhöhnte – der Beruf des Kaufmanns bot ihm sein Lebenselixier: Durch ihn bahnte sich ihm der Weg über den Ozean, in die Weite. Das Erkunden der Welt und auch pure Abenteuerlust trieben ihn an, und ein Gewerbe, das überdies noch Aussicht auf ein prächtiges Einkommen bot, schien ihm das geeignete Mittel zu diesem Zweck zu sein. Deshalb ergriff er schon als junger Mann das ‚Steuer des Handels‘: „Kaufmann zu werden, das schien ihm der beste Weg, die Welt kennen zu lernen“, schreibt seine Nichte Marie Weerth in ihrer Weerth-Biographie.⁴ „Lache nicht!“, sagt Weerth in einem Brief an Ferdinand Lassalle, dem er von seinen Handelsreisen durch Portugal und Spanien erzählt: „Der Handel ist für mich das weiteste Leben, die höchste Poesie.“ (2, 606)⁵

Neuland

Als Georg Weerth am 2. Dezember 1852 von Southampton aus in See sticht, tritt er einen Eroberungsfeldzug an, zwar in friedlicher, dennoch aber in besitzergreifender Absicht. Als er zum ersten Mal am Gestade des Pazifischen Ozeans steht,⁶ kommt ihm der spanische Konquistador Balboa in den Sinn: Der sei 1511 mit dem Schwert in der Hand ins Meer gelaufen und habe „für die Katholische Majestät von Castilien“ Besitz von ihm ergriffen. Um solch eine politische Annexion geht es Weerth freilich nicht. Kein einzelnes Reich könne sich das „Stille Meer“ aneignen, und doch ergreife jeder Europäer, „wenn er sich zuerst auf diese große Fläche hinauswagt“, Besitz von ihr. Sie gehöre einem jeden, „der sie für ein neues und größeres Ziel seiner Unternehmungen ansieht. – So auch ich. Ich nahm Besitz von dieser unendlichen See und von allem, was darin ist, – für mich selbst.“ (2, 780)⁷ Weerth eignet sich an, was er sieht in den Län-

ebenfalls ihr Vergnügen.“ (1, 462) Auch wenn er seinen Standpunkt hier noch ver-harmlost, es wird bald auf nichts anderes hinauslaufen.

4 Marie Weerth: Georg Weerth. 1822-1856. Ein Lebensbild. Hrsg. von Bernd Füllner. Bielefeld 2009 (Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen, Bd. 39), S. 9.

5 Georg Weerth an Ferdinand Lassalle, Hamburg, 3. Mai 1851.

6 Ein Jahr später, am 19. Dezember 1853.

7 Georg Weerth an Wilhelmina Weerth, Mazatlán, 31. Dezember 1853/2. Januar 1854.

dern der Neuen Welt; die Gebirge, Ströme und Pampas, die er auf seinen strapaziösen Touren bewältigt, werden seinem ideellen Besitz, seinem inneren Reichtum zugeschlagen. Dabei ist die ‚Überwältigung‘ wechselseitig in der Begegnung mit den Naturschönheiten und -gewalten.

Aufschluss über seine Unternehmungen verschaffen uns vor allem Selbstzeugnisse – erhalten in den Briefen, die er verabredetermaßen regelmäßig an seine Mutter, gelegentlich an die Brüder, selten an wenige Freunde und Bekannte – darunter an Heinrich Heine und Wilhelm Wolff und seine von ihm angebetete Cousine Betty Tendering richtete. Für seine Geschäftsreisen, die er für die Baumwoll-Exportfirma Steinthal & Co. in Manchester, während seines zweiten Aufenthalts in Westindien auch für das angesehene Hamburger Unternehmen Tesdorpf und Sohn durchführte, bezog er zunächst Quartier auf der Insel St. Thomas, dem „Stapelplatz von allen europäischen und amerikanischen Waren, mit denen es Westindien, Mexiko und den Norden Brasiliens versorgte“⁸. Von hier aus durchquert er Mexiko, besucht San Francisco und die Goldgräberzone von Sonora, bereist Panama, schiffet sich ein nach Cartagena und Bogota. Er lernt die südamerikanische Westküste kennen, Nicaragua, Ecuador, Peru und Chile, überquert die Anden, macht Geschäfte in Buenos Aires und kehrt im Juni 1855 über Brasilien nach Europa zurück. Am 17. November 1855 tritt er seine zweite Westindienreise an, begibt sich von St. Thomas aus nach Venezuela, tätigt dort Handelsgeschäfte, siedelt im März 1856 nach Havanna über, unternimmt für Tesdorpf eine Erkundungs- und Einkaufstour durch ganz Kuba, um auf den Plantagen Kaffee, Tabak und vor allem Zucker zu erstehen, und fährt nach Santo Domingo, um dort ausstehende Gelder für Steinthal & Co. einzutreiben. Auf der Rückfahrt schiebt er einen Aufenthalt im Kaiserreich Haiti ein, wird beim Durchqueren der Insel von Ungeziefer zerstoehen und infiziert sich mit Malaria. Mit hohem Fieber trifft er am 23. Juli wieder in Havanna ein, erleidet eine Gehirnentzündung und stirbt dort am 30. Juli 1856. Tags darauf wird er auf dem Cementerio General in Havanna bestattet.

Neue Sichtweisen

So entschieden Weerth vormalis Unterdrückung und Ausbeutung im politischen und politökonomischen Terrain schmächte und attackierte, so zurückhaltend bewertete er hernach die staatlichen und politischen Gegebenheiten, die er in der Neuen Welt kennenlernte. Seinen Briefpartnern gegenüber bewies er

8 Uwe Zemke: Georg Weerth 1822-1856. Ein Leben zwischen Literatur, Politik und Handel. Düsseldorf 1989; Neuauflage Bielefeld 2021, S. 195.

ein hohes Maß an Anpassungsfähigkeit. Er wusste sich sehr geschmeidig auf die unterschiedlichen Adressaten einzustellen. Mit ihnen wechselt auch das Licht, das Weerth auf seine Beschäftigungen warf. Das lässt Rückschlüsse auf sein persönliches Auftreten zu. Vermutlich besaß er im Umgang *vis-a-vis* eine schauspielerisch anmutende Wendigkeit. Seine hohe Sprachbegabung erlaubte ihm zudem, virtuos auf der rhetorischen Klaviatur zu spielen. Am glaubwürdigsten erscheinen seine Schilderungen der Reiserlebnisse; in ihnen treten Weerths Anschauungen meist unverstellt zutage.

Angesichts der ‚großen Naturgegenstände‘ relativiert sich ihm die Bedeutung politischen Gestaltens und Veränderns. Buchstäblich vor seinen Augen verschieben sich die Maßstäbe für das, was in der Menschengeschichte Geltung beanspruchen kann. Das Revolutionsgeschehen, dem Weerth in den mittel- und süd-amerikanischen Republiken immer wieder begegnet, nimmt er als gegeben hin. Er bleibt Zuschauer und mischt sich nicht ein. Er hat sich auf den Handel und ein ‚wertfreies‘ Kommunizieren verlegt. Nur wird er mehrfach von Revolten, die vor seinen Augen ausbrechen, bei der Abwicklung seiner Geschäfte gestört oder behindert, wie er dazu anmerkt.

Die Reise selbst wird zum Aufenthalt des Umherstreichenden, eines Noma-den, der seines Weges zieht und sich gar nicht genug Welt aneignen kann, ja, der überall zu Hause sein möchte. Die Bewegung im unbegrenzten Raum wird zum dynamischen Prinzip seines Daseins, sie wird unterbrochen von Stationen und Orten, an denen er freilich nur Pausen einzulegen scheint. Der Wohnsitz in der Stadt ist eine notwendige Bleibe, um von ihm aus seine Wanderschaft zu organisieren; erst unterwegs scheint er mit sich selbst ins Reine zu kommen. Aber haben seine Streifzüge ein Ziel? Oder sieht er sein Leben in ihnen komplett aufgehoben? Er weiß es häufig selber nicht. Jürgen-Wolfgang Goette meint, Weerth habe in Amerika seine Heimat verloren, „ohne eine neue zu gewinnen“⁹. Das muss man, glaube ich, differenzierter betrachten. Der Wunsch nach einer festen Bleibe mit Frau und Kindern stellt sich, aller Umtriebigkeit zum Trotz, immer wieder ein. Er bleibt zeitlebens auf der Suche, unterwegs als ein Domp-teur seiner selbst. Er versieht seine Geschäfte umsichtig und zügig. Doch sobald er seine Pflichten erledigt hat, begibt er sich auf abenteuerliche Touren, treibend und getriebene Kraft zugleich. Trotz seiner Verbindlichkeit im Umgang mit den Geschäftsfreunden versteht er sich als „Anti-Philister“. So im Brief an Betty Tendering vom 2. Oktober 1855 aus Detmold. Dort schreibt er auch: „Materielle

9 Jürgen-Wolfgang Goette: Georg Weerths Reisebriefe und -berichte. In: Michael Vogt in Verbindung mit Werner Broer und Detlev Kopp (Hrsg.): Georg Weerth (1822-1856). Referate des I. Internationalen Georg-Weerth-Colloquiums 1992. Bielefeld 1993, S. 201.

Prosperität ist mir Notwendigkeit, und mein Herz erfreut sich an einer großartigen Natur, an dem Sonnenhimmel der Tropen.“ (2, 913) Vielleicht kann man diese scheinbaren Gegensätze, Komfort und Wildnis, Abenteuerlust und Familienleben ja in Einklang bringen? Sein Vorschlag ist: Betty könne als seine Frau das halbe Jahr in Europa bleiben und die „ändern 6 Monate kommst Du nach Westindien und lebst mit mir“.

Es reizt ihn, sich mit den Elementen zu messen, sich den Gewalten der Natur auszusetzen, sich ihnen gewachsen zu zeigen. Auf der einen Seite ein Repräsentant der technisch und ökonomisch fortgeschrittenen Zeit und Gegend, ein Ritter des Kommerzes, treibt es ihn andererseits in die raue Welt hinein – er labt sich an ihren Schönheiten, ihrer Mannigfaltigkeit und nimmt ihre Herausforderungen an. „Alle Mühseligkeiten sind nichts gegen die Erinnerung des Gesehenen.“ (2, 752)¹⁰ Die Reise verknüpft Orte der eigenen Entfaltung; die Eigenbewegung macht den besuchten zum beweglichen Raum. In der Bewegung selbst erfährt der Reisende seine Bestimmung als Sammler von Gegenständen, Welten und Räumen. Die Briefe, in denen er seine Erlebnisse auffängt, werden zur „navigierenden Narration“¹¹. Seine Erzählungen steuern durch die neu erfahrenen Räume hindurch. Mit der Niederschrift baut er sich ein überdimensionales Zuhause, das er durch die Beschreibung für sich und seine Briefpartner, vor allem für seine Mutter Wilhelmina Weerth als bleibend erhält. Zugleich gelingt es ihm, seine permanente Beweglichkeit selbst literarisch festzuhalten und sein ‚Raumergreifen‘ als dynamischen Vorgang zu fixieren.

Das gewaltige Schauspiel der unzivilisierten Natur erlebt er als eindringender Beobachter, ohne sich zu schonen; die Revolutionen hingegen betrachtet er wie die Bilder einer Ausstellung, er geht nahe heran, bewahrt aber den gebührenden Abstand. Und bei alledem bleibt er in seinem Beruf als Kaufmann. Der Geschäftsmann als Vagabund: alles kennenzulernen, nichts auszulassen und mit reicher Beute irgendwann wieder daheim anzukommen, das treibt ihn voran. Aber zur Auswertung des Erlebten und Angeeigneten kam es ja nicht, er blieb auf der Strecke in seiner Suche, die einer Gestaltung seines späteren Lebens vorausgehen und helfen sollte, sich selbst zu finden. Wie nahm er sein Anderssein in der fremden Welt, die er sich anzueignen versucht, wahr? Ging es Weerth auf seinen Reisen um eine Überwindung der Alterität in den amerikanischen Gebieten oder überwogen die kolonialistischen Interessen der weißen Aristokratie? Seine kulturelle Herkunft legte er keineswegs ab; seine Verachtung der ‚minderen‘ Rassen spricht da eine zu deutliche Sprache. Er sucht gern überall den Umgang mit

10 Georg Weerth an Wilhelmina Weerth, St. Thomas, 14. August 1853.

11 Vgl. Jörg Dünne, Andreas Mahler (Hrsg.): Handbuch Literatur & Raum. Berlin, Boston 2015, S. 310.

den höchsten Repräsentanten einer Stadt. Er vertritt einen technischen, wissenschaftlichen und ökonomischen Fortschritt, der den gesamten Globus erreichbar und alle für unsere Versorgung zugänglichen und ausbeutbaren Quellen nutzbar macht: Der Kaufmann Georg Weerth ist ein Lieferant all dessen, was das Leben aufrechterhält, aber auch des erweiterten Genusses, des Luxus. Die Privilegien, die ihm als europäischem Geschäftsmann zuteilwurden, genoss er in vollen Zügen. Er suchte Umschlaghäfen für den globalen Verkehr – eine Rolle, die anfangs St. Thomas, am Ende Havanna für ihn spielte.

Versuche, sich in die politischen Umtriebe in Mittel- und Südamerika einzuschalten, unternimmt er nicht; als Händler bemüht er sich, von den Gegebenheiten zu profitieren und Verbindungen zu schaffen statt Auseinandersetzungen zu suchen. Gegen manche – für ein demokratisches Verständnis unerträglichen – Gebräuche hat er kaum Einwände: „In Puerto Rico besteht nämlich noch die alte Sklavenwirtschaft. Die Dienstboten sind Eigentum des Herrn, ihre Kinder ebenfalls, und in vielen Sklaven und Sklavenkindern besteht daher der Hauptreichtum eines Herrn“ (2, 713),¹² teilt er seiner Mutter mit. Aus Havanna schreibt er ihr am 7. September 1853, „wenn man ein Haus kauft, so kauft man die Neger gewöhnlich mit; gerade wie man bei uns ein Haus mit oder ohne Mobilien kaufen würde“. Sie seien hier „bei weitem gesunder, geschickter und weniger unangenehm [...] als in jenen Ländern, wo sie emanzipiert wurden.“ Und was ihm durchaus zu behagen scheint: „Große Kaufleute [...] leben wie Fürsten, denn sie sind auch fürstlich reich.“ (2, 757f.)

Weerth redet, darin ein rechtes Kind seines Zeitalters, höchst unbedenklich über weniger zivilisierte Völker, die er als minderwertige Rassen einstuft und ganz unbefangen den Tieren gleichsetzt. Vom Überlegenheitsgefühl der Weißen, die in die Neue Welt eindringen und von ihr profitieren, rückt er nicht ab. Stets wohl unterrichtet über die politischen und sozialen Gegebenheiten der von ihm besuchten Länder, vergreift er sich bisweilen mit höchst abfälligen Auslassungen. Besonders deftig äußert er sich aus Havanna seinem Bruder gegenüber: „Kuba erfreut sich einer steigenden Prosperität, die teilweise auf einen guten Boden und eine vortreffliche Lage der Insel gegründet ist, vielleicht ebenso sehr aber auf die Beibehaltung der Sklaverei. Wenn man die dicken, gesunden Neger sieht, die hier Sklaven sind, und sie mit den emanzipierten versoffenen Schwarzen der südamerikanischen Republiken vergleicht, so kommt man in Versuchung, die Emanzipation nur des Prinzips wegen zu wünschen.“ (2, 968)¹³ Häufig beschreibt Weerth die sozialen Zustände der besuchten Staaten nur wie folkloristische Merkwürdigkeiten. Aus Santiago de Cuba wendet er sich am

12 Georg Weerth an Wilhelmina Weerth, St. Thomas, 2. Februar 1853.

13 Georg Weerth an Carl Weerth, Havanna, 7. März 1856.

22. März 1856 mit solchen Sätzen an die Mutter: „Die Neger dürfen nicht mehr importiert werden und kosten daher jetzt von 500 bis 800 Taler per Stück, und man erhält 20 Taler, wenn man sie für einen Monat in Lohn ausleiht. Der Neger selbst bekommt natürlich nichts, weil er ein Sklave ist.“ (2, 970)¹⁴ Auch gegen dieses Leasing hat er keine Einwände. Besonders unangenehm wirken auf ihn die gegen Arbeitslohn angeheuerten Chinesen in Cuba: „die ekelhafteste aller Menschenrassen“. Und über die indigenen Stämme, die er am Orinoco vorfand, lässt er sich folgendermaßen aus: „Dümmere, pflanzenartigere Gesichter habe ich in meinem Leben nicht gesehen als bei diesen Indianern, dieser untergehenden Rasse, die nur spärlich durch die Wälder zerstreut ist und mit den nicht fern verwandten Affen und ähnlichen Tieren in schlechtem Essen, Wassertrinken und ewigem Halbschlaf die einzige Existenz führt.“ (2, 739)¹⁵

Eine besondere Stellung nehmen Weerths Briefe an Heinrich Heine ein. Seine gewandelte Sicht aufs Weltgeschehen kommt in ihnen sehr deutlich zum Vorschein, damit verbunden auch ein erstaunlicher Weitblick, der ihn in der Zukunft globale Auseinandersetzungen und Wirtschaftskriege sehen lässt, in denen das alte Mitteleuropa das Nachsehen haben werde. Dann beginne „der große Kampf zwischen dem Golde des Ural und dem Golde Kaliforniens; Kampf zwischen russischem und amerikanischem Getreide; Kampf zwischen amerikanischem und deutschem Korne [...]“ (2, 610)¹⁶ Auch hier rechnet er mit seiner revolutionären Vergangenheit ab: Der Mensch verirrte und verkalkuliere sich in seinen politischen und sozialen Bestrebungen. Unter dem „Sternbild des Südlichen Kreuzes“ fällt Weerth „tief im Norden der Große Bär“ ein,

unter welchem so viele vortreffliche Landsleute geboren sind, welche in vollem Ernste glauben, dass dem Weltgeiste etwas daran gelegen sei, wenn sie ihre armen Schädler zerbrechen im Dienste des Staates, der Kirche oder der Notdürftelei. Der Weltgeist hat einen langen Atem. Das merkt man erst hier in diesen jungfräulichen Wäldern, in diesen unabsehbaren Steppen. Ja, der Weltgeist nimmt sich Zeit zu seiner Arbeit, und wenn einst die großen Flächen dieses amerikanischen Kontinentes in den Flor der Zivilisation geraten, da werden die Großen Bären der alten Welt wahrscheinlich längst untergegangen sein. (2, 742)

Im „Anschauen großer Naturgegenstände“ verliere man „den Glauben an die Wichtigkeit einzelner Menschen und ganzer Völker.“ (2, 742) Die alte Welt

14 Wilhelmina Weerth fand keinen Gefallen am „Menschenkauf und -verkauf“ (2, 765) – so in einem Brief an Georg Weerth, Detmold, 23. Oktober 1853, den sie ihm auf seine lebendige Schilderung von Havanna schrieb.

15 Georg Weerth an Wilhelmina Weerth, Ciudad Bolivar (Angostura)/Orinoco, 10. Juli 1853.

16 Georg Weerth an Heinrich Heine, Hamburg, 10. Juni 1851.

werde zusammenbrechen und einer neuen Ordnung mit anderen Zentren Platz machen. Für die abendländische Kultur gebe es freilich noch lange keine ernstzunehmende Konkurrenz: Die Europäer bleiben

die Aristokraten des Erdkreises, und noch jahrhundertlang werden die plebejischen Völker neuer Kontinente in den Staub niederknien, um unsre weißen Hände zu küssen. Mögen alle Wälder des Orinoco rauschen, sie spielen noch keine Beethoven'sche Symphonie; mögen alle Geier der Kordilleren krächzen, unsre europäischen Nachtigallen werden doch wohl noch besser singen. Ja, trösten Sie sich, alle Völker vom La Plata bis zum Missouri sind noch nicht imstande gewesen, einen Heinrich Heine hervorzubringen. (2, 743)¹⁷

Auf eine humanere Ordnung in den südlichen Breiten müsse auch noch lange gewartet werden, denn

[...] wenn man sieht, wie einfach und großartig in der Werkstätte der Natur für diese unabsehbaren sonnbestrahlten Flächen gesorgt wird: da begreift man nicht, wie das alte Europa seine tausend Verkehrtheiten auch in diesem neuen Weltteil fortzusetzen mag und warum die Dinge sich hier nicht friedlicher und schöner entwickeln als daheim. Aber es scheint, dass erst ganze Rassen untergehen und neue entstehen müssen, ehe das Leben der Völker sich regelt. (2, 883)¹⁸

Räume

Die Beschäftigung mit den geographischen Räumen, die Georg Weerth durchmisst, führt ihn zu geschichtlichen Deutungsversuchen. Er ist ständig unterwegs, um solche Dimensionen wahrzunehmen und zu begreifen. Sein Leben spielt

17 Georg Weerth an Heinrich Heine, Angostura, 17. Juli 1853. Auch Heine gegenüber wählt er kraftmeierische Töne, versucht allerdings, seine eingestandenen Ressentiments durch Ironie abzuschwächen: „Neger und Maulesel sind die Tiere, die mir am meisten verhasst sind. Wie verehere ich dagegen das weiße Fleisch und die wiehernen Pferde. Faul, heuchlerisch, hinterlistig, undankbar für die beste Behandlung, für das beste Futter und unzuverlässig trotz bedeutender physischer Kräfte – so sind Maulesel und Neger und die kouleurten Nachkommen der Schwarzen bis ins dritte Glied. [...] Wäre ich ein großer Tyrann – was ich leider nicht bin – so würde ich die Neger samt ihrer ganzen kouleurten Sippschaft zur Sklaverei zurückführen und auf jede fernere Vermischung mit Weißen die Todesstrafe setzen. [...] Ich schäme mich, indem ich dieses niederschreibe, denn ich bin noch vor kurzem in eine leicht kouleurte Dame sterblich verliebt gewesen – aber, sehen Sie, so zeichnet sich die weiße Rasse aus, selbst durch ihre Schwächen!“ (2, 743).

18 Georg Weerth an Heinrich Heine, Buenos Aires, 1. April 1855.

sich weitgehend fern von den festen Behausungen ab, in einer nomadischen statt einer sesshaften Raumkonfiguration. Dabei jedoch bleibt die deutsche Heimat ein Liebesterritorium und Sehnsuchtsort, der ihn auf seinen Streifzügen begleitet. Vor allem die Briefe an seine Mutter stellen eine dauerhafte Verbindung mit seiner Herkunft her. Aber auch der geliebten Betty glaubt er gestehen zu müssen:

Die alte Welt ist mir zuwider geworden. Alle meine ersten Anstrengungen in der Literatur, in der Politik, im Handel, sie sind zunichte geworden, und was das Schlimmste ist, ich hatte Ursache, meine besten Freunde zu verachten; früher oder später ertappte ich sie alle auf einer kleinen oder großen Niederträchtigkeit. Mit wenigen sehr edlen Ausnahmen wurden sie alle Schufte oder Philister.

Da ging ich nach Westindien, und ich habe zum ersten Mal in meinem Leben vollständig reüssiert. Ich bin dem Schicksal dankbar; ich gehe nach Westindien zurück. Materielle Prosperität ist mir Notwendigkeit, und mein Herz erfreut sich an einer großartigen Natur, an dem Sonnenhimmel der Tropen.

Trotz alledem wurzle ich mit tausend Fasern in der Erde, die ich fliehe. Ich weiß, dass ich nur an die alte Welt denken werde, während ich in der neuen wohne. Ich weiß nicht, wie man etwas hassen und doch lieben kann, aber dieser Widerspruch ist ein Faktum, und ich klammere mich fest daran; denn ich muss etwas haben, was ich verehere, was ich liebe, wofür ich mich aufopfre. (2, 912f.)¹⁹

Doch auch die fremdländischen Räume, in die er sich hineinbegibt, um sie sich zu eigen zu machen, suggerieren ihm ein erweitertes ‚Zuhausesein‘ im Hier und Ich. Die sozialen Ungleichheiten dort tangieren ihn kaum; er nimmt sie als gegeben hin. Vermutlich härtet ihn die ständige Nähe zur Lebensweise der Sklavenhaltergesellschaften ab, so wie sich seine vormals anfällige Gesundheit gegen alle Strapazen seiner Fahrten, Märsche und Ritte durchsetzen und rüsten konnte. Sein Verhältnis zu Stierkämpfen macht das anschaulich: Schrieb er von seiner Spanienreise (1850/51) noch, „er habe nie etwas Ekelhafteres erblickt“ (2, 571),²⁰ so scheint der Besuch dieser Volksbelustigung 1855 eine liebgewordene Gewohnheit geworden zu sein: „Obgleich ich solche Sachen viel besser in Spanien und Mexiko gesehen habe, so verfehle ich doch nie ein solches Schauspiel[...].“ (2, 868)²¹

Der Reisende verknüpft Orte der persönlichen Entfaltung miteinander. Er erfährt seine Bestimmung als Sammler von Welten und Räumen, ideell, aber

19 Georg Weerth an Betty Tendering, Detmold, 2. Oktober 1855.

20 Georg Weerth an Wilhelmina Weerth, Madrid, 12. [und Barcelona, 20.] Januar 1851. Dass das „Ungeheuer, das die Rosse zerriss“, am Ende jedoch „von der Hand des einzelnen Menschen fällt“, ist für ihn freilich „der Sieg der menschlichen Gewandtheit über das brutale, rohe Vieh.“ (2, 571).

21 Georg Weerth an Wilhelmina Weerth, Lima, 24. Januar 1855.

auch buchstäblich: Für den Bruder Carl verspricht und sammelt er „Tigerfelle, Bärenfelle, Hängematten, Bogen, Pfeile, Streitäxte, Geschirre, Nüsse, Schildkröten“: „indianische Merkwürdigkeiten“. (2, 752f.)²² Kolibris, der Kopf eines Kaimans und ein Geier werden zu des Bruders Händen für die Naturhistorische Sammlung in Detmold (dem heutigen Lippischen Landesmuseum) verschifft. Er entwirft als sein Revier einen grenzenlos erreichbaren irdischen Raum. Er erweitert seinen Horizont, mit seinem Er-fahren der weiten Welt lässt er sich auf die Vermischung kultureller Systeme und persönlicher Gewohnheiten ein, er nimmt Wesensverschiebungen hin, und dennoch versucht er, der zu bleiben, der er war. Aber die Position, die er als Europäer und Individuum zu behaupten versucht, ist bei seiner Lebensweise auch offen. Was aus dem Weerth'schen „Ich“ noch werden kann, steht nicht einfach zu Gebote, es bildet sich erst heraus im Verlauf seiner Erkundungen. Er lebt bis zum Schluss nur mit Zwischenlösungen. Für den enttäuschten und resignierten Revolutionär ist das Reisen, das Welt-erobern auch Erlebnis und Bearbeitung einer lang andauernden Krise, aus der er sich mithilfe der lebhaften, naturbegeisterten Schilderungen seiner Briefe zu befreien sucht. Sie sind Dokumente eines permanenten Versuches, sich mit den Elementen zu messen, mit den irdischen Stimulanzen allen Geschehens. Die Reiseerzählung ist ferner ein vielleicht uneingestandener Gegenstand für die Übung im Gebrauch sprachlicher Bewältigung, für ein literarisches ‚Später‘.

Denn die besuchten Landschaften und Städte werden in Weerths Beschreibungen nicht nur zu dokumentarisch erfassten, sondern zu eminent literarischen Räumen. Die neutrale, objektnahe Beobachtung wird mit Erlebnisinhalten vermischt; die Schilderungen werden plastisch gerade durch die höchst subjektive Sichtweise des Verfassers, der alles kennenlernen, wissen und aufzeichnen möchte. Die literarisch hervorragenden Schilderungen, mit denen er seine Briefe füllte, widerlegen durchgängig seine Vorhaltung, für Publikationen fehle ihm die stilistische Übung im Deutschen, da er sich in seinen geschäftlichen Korrespondenzen überwiegend in anderen Sprachen tummeln müsse. Er nahm Abstand von Veröffentlichungen, denen er offenbar keinen Wert mehr beimaß, zumindest, solange er noch als Kaufmann unterwegs war. Angebote wie das des Verlegers Franz Duncker, der Weerths Briefe sogar ohne redaktionelle Bearbeitung publiziert hätte, weil sie „vollkommen druckreif“ (2, 791)²³ seien, schob er vor sich her. Von der Öffentlichkeit hatte er Abschied genommen, er spürte anscheinend keine Lust mehr, sich auf dem Buchmarkt zu präsentieren.

De facto aber betrieb Weerth Reiseschriftstellerei, berichtete über all seine Wege, und er schilderte dabei Naturereignisse und politisches Geschehen sehr

22 Georg Weerth an Wilhelmina Weerth, St. Thomas, 14. August 1853.

23 Franz Duncker an Georg Weerth, Berlin, 28. Januar 1854.

viel ausgiebiger als die Geschäftsvorgänge, die doch weitgehend seine Tagesabläufe bestimmten.²⁴ Auch wenn er oftmals „sehr viel zu tun“ hatte und „an nichts anderes als an Geschäfte denken“²⁵ konnte, geht er in den Briefen kaum darauf ein. Sein Arbeitsaufwand steht selten im Vordergrund; nach ‚humoristischen Skizzen aus dem westindischen Handelsleben‘ hält man meist vergebens Ausschau, alles nur dem Kaufmannswesen Geschuldete wird in den Briefen zum Nebenschauplatz. Den eigentlichen Raum nehmen seine Erlebnisse mit Land und Leuten ein und seine Erkundungsfahrten, für die er immense Strapazen auf sich nahm. Wenn er vorgab, die Schriftstellerei sei ihm seit 1849 verleidet, so bezog er sich wohl nur auf im engeren Sinn poetische Genres, auf Lyrik oder auch seine Satiren. Seine Briefe jedenfalls zeugen von einer ungebrochenen Schreiblust. Über Naturgewalten, die Flussfahrten auf Orinoco und Caroní, die Jagd auf Kaimane, die Besteigung des Chimborazo oder den kalifornischen Goldrausch verfasst er meisterhafte Erlebnisberichte, die auch heute noch zur spannenden Lektüre taugen. Sollte ihm wirklich entgangen sein, welche literarischen Kostbarkeiten seine Briefe bergen? Ein erneutes Erscheinen auf dem Buchmarkt verschob er jedoch auf unbestimmte Zeit. Dann, wenn er genug verdient habe und in der alten Heimat sesshaft werde, würde er auch wieder poetische Streifzüge wagen. Dies Versprechen wird er jedoch nicht mehr halten können.

Für Fragen zum Verhältnis von Geschichte und Geographie, die in der Raumforschung der Kulturwissenschaften zu einem zentralen Thema wurden, für den „Deutungsversuch von Geschichte durch die Beschäftigung mit Raum“²⁶, bie-

24 Es gibt Ausnahmen: Am 9. Mai 18 53 schreibt er aus La Guaira/Venezuela seiner Mutter: „Bisher hatte ich sehr viel zu tun und konnte an nichts anderes als an Geschäfte denken. Morgens um 6 Uhr bade ich mich in der See; um 7 Uhr fange ich an, Leute zu sehen und zu sprechen. Um 10 Uhr frühstücken wir in der Posada, die herrlich am Meere liegt und alle Galerien voller Blumen hat. Dann ist das Geschäft wieder los bis 5 Uhr nachmittags, wo wir zu Mittag essen und dann auf dem Balkon sitzen, wo wir die kühle Seeluft genießen, Zigarren rauchen und uns unterhalten, wozu genug Gelegenheit ist, da man hier viele Deutsche, Engländer und Spanier findet.“ (2, 729) Aber das sind nur Abläufe, er bleibt schweigsam, was die Inhalte seiner Treffen angeht.

25 „In der Tat“, schreibt Zemke: Georg Weerth (Anm. 8), S. 227, „folgt man Weerths Spuren in Amerika, dann lesen sich seine Reiseberichte eher wie Beschreibungen von Forschungs- oder Entdeckungsreisen, die ihn in Gegenden führten, von denen der Bürger der Biedermeier-Zeit kaum etwas gehört haben wird.“ Allerdings stößt Weerth in völlig unbekanntes Terrain selten vor, nur die Kahnfahrt auf dem Caroní hatte vor ihm kein Forscher unternommen.

26 Vgl. Stephan Günzel: Raum. Eine kulturwissenschaftliche Einführung. Bielefeld 2017, u. a. S. 37ff., S. 44.

ten Weerths Briefe interessante Ansätze und höchst ergiebiges Material. Seine Erwägungen genauer zu untersuchen und zu diskutieren, ist ein Desiderat der Forschung.

Ambivalenz

Aus allem, was wir aus den Briefen erfahren können, erweist sich als richtig, was seine Nichte Marie ihm bescheinigt: „eine ungewöhnliche Arbeitskraft, Gewandtheit im Ausdruck, gefällige Manieren“²⁷. Sie brachten ihn auf Erfolgskurs, sie zeichneten ihn auch in allen amerikanischen Unternehmungen aus; hinzu kam die enorme Zähigkeit, mit der er seine höchst strapaziösen Touren bewältigte. Er ist so arbeitswütig wie unternehmungslustig. Das sieht nach einer sehr ich-starken Selbstbestimmung aus. Dennoch gewinnen wir bei der Lektüre seiner Briefe einen zwiespältigen Eindruck von seinem persönlichen Befinden. Was er darüber mitteilt, wechselt, je nachdem, wem er schreibt. Ist es sein Selbstbild, das schwankt, oder sind es die unterschiedlichen Charaktere seiner Briefpartner, die ihm die unterschiedlichen Darstellungen abverlangen? Betty Tendering gegenüber spielt er seine Arbeitsbelastung herunter und schildert seinen Alltag folgendermaßen:

Ich lebe in den Tag hinein, ich betreibe mein Geschäft aus Gewohnheit, und wenn es abends kühler wird, reite ich die See entlang oder galoppiere in die Insel hinein, bis ich todmüde bin, und dann lege ich mich früh ins Bett, wie die Hühner, um weiter nichts mit den Menschen zu tun zu haben. Das ist eigentlich eine dumme Existenz. [...] Ob ich nun wirklich dazu verdammt bin, in Zukunft nur mit Pferden, Kaufleuten und ähnlichen Bestien umzugehen, das ist, was ich mich in diesem Augenblick frage und was ich nicht zu beantworten weiß. (2, 949)²⁸

Und später: „Ohne Weib, ohne Kind, ohne Haus, ohne Hof, ohne Zweck und ohne Ziel bleibe ich, liebe Betty, mit herzlichem GruÙe“. (2, 951)²⁹ Wilhelm Wolff, dem ehemaligen Bundesgenossen aus Vormärz-Zeiten, teilt er im Februar 1856 hingegen mit:

Ich selbst bleibe immer nur 14 Tage an einem Orte und hoffe, dass ich es nirgendwo länger aushalte. 14 Tage lang fühle ich mich daher stets unendlich glücklich. Dann entführt mich ein Steamer, ruck, ein anderes Bild. Ich glaube, dieses unstete Leben ist

27 Marie Weerth: Lebensbild (Anm. 4), S. 8.

28 Georg Weerth an Betty Tendering, St. Thomas, 16. Dezember 1855.

29 Georg Weerth an Betty Tendering, La Guaira, 24. Dezember 1855.

die alleinige Quelle aller Heiterkeit und guten Laune. Möchte jedem Menschen seine Liebhaberei erhalten bleiben und mir die meinige. (2, 962)³⁰

Und seinem Bruder Wilhelm schreibt er: „Wenn man unverheiratet ist, so sollte man eigentlich stets auf Reisen bleiben.“ (2, 967)³¹

Selbstsicherheit ist etwas anderes. Seine Selbstachtung scheint zu schwanken. Von seiner Reaktion auf die gescheiterte Achtundvierziger-Revolution wissen wir: Er schaltet ab, wenn er keine Erfolge, keinen Sieg mehr erwartet – wie anders zieht ihn da der Lockruf der Ferne an, die Erkundung des Erdenrunds! Nicht aber als Forscher – so weit geht sein Ehrgeiz nicht –, er beschreitet selten Wege, auf die andere vor ihm noch keinen Fuß gesetzt haben. Wie sein Leben auf Dauer einzurichten sei, dafür hat er keine Idealvorstellung, höchstens eine aufgesplante. Sogar seine große Liebe will er mit der Übersee teilen. Kann man verstehen, dass Betty Tendering auf so etwas nicht eingehen möchte? Doch Bettys Weigerung, ihm anzuhören, lastet schwer auf ihm, wirkt wie ein Entzug, der ihn vielleicht, wie ein Huhn, das kein Futter findet, in Leerlaufhandlungen getrieben hätte, wäre sein Leben nicht allzu sehr durch die Verpflichtungen im Geschäftsleben fremdbestimmt und lockten nicht überall neue unbesuchte Gegenden. Aber die Frage nach dem Sinn seiner Tätigkeiten bohrt trotzdem. Der Gedanke an die Cousine scheint ihn überallhin verfolgt zu haben. So wird er sich über sich selbst keineswegs klar. Er muss, um das Grübeln zu überspielen, dauerhaft beschäftigt sein. Dazu passt sein schnelles Schließen von Freundschaften, sein witziger, amüsanter, belebender Umgang mit Partnern und Fremden, die er schnell ‚Freunde‘ nennt.

Seine Wünsche und Erfahrungen sind ambivalent; seine Motivationen sind manchmal gegenläufig, vieles bleibt in der Schwebel. Er lebt mit dem Ungelösten seiner Existenz. Er versucht ironisch auszugleichen, wo er sich zu Entscheidungen nicht durchringen kann – entschließen muss er sich immer nur für die nächsten Schritte. Getragen wird er durch das Tempo, mit dem er sich Kenntnisse, Sprachen, neue Gegenden aneignet, Geschäfte durchführt und Freundschaften gewinnt. Doch seine Vorstellungen vom wahren Leben, das auf ihn zugeschnitten ist, scheinen sich immer wieder zu überkreuzen und damit sein Lebensgefühl zu beschädigen. Er verliert nie die Übersicht, doch unbeantwortet bleibt: Wie sieht sein späteres Dasein aus? Was peilt er an? Bleibt er Handlungsreisender und vagabundierender Abenteuer tourist oder siedelt er sich wieder in Europa an, sesshaft und als braver Familienvater?

30 Georg Weerth an Wilhelm Wolff, St. Thomas, 10. Februar [und Santiago de Cuba, 21. März] 1856.

31 Georg Weerth an Wilhelm Weerth, Havanna, 7. März 1856.

Das zu entscheiden, übersteigt – manchmal zumindest – seine Vorstellungskraft. Daher wird eine Lebensentscheidung auf die fernere Zukunft verschoben. Bei allen Strapazen, die er als Abenteurer auf sich nimmt – er möchte, auch unterwegs, immer wieder komfortabel unterkommen und unbehelligt seine Reichtümer genießen. Beides auf einmal – das ist auf Dauer schwer zu vereinbaren. Wie erlebt er diese Ambiguität der Lebensverhältnisse? In der konflikthafte, von gegensätzlichen Aspekten geprägten Bewertung seiner Situation bleibt Weerth ein in gelebten Widersprüchen befangener Charakter. Er weiß sich, gescheit wie er ist, zu behelfen: durch mentale Kontrolle, ironisches Abstandnehmen von sich selbst, durch Antiphrasen scheint er sein ambivalentes Existieren meistern zu können; er spielt mit einer „Dichotomie von Sichtweisen“, die gegensätzliche Reaktionen bedingen. Das führte zu einem Hin und Her zwischen alternativen Möglichkeiten, sein Leben weiterzuführen; schlimmer noch schien ihm, dass dabei sein Wunsch, mit Betty einig zu werden, nicht erfüllt wurde. Diese Alternative, diese Entscheidungsmöglichkeit war ihm entzogen worden. Es blieb ihm gerade dadurch nichts übrig, als vorerst weiter zu improvisieren, sich den Angeboten und Forderungen der Stunde anzupassen und je nachdem schnell umzuschwenken in seinen Bewegungen über Land und Meer.

„Wie ich aber daran gewöhnt bin“, schreibt er der Mutter, „ziemlich verschiedene Dinge in meinem Gemüt zu vereinbaren, so weiß ich auch noch jetzt im grünen Walde den Kaufmann zu vergessen und mich an der Jagd und Botanik zu ergötzen, um erst wieder den Schätzen, die da Motten und Rost fressen, nachzujagen, wenn ich aber wieder an einem Ort wie Santiago bin, wo Rost und Motten oder Most und Rotten meiner Freunde Steinthal gutes Geld so gut als aufgefressen haben.“ (2, 978)³²

Soweit sie nicht durch Revolutionswirren vereitelt werden, führt er seine Aufträge und Geschäftsabwicklungen pflichtgemäß durch, schickt die Frachten auf dem jeweils schnellstmöglichen Weg nach Europa – meist via England. Sein Pensum ist riesig, erstaunlich mutet immer wieder an, wie rasch und erfolgreich er berufliche Verbindungen aufnimmt, verhandelt, Geschäfte tätigt und dauerhafte Verbindungen einbringt. Er spricht immer wieder von ‚Freundschaften‘, die er schließt. Doch nur wenige seiner ‚Freunde‘ werden in den Briefen ausführlicher vorgestellt – meistens dann, wenn sie ihm Wohnraum bieten oder Fahrten mit ihm antreten. Ein Beispiel ist der Amerikaner Townsend. Wie eng oder locker, intensiv oder oberflächlich und flüchtig diese Bekanntschaften waren, entzieht er unserer Kenntnis. Darauf geht Weerth selten ein, höchstens in Randnotizen. Aber auch die sind ja bisweilen verräterisch: Er fühle sich wohl

32 Georg Weerth an Wilhelmina Weerth, Santiago de Caballeros (Republik St. Domingo), 30. Mai 1856.

in Mexiko, schrieb er am 24. November 1853 der Mutter, „da ich verschiedene Leute kennenlernte, die mir gefielen. Dies geht mir gewöhnlich so. In den ersten Tagen muss man seinen Weg fühlen und sich bekannt zu machen versuchen, was immer seine unangenehmen Seiten hat. [...] Bei mancher Bekanntschaft ist es einem allerdings auch lieb, dass sie nur für 14 Tage oder einen Monat geschlossen wurde.“ (2, 770) Sicher ist wohl, dass er überall und überaus schnell Anschluss findet; Bemerkungen von Marx und Engels belegen, wie belebend und amüsanter Umgang mit Georg Weerth gewesen sein muss. Diese Kontaktfreudigkeit hat ihm offenbar auch auf den Handelsreisen viele Tore geöffnet und Wege geebnet.

Er starb sehr früh, doch bereits als wohlhabender Geschäftsmann. Seine Barschaft belief sich, wie Uwe Zemke ermittelt hat, auf 9212 Taler, 25 Silbergroschen und 1 Pfennig Preußisch Courant, die seine Familie sich teilten.³³ Umrechnungen haben ihre Tücken. Nach meinen Recherchen, einen heutigen Kurs zu ermitteln, dürfte sich ein Tauschwert von knapp 200 000 Euro ergeben. Was Georg Weerth uns allen vermacht hat, seine Dichtung und ein Konvolut von Hunderten literarisch glänzenden Reiseschilderungen, ist um einiges höher einzuschätzen, wenn auch nicht in klingender Münze.

33 Zemke: Georg Weerth (Anm. 8), S. 263.

FLORIAN VAßEN (HANNOVER)

Der fremde Blick eines Europäers

Intersektionalität von Rassismus, Kolonialismus und Sexismus
in Georg Weerths lateinamerikanischen Reisebriefen

1. Georg Weerths politische Erfahrungen in Großbritannien

Georg Weerth ist ohne Zweifel Mitte des 19. Jahrhunderts einer der politisch radikalsten deutschsprachigen Schriftsteller. Sein Englandaufenthalt und die dortigen Erfahrungen mit kapitalistischer Ausbeutung und sozialem Elend sowie mit dem Chartismus, den Widerstandsformen des Proletariats und der Arbeiterkultur¹ haben seine politische Haltung ebenso geprägt wie die langjährige Freundschaft zu Karl Marx und Friedrich Engels sowie ihre enge Zusammenarbeit, vor allem in der Redaktion der „Neuen Rheinischen Zeitung“ 1848/49. Weerths *Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten* sind stark beeinflusst von Engels Studie *Die Lage der arbeitenden Klasse in England*, einer der historischen Grundlagentexte der Sozialraumforschung,² mit ihrer „Kritik im *Handgemenge* [Hervorhebung im Original]“³ und der Methode der teil-

-
- 1 Eiden-Offe hebt hervor, dass „zur Selbstschöpfung der Klasse die politische Selbstorganisation allein nicht reicht. Die Poesie der Klasse – kann nicht nur durch Kampf und Bewusstmachung bewerkstelligt werden, sondern immer auch und immer wieder [...] durch Poesie: durch Schönheit, Leidenschaft, Verschwendung – [...]“ Patrick Eiden-Offe: *Die Poesie der Klasse. Romantischer Antikapitalismus und die Erfindung des Proletariats*. Berlin 2017, S. 104f., vgl. auch Edward E. Thompson: *Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse*. Bd. 1. Frankfurt a. M. 1987. Der englische Titel „The Making of the English working Class“ (London 1963) betont noch stärker als die deutsche Übersetzung den aktiven Aspekt der Konstituierung der Arbeiterklasse.
 - 2 Siehe Fabian Kessel, Christian Reutlinger (Hrsg.): *Schlüsselwerke der Sozialraumforschung. Traditionslinien in Text und Kontexten*. Wiesbaden 2008, S. 9-21 (Sozialraumforschung und Sozialraumarbeit, Bd. 1); darin vor allem Michael May: Friedrich Engels. „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“, S. 22-39; dort wird auch die weitere Diskussion dargestellt, vor allem Publikationen von Becker, Brake und Lefebvre.
 - 3 Karl Marx: Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung. In: K. M., Friedrich Engels: *Werke*. Berlin 1956-1971, Bd. 1, S. 381; im Folgenden wird die Sigle MEW verwendet; vgl. auch Christopher Senf: Wissenschaft als „Organ“ der Bewegung. Konflikttheoretisches Denken bei Marx. In: Matthias Bohlender, Ann-Sophie

nehmenden Beobachtung. In den *Skizzen* heißt es dementsprechend: „[...] ich wollte alles mit eigenen Augen sehen, ich wollte noch mehr sehen, als was man auf einem flüchtigen Gange durch die schlechtesten Gassen einer Fabrikstadt zu bemerken pflegt.“⁴

Die Zeit von 1843 bis 1845 in London und Bradford hat für Weerth lebensgeschichtlich eine außergewöhnliche Bedeutung: trotz Fremdheitserfahrungen und Wahrnehmungsschock findet eine gewisse Identifizierung von Weerth mit den Arbeiter*innen statt. 1844 schreibt er an seinen Bruder Wilhelm euphorisch, soziologisch aber ganz sicher nicht zutreffend: „Einstweilen wird eine prächtige Propaganda gegen die Seele der jetzigen Gesellschaft gemacht, und ich freue mich von Herzen, daß ich ein Proletarier bin, der Religion, Eigentum und Vaterland mit beschießen hilft.“⁵ Zentral ist dabei für ihn die Utopie einer freien, klassenlosen Gesellschaft; in einem Brief an seine Mutter heißt es etwas später: „Es ist mir gewiß nie ein größeres Heil geschehen, als daß ich einst Gelegenheit fand, nach England zu gehen, wo man alles Elend, aber auch alle Mittel, es zu heben, kennenlernt. – Diese Mittel, dem Elend abzuhelpfen, bilden auch den einzigen Trost.“ (1, 283)

Für Weerth steht wie bei vielen Intellektuellen, die der Marx'schen Theorie und dem Sozialismus nahestehen, eindeutig die Kategorie der Klasse im Mittelpunkt seiner politischen und literarischen Arbeit. Während er in Texten wie *Leben und Taten des berühmten Ritters Schnapphahnski* (IV, 285-489) und *Humoristische Skizzen aus dem deutschen Handelsleben* (II, 347-385) den Adel bzw. das Bürgertum mit Spott und Satire porträtiert, gibt er in seinen England-Skizzen eine sehr anschauliche und präzise Darstellung der Lebensumstände und der Arbeitssituation sowie der daraus resultierenden Erfahrungen, Haltungen und Eigenschaften der Arbeiter*innen, also der gesellschaftlichen Mikroebene, ohne allerdings die gesellschaftliche Makroebene, vor allem die Geschichte der Industrialisierung und der Arbeiterbewegung sowie die Klassen- und Produktionsverhältnisse, aus dem Blick zu verlieren. Vor allem aber vermeidet er in

Schönfelder, Matthias Spekker (Hrsg.): „Kritik im Handgemenge“. Die Marx'sche Gesellschaftskritik als politischer Einsatz. Bielefeld 2018, S. 73-94.

- 4 Georg Weerth: *Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten*. In: *Sämtliche Werke in fünf Bänden*. Hrsg. von Bruno Kaiser. Berlin 1956-1957, Bd. III, S. 196. Im Weiteren wird wie folgt zitiert: Hinter dem Zitat steht in Klammern eine römische Zahl für den Band und eine arabische für die Seite.
- 5 Georg Weerth an Wilhelm Weerth, 24. Dezember 1844. *Sämtliche Briefe*. Hrsg. und eingeleitet von Jürgen-Wolfgang Goette unter Mitwirkung von Jan Gielkens. Frankfurt a.M., New York 1989, Bd. 1, S. 282. Weerths Briefe werden im Weiteren wie folgt zitiert: Hinter dem Zitat steht in Klammern eine arabische Zahl für den Band und die Seite.

seinen Texten – soweit ich sehe – *Klassismus* gegenüber den Arbeiter*innen, im Sinne einer „individuellen, institutionellen und kulturellen Diskriminierung sowie Unterdrückung aufgrund eines tatsächlichen, vermuteten oder zugeschriebenen Klassenstatus von Menschen.“⁶ Während Weerth sich demnach intensiv mit der Kategorie der Klasse beschäftigt, bleiben die beiden anderen Bereiche der klassischen Trias der Intersektionalität, *Race*⁷ und Gender, jedoch sekundär, was auf eine – sicherlich historisch bedingte – Begrenztheit verweist. In Parenthese: Diese durchaus problematische Dominanz der Kategorie Klasse steht in auffälliger Weise in Opposition zu deren heute weit verbreiteter Vernachlässigung bzw. Ausgrenzung besonders in der Intersektionalitätsdiskussion

6 Kerstin Bronner, Stefan Paulus: *Intersektionalität: Geschichte, Theorie und Praxis*. Opladen, Toronto 2017, S. 51; vgl. Andreas Kemper, Heike Weinbach: *Klassismus. Eine Einführung*. Münster 2009.

7 Um sich von der Rassenideologie des Nationalsozialismus abzugrenzen, wird im deutschen Sprachraum „Rasse“ oft durch den englischen Begriff *Race* ersetzt, der sich im angloamerikanischen Sprachraum „als ein kritischer Terminus zur Analyse rassistischer Strukturen durchgesetzt hat und essentialistische Konnotationen entbehrt, die dem deutschen Begriff anhaften.“ (Bärbel Tischleder: *body trouble, Entkörperlichung, Whiteness und das amerikanische Gegenwartskino*. Frankfurt a. M., Basel 2001, S. 19). Entsprechend benutzt auch Kelly *Race*, da „Rasse“ „als biologische und damit einhergehend als rassistische und nicht als soziale Kategorie verstanden wird.“ (Natasha A. Kelly: *Schwarzer Feminismus. Grundlagentexte*. Münster 2019, S. 13). Dagegen wird eingewandt, dass die Neutralität, die dem Begriff *Race* indirekt zugeschrieben wird, nicht vorhanden sei. Außerdem entstehe durch die Verwendung von angloamerikanischen Begriffen eine problematische Distanz zum Forschungsgegenstand Deutschland, insbesondere weil sich die Rassifizierungsprozesse in Deutschland auf Grund der deutschen Geschichte, Politik, Philosophie und Literatur von den US-amerikanischen unterscheiden. Vgl. Eske Wollrad: *Weißsein im Widerspruch. Feministische Perspektiven auf Rassismus, Kultur und Religion*. Königstein i. T. 2005, S. 18-21; Susan Arnd: „Rasse‘ gibt es nicht, wohl aber die symbolische Ordnung von Rasse. Der ‚Racial Turn‘ als Gegennarrativ zur Verleugnung und Hierarchisierung von Rassismen“. In: Dies. u. a. (Hrsg.): *Mythen Masken Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*. Münster 2009, S. 340-362, hier S. 343. Trotz dieser Kritik scheint mir die Verwendung von *Race* sinnvoller.

Die Diskussion über den Begriff *Race* hat sich in den letzten Jahren nochmals intensiviert, und dabei ist besonders deutlich geworden, dass es keine biologischen Rassen gibt, sondern nur rassifizierte Menschen, d. h. Menschen, die eine Zuschreibung zu einer angeblich existierenden Rasse erfahren. Wegen des dennoch existierenden strukturellen, institutionellen und persönlichen Rassismus ist gleichwohl eine klare antirassistische Haltung notwendig; vgl. auch Claus Melter, Paul Mecheril (Hrsg.): *Rassismuskritik*. Bd. 1: *Rassismustheorie und -forschung*. Schwalbach 2009.

in den USA, es existiert also offensichtlich aus gesellschaftlichen Gründen eine jeweils unterschiedliche Hierarchie in der Trias von Klasse, *Race* und Gender.⁸

2. Der Begriff Intersektionalität – Produktivität und Problematik

Ausgehend von sozialer Ungleichheit und gesellschaftlicher Differenzen in einem herrschaftskritischen Kontext, konzentriert sich der intersektionale Ansatz bekanntlich nicht auf eine einzelne Kategorie wie z. B. Klasse, *Race* oder Gender, sondern steht entgegen der damit tendenziell verbundenen Reduktion für Multiperspektivität, d. h. für die parallele und gleichzeitige Existenz verschiedenartiger Ungleichheiten, die sich nicht etwa nur addieren, sondern zueinander in Wechselwirkung stehen, als Mehrfachdiskriminierung miteinander verwoben sind oder auch kontrastieren. Gemäß unterschiedlicher Machtkonstellationen lassen sich dabei verschiedene Differenzlinien erkennen: strukturelle, institutionelle, symbolische und persönliche bzw. individuelle Diskriminierung im Rahmen horizontaler und vertikaler Ungleichheit sowie inter- und intrasektionaler Konstellationen.⁹

Die ersten Überlegungen zur Intersektionalität entstanden in den USA Ende der 1960er Jahre im Rahmen des Black Feminism. Kimberlé Crenshaw schuf 1989 den Begriff Intersektionalität im Sinne einer Kreuzung von Sexismus

8 In der Forschung wird kritisiert, dass in der intersektionalen Diskussion in den USA der Begriff Klasse nur eine nachgeordnete Rolle spielt; vgl. Tove Soiland: Die Verhältnisse gingen und die Kategorien kamen. Intersectionality oder Vom Unbehagen an der amerikanischen Theorie. In: Querelles-Net. Rezensionsschrift für Frauen- und Geschlechterforschung. http://portal-intersektionalitaet.de/uploads/media/Soiland_04.pdf; zit. nach Bronner, Paulus: Intersektionalität (Anm. 6), S. 85. In diesem Kontext ist es interessant zu untersuchen, warum, unter welchen Bedingungen, wo und wann „manche Differenzen stärker oder als grundlegender wahrgenommen werden als andere und ihnen daher die Funktion zugesprochen wird, weitere Differenzen zu dominieren.“ Christina Lutter: Geschlecht. Wissen. Kultur. Mediävistik als historische Kulturwissenschaft. In: Dies., Margit Szölloosi-Janze, Heidemarie Uhl (Hrsg.): Kulturgeschichte – Fragestellungen, Konzepte, Annäherungen. Wien 2004, S. 120.

9 Schon die gewählte Reihenfolge der drei Kategorien Klasse, *Race* und Gender, geschuldet auch der Linearität der Sprache/Schrift, kann auf ein Dominanzverhältnis hinweisen; siehe u. a. Katharina Walgenbach: Gender als interdependente Kategorie. In: Katharina Walgenbach u. a.: Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Opladen, Farmington Hills 2007, S. 43. Siehe auch Bronner und Paulus: Intersektionalität (Anm. 6), S. 41-47. Walgenbach spricht statt von intrasektionaler Konstellation von „interdependenten Kategorie“.

und Rassismus,¹⁰ in deren Folge sich auch in Deutschland die soziologische „Ungleichheitsforschung“¹¹ mit der klassischen Trias Klasse, *Race* und Gender entwickelte. Bis heute gibt es allerdings keinen „consensus on what is intersecting (identities, categories, axis, relations, proportions), nor on how to conceive the intersections themselves (as interferences, intermediations, cumulations, collisions). [...] After all ‚intersectionality‘ can appear as theory, method, perspective, approach or heuristic device“. Zudem stellt sich die Frage, „whether the ‚label‘ ‚intersectionality‘ covers questions of ‚identity‘, ‚subjectivity‘, ‚experience‘, ‚agency‘, ‚power‘ and ‚dominance‘ or all at the same time.“¹² Die Kritik an der Intersektionalität bezieht sich vor allem darauf, dass dabei von homogenen Gruppen ausgegangen werde, der zugrundeliegende Identitätsbegriff statisch sei und die gesellschaftliche Mikroebene dominiere, dass es also zu einer Individualisierung von gesellschaftlichen Strukturen komme. Ungeachtet dieser Kritikpunkte hat sich der Begriff Intersektionalität mit seiner anschaulichen Kreuzungsmetaphorik gegenüber anderen Begriffen, wie z.B. Interdependenz, im wissenschaftlichen Diskurs durchgesetzt. Ich verstehe dabei Intersektionalität

-
- 10 Die erste deutsche Übersetzung von Kimberlé Crenshaws Text „Das Zusammenwirken von ‚Race‘ und Gender ins Zentrum rücken. Eine Schwarze feministische Kritik des Antidiskriminierungsdogmas, der feministischen Theorie und antirassistischer Politiken“ findet sich in: Kelly: Schwarzer Feminismus (Anm. 7), S. 143-184.
 - 11 Helma Lutz, Norbert Wenning: Differenzen über Differenz – Einführung in die Debatten. In: Dies. (Hrsg.): Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft. Opladen 2001, S. 15; siehe auch Bronner, Paulus: Intersektionalität (Anm. 6), S. 15f.; Katrin Sieg: *Ethnic Drag: Performing Race, Nation, Sexuality in West Germany*. The University of Michigan Press 2009. Es werden sogar bis zu 13 Kategorien der Differenz genannt, ohne jedoch in irgendeiner Weise vollständig sein zu können; siehe Lutz, Wenning: Differenzen über Differenz, S. 11-24.
 - 12 Vera Kallenberg, Johanna M. Müller, Jennifer Meyer: Introduction: Intersectionality as a Critical Perspective for the Humanities. In: Dies. (Hrsg.): *Intersectionality und Kritik. Neue Perspektiven für alte Fragen*. Wiesbaden 2013, S. 18-19. Sie definieren in www.intersectionality.org Intersektionalität als „Konstitution von Differenz und Ungleichheit in spezifischen historischen Konstellationen und Verhältnissen als Ergebnis [...] verwobener, oft widersprüchlicher, sozialer, ökonomischer, rechtlicher, politischer und kultureller (Transformations-)Prozesse bzw. interagierender sozialer wie normativer und symbolischer Praktiken“; zit. nach Pia Garske: Intersektionalität als Herrschaftskritik? Die Kategorie „Klasse“ und das gesellschaftskritische Potential der Intersektionalitäts-Debatte. In: *Intersectionality und Kritik*, S. 248. Zur kritischen Diskussion des Begriffs Intersektionalität siehe auch Sabine Hess, Nikola Langreiter, Elisabeth Timm (Hrsg.): *Intersektionalität revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen*. Bielefeld 2011 und Walgenbach u. a.: *Gender als interdependente Kategorie* (Anm. 9).

nicht als statische und in sich geschlossene Theorie, sondern als selbstreflexives heuristisches Konzept.¹³

3. Georg Weerths ‚Flucht‘ aus Europa

Bevor ich Georg Weerths Reisebriefe aus Lateinamerika, insbesondere die intersektionale Konstellation von *Race*, Gender und Klasse, genauer untersuche, stellt sich die Frage: Was wurde nach der 48er-Revolution aus Georg Weerth, diesem von Karl Marx und Friedrich Engels hoch geschätzten und doch zugleich mit einiger Skepsis betrachteten Weggefährten und Freund, was wurde nach 1849 aus diesem „independent member“ der revolutionären Bewegung, wie Engels mit kritischem Unterton schon 1847 vermerkt, um mit dem Hinweis zu enden: „Il faut le retenir dans sa sphère.“¹⁴ Diese Forderung war nach der Niederlage der Revolution und angesichts von Konterrevolution und Restauration allerdings überflüssig geworden: Weerth kehrte von sich aus in die ‚Sphäre‘ des Kaufmannberufs zurück und zugleich Europa den Rücken. Wie für viele politische Intellektuelle beginnt in den 1850er Jahren mit Verfolgung oder Gefängnisaufenthalt, Verstummen als innere Emigration oder Anpassung, mit Flucht oder Auswanderung auch für Weerth eine neue Lebensphase, von Marx schon kurz vor der Abreise nach Amerika kritisch kommentiert: „Ich finde, daß er verdammt verbürgert ist und seine Karriere zu sehr ‚au sérieux‘ nimmt.“¹⁵ Weerth lebt vom 19. Dezember 1852, dem Datum seiner Ankunft in Charlotte Amalie, einem Freihafen auf der dänischen Insel St. Thomas in der Karibik, bis zu seinem Tod am 30. Juli 1856 in Havanna in Amerika, unterbrochen nur von einem fünfmonatigen Aufenthalt in Europa (vom 15. Juni bis zum 17. November 1855).

Für Georg Weerth war das ‚Projekt‘ Revolution 1849 – anders als für Marx und Engels – auf absehbare Zeit beendet und damit auch seine literarisch-politische Arbeit. Scharf kritisiert er die Literatur-Verhältnisse in den deutschen Territorien; 1851 heißt es in einem Brief an Marx:

Gelb-Veiglein, Rosen und Tränen sind wieder an der Tagesordnung, die deutschen Frauenzimmer lesen wieder à mort, und die Mittelsorte Adolf Stahr, Geibel, Hackländer, Kinkel, Hauenschild dominieren. Auch in Berlin stehen neue Kerle auf, Putilitz und solches Vieh, mit Bachgemurmel, was in 14 Tagen mehrere Auflagen erlebt.

13 Vgl. die Charakterisierung von Intersektionalität als ein „flexible, self-reflexive and pragmatic concept“ und als ein „provisional heuristic instrument“; Kallenberg, Müller, Meyer: Introduction (Anm. 12), S. 30.

14 Friedrich Engels an Karl Marx, 23./24. November 1847. MEW. Bd. 27, S. 108.

15 Karl Marx an Friedrich Engels, 3. Dezember 1852. MEW. Bd. 28, S. 200.

Die Literaten haben wieder Chancen, man könnte kein besseres Geschäft machen, als Liebeslieder zu schreiben und sie unter einem gräflichen Namen drucken zu lassen. (2, 589)¹⁶

Sehr genau erkennt er auch, dass diese Literatur im Kontext affirmativer Kultur mit politischer Unterdrückung korrespondiert: „[...] auf den Bergen Eichendorffsche Lieder, in den Gassen Gendar[men] und Schwänke, in den Häusern die liebe Not um das liebe Leben. Voilà la patrie!“ (1, 534f.), und etwas später heißt es: „Jetzt schreiben! Wofür? Wenn die Weltgeschichte den Leuten die Hälse bricht, da ist die Feder überflüssig.“ (2, 609) Im Nachmärz bricht erzwungenermaßen die Traditionslinie der engagierten Literatur, insbesondere der politischen Lyrik, weitgehend ab, während ästhetisierende Formen eine neue Blütezeit erfahren und die pragmatisch-realistische Literatur sich analog zum neuen politischen Pragmatismus zur dominierenden Tendenz entwickelt. 1851 betont Weerth deshalb in einem Brief an Marx, wie sinnlos es ihm erscheint, weiter literarisch zu arbeiten:

Wenn *Du* etwas über Nationalökonomie schreibst, so hat das Sinn und Verstand. Aber *ich*? Dürftige Witze, schlechte Späße reißen, um den vaterländischen Fratzen ein blödes Lächeln abzulocken – wahrhaftig, ich kenne nichts Erbärmlicheres! Meine schriftstellerische Tätigkeit ging entschieden mit der „Neuen Rheinischen Zeitung“ zugrunde. (2, 600)¹⁷

Weerth sah nach 1849 für Literatur, so wie er sie verstand, keine Möglichkeit mehr – und schwieg – mit Ausnahme seiner privaten Reisebriefe. Die Enttäuschung über die gesellschaftliche Entwicklung bestimmt Weerths Gedanken und sein Verhalten; er spricht nicht nur von der „Vergänglichkeit alles Irdischen“ und

-
- 16 Diese Charakterisierung der Literaturverhältnisse erinnert stark an die Zeit vor 1830, wie sie Gutzkow in seinen Lebenserinnerungen pointiert beschreibt: „Es herrschen die Almanache mit ihren goldrandigen Entsagungs-Novellen, die Stunden der Andacht mit ihrem in Zucker kandierten, nachsichtigen Christentume, die Frauenfisteln der schriftstellernden Damenwelt, der Pedantismus der Schulen, die sterile Arroganz der Katheder, die Prüderie der Strickstrumpftugenden und die Geistreichigkeit der Teetische.“ Karl Gutzkow: Lebenserinnerungen. Hrsg. von H. H. Houben. 3 Teile in einem Bd. Leipzig o. J., S. 62.
- 17 Allerdings schreibt Weerth am 2. Oktober 1855 an Betty Tendering: In „10 Jahren“ „werde“ ich „die erste Liebhaberei meiner Jugend, die Literatur, wieder aufnehmen; ich fühle, daß ich geistig frisch bleiben werde bis an meinen Tod, ich werde immer lieben, immer hassen können, meine ganze Natur ist Anti-Philister, und in den Jahren, wo gewöhnlich Schriftsteller erlöschten, werde ich erst die Bühne besteigen, und, ich weiß es, mit Erfolg.“ (2, 913).

von einer „verfehlt[e] Laufbahn“, er spürt auch eine große innere „Unruhe“: „Aber was ist das Rätsel dieser meiner Unstetigkeit und daß ich keine zehn Minuten ruhig mehr auf dem Hintern sitzen kann? Die Revolution ist schuld daran! Die Revolution hat mich um alle Heiterkeit gebracht.“ (2, 585f.).¹⁸ Weerth versucht zu vergessen: „Mein Gedächtnis hat sehr gelitten, oder mit andern Worten: ich habe mir vorgenommen, an viele Dinge gar nicht mehr zu denken.“ (2, 587) Mal vermerkt er melancholisch – „[...]“; ich stiere in die Welt hinein und weiß nicht mehr warum, und bisweilen wünsche ich, daß ich mit dem großen Mammut umgekommen wäre in der heiligen Sündflut.“ (2, 669), mal erklärt er abgeklärt – „[...]“ philosophisch blicke ich hinauf zu den ewigen Gestirnen, die lächelnd auf der Menschen Torheit niederschauen.“ (2, 625) Kritisch merkt er an, dass seine

Landsleute [...] im vollen Ernste glauben, daß dem Weltgeiste etwas daran gelegen sei, wenn sie ihre armen Schädel zerbrechen im Dienste des Staates, der Kirche oder der Notdürftelei. Der Weltgeist hat einen langen Atem. Das merkt man erst hier in diesen jungfräulichen Wäldern, in diesen unabsehbaren Steppen.

Man hat keine Idee davon, wie groß und wie schön die Welt eigentlich ist, wenn man nicht Länder und Meere durchstrichen hat. Und im Anschauen großer Naturgegenstände verliert man den Glauben an die Wichtigkeit einzelner Menschen und ganzer Völker. (2, 742)

Marx vermerkt zutreffend: Weerth ist „höchst zerfallen mit seinem Schicksal“¹⁹. Politisch hat Weerth nach seinen Erfahrungen mit dem Scheitern der Revolution resigniert – „An Revolutionen in Deutschland glaube ich nun einmal nicht; [...]“ (1, 534), ohne daraus jedoch die Konsequenz eines ruhigen und etablierten Lebens etwa als Kaufmann in seiner Heimatstadt Detmold zu ziehen. Er will, wie er sagt, „geistig frisch bleiben“ und flieht die europäischen Verhältnisse, weil seine „ganze Natur“ – nach eigener Einschätzung – „Anti-Philister“ ist. (2, 913)

18 Weerth konzentriert sich deshalb, abgesehen von einigen auch politischen Freundschaftsdiensten für Marx und Engels, ganz auf seinen Kaufmannsberuf und reist geschäftlich viel durch Deutschland, Holland und England sowie 1850/51 mehr als fünf Monate durch Portugal und Spanien. Karl Marx schreibt am 4. Februar 1852 an Friedrich Engels: „Denn seit Weerth wieder in Yorkshire gelebt hat, erklärt er, daß er in Spanien seine schönste Zeit erlebt hat. Er behauptet, daß er das englische Klima nicht vertragen kann [...]“ MEW. Bd. 28, S. 18; und am 8. November 1855 schreibt Marx an Lassalle: „Übrigens schwärmt er [Weerth] sehr für das Leben in Westindien und ist keineswegs auf den Menschenkehricht und das Wetter des hiesigen nordischen Klimas gut zu sprechen. Und, indeed, es ist hier schlimm, sehr schlimm.“ Ebd., S. 625.

19 Karl Marx an Friedrich Engels, 4. Februar 1852. MEW. Bd. 28, S. 18.

Während seines Aufenthalts in Manchester 1855 schreibt er an seine Mutter: „Nur plagt mich die Ungeduld, bald wieder herauszukommen und meine fernern Pläne durchzusetzen. Wenn andre Leute Genuß in der Ruhe finden, so ist bei mir das Gegenteil der Fall. Permanente Bewegung ist mir zur andern Natur geworden, und ich wünsche, daß es so bleiben möge.“ (2, 895) Entsprechend wird Weerth auch von seinen Verwandten und Freunden als „Wildfang“, „ruheloser Wandergeist“ und „Zugvogel“ (2, 893, 898 und 900) charakterisiert, und Marx beobachtet richtig: „Er ennuyiert sich rasch und am schnellsten, wenn er sich bürgerlich behaglich findet.“²⁰ Vor allem nach der Enttäuschung mit Betty Tendering²¹ hat er „die Idee, nach Europa zurückzukehren, [...] gänzlich fahren lassen.“ (2, 961): „Die alte Welt ist mir zuwider geworden.“ (2, 912), wie er an sie schreibt. Weerth ist sozusagen jetzt im Nachmärz zu einem *Europamüden* geworden, wie ja das bekannte Schlagwort des Vormärz heißt, und sucht neue Lebensenergie in der Fremde. An die Stelle von *l'ennui*²², „Spleen“ (III, 166)²³ und Langeweile²⁴, mit denen sich Weerth vor allem in seinen *England-Skizzen*

20 Karl Marx an Friedrich Engels, 3. Mai 1851. MEW. Bd. 27, S. 243.

21 An seinen Bruder Wilhelm schreibt Weerth: „Wenn man unverheiratet ist, so sollte man eigentlich stets auf Reisen bleiben.“ (2, 967)

22 Die französische Bezeichnung *l'ennui* bzw. das Verb *ennuyer*, deutsch ennuyieren/langweilen, drückt eine europaweit verbreitete Bewusstseinslage aus, Langeweile, ihre gesellschaftlichen Folgen und ihre Überwindung werden zum Epochenthema. Zentral hierbei sind das veränderte Zeitgefühl und der Verlust von traditionellen Bindungen. Die Erfahrung, in einer Umbruchs- und Krisenzeit zu leben, mischt sich mit dem Leiden an der Leblsigkeit der Restauration und der Erfahrung von Monotonie und leerer Zeit in den neuen kapitalistischen Handels- und Produktionsformen.

23 „Der Spleen ist eine reine Gemütskrankheit, eine gelinde Verrücktheit, ein Wahnsinn in Taschenformat.“ (III, 166); sie ist eine „Pest“ (III, 165), die „niederträchtigste aller Krankheiten“ (III, 172).

24 Die Langeweile ist schon im 18. Jahrhundert, dem Zeitalter der Melancholie, besonders in England, von erheblicher Bedeutung (vgl. Wolfgang Lepenies: *Melancholie und Gesellschaft*. Frankfurt a.M.1969). Böhme zeigt, dass gerade die Aufklärung einerseits die Melancholie bekämpft und stigmatisiert, andererseits sie die „Signatur des aufklärerischen Bürgertums selbst“ ist und in „England, dem bürgerlich fortgeschrittensten Land“ als sog. „englische Krankheit“ „am verbreitetsten“ ist. Hartmut Böhme: *Kritik der Melancholie und Melancholie der Kritik*. In: Ders.: *Natur und Subjekt*. Frankfurt a. M.1988, S. 261f. Aber nach Sturm und Drang (vgl. Gert Mattenklott: *Melancholie in der Dramatik des Sturm und Drang*. Erweiterte und verbesserte Auflage Königstein1985) und Romantik (vgl. Christopher Schwarz: *Langeweile und Identität. Eine Studie zur Entstehung und Krise des romantischen Selbstgefühls*. Heidelberg 1993) erfährt die Langeweile im Vormärz – und

und in der Feuilleton-Serie *Die Langeweile, der Spleen und die Seekrankheit* vom März 1849 (IV, 186-232) auseinandergesetzt hat, tritt jetzt zur Überwindung seines ‚beschädigten‘ Lebensgefühls – neben der handfesten und pragmatischen Tätigkeit des Kaufmanns – die Haltung des Exotismus, nicht als weltfremde Schwärmerei wie bei Ferdinand Freiligrath in seiner „Löwen- und Wüstenpoesie“, sondern als neue Existenzform, realisiert in Entdeckungs- und Abenteuerreisen im Kontext von Technik und Akzeleration, Imperialismus und Kolonialismus. Im Sommer 1853 schreibt er an seine Mutter:

So habe ich denn in der unglaublich kurzen Zeit von 2 Monaten eine Reise gemacht, so groß und so schön, wie man sie nur auf dieser Erde machen kann. Ich durchfuhr 2 Meere, die Karibische See und den Atlantik; ich sah die größten Ströme und prächtigsten Berge und Wälder, welche die Riesenfaust der Natur geschaffen hat zwischen dem 6. und 18. Breitengrade in der Region des ewigen Frühlings. (2, 752)

Was der an seine Matratzengruft gefesselte Heine am 5. November 1851 an Weerth über seine Lektüre von Reiseberichten schreibt – „Der Überdruß, den mir die Weißen einflößen, ist wohl schuld daran, daß ich mich in diese schwarze Welt versenke, die wirklich sehr amüsan ist.“ (2, 634) –, trifft auch auf Weerth zu, nur dass er sich, entsprechend seiner anderen Möglichkeiten, in die *Realität* der fremden „Welt“ ‚versenkt‘. Weerths extreme Unruhe, seine Zerrissenheit zwischen Kaufmannsberuf und Abenteuerlust, Naturforschung und Exotismus verweisen auf den Verlust von gesellschaftlicher Utopie nach der gescheiterten Revolution, die private Form der Reisebriefe ist auch als ‚Ersatz‘ für seine politische Literatur vor 1850 zu verstehen.

4. Georg Weerths Reiseliteratur – Skizzen und Briefe

Die Spezifik von Georg Weerths Briefen, insbesondere die Frage, welche ästhetische Qualität sie besitzen bzw. inwieweit sie nicht doch nur Gelegenheitstexte sind, lässt sich am besten im Vergleich mit den *Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten* klären. *Skizzen* wie Briefe gehören im weitesten

in ähnlicher Form im Nachmärz – eine deutlich gesellschaftlich orientierte Modifizierung und Umakzentuierung, die auch in vielen literarischen Texten verarbeitet wird. Erinnert sei nur an Heinrich Heines „leibhaftige Göttin der Langeweile“ aus der *Lutezia*, an Georg Büchners *Lenz*, an *Leonce und Lena* und seinen Danton (Heinrich Heine. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Hrsg. von Manfred Windfuhr. Bd. 14/1. Hamburg 1990, S. 126); siehe auch Ursula Hofstaetter: *Langeweile bei Heinrich Heine*. Heidelberg 1991 und Peter Mosler: *Georg Büchners „Leonce und Lena“*. *Langeweile als gesellschaftliche Bewußtseinsform*. Bonn 1974.

Sinne zum Genre der Reiseliteratur, erstere aber hat Weerth aus Feuilletons der *Kölnischen Zeitung*, aus dem *Gesellschaftsspiegel* und der *Deutschen-Brüsseler Zeitung* für eine Buchpublikation bearbeitet und neu zusammengestellt,²⁵ während er bei den Briefen eine Veröffentlichung, sei es in Periodika oder als ein Band von Reiseberichten zu Lebzeiten deutlich abgelehnt hat. Soweit mir bekannt ist, hat Weerth seine Briefe im Schreibprozess auch nicht bearbeitet, es gibt keine besonderen Korrekturen. Sie waren eindeutig zunächst nicht zur Veröffentlichung bestimmt, die ästhetische Struktur und poetische Form sind für ihn demnach sekundär. Allerdings werden Weerths Briefe von Duncker dem literarischen Genre der „Reisetagebücher“ (2, 901) zugerechnet.

Da Weerth in den *Skizzen* nur wenige Sehenswürdigkeiten oder Naturereignisse beschreibt und sich auf die gesellschaftlichen Verhältnisse, speziell die Lebensverhältnisse und die Arbeitssituation der Proletarier*innen, konzentriert, schreibt er im Grunde ‚Antireiseliteratur‘: „Die vielen Paläste Londons, die schönen Parks und die tausend und aber tausend Seltsamkeiten dieser kolossalen Stadt sind so oft in Reisebüchern erwähnt, daß ich keinen Versuch machen will, meine Vorgänger in trefflichen Schilderungen zu überbieten.“ (III, 106), heißt es in den *Skizzen*. Weerth beschäftigt sich auf vielfältige Weise mit der englischen Arbeiterbewegung und den Klassenkämpfen, historisch und soziologisch, erzählend und beschreibend, in Form poetischer Bilder und diskursiver Reflexionen, mit Reportage, Tabellen und Dokumentation, aber auch mit Polemik und Satire, ein Verfahren, das aufgrund seiner Widersprüche und Brüche zur Form der Montage führt: „[...] mit einem Worte, gerade das, was für mich immer den größten Reiz hatte, ich finde es hier: ich habe ewige Kontraste; das Leben hat nur Reiz durch seine Kontraste.“ (1, 506)

Weerth verwendet im Titel die Bezeichnung *Skizzen*, ein literarischer Gattungsbegriff, der seit dem 18. Jahrhundert das Unfertige und Vorläufige der Darstellung betont. „Es ist“, wie es in den *Skizzen* heißt, „ein gewagter Stoff, den wir uns geben. Zu kolossal, als daß er auf so beschränktem Raume von unserer Feder auch nur flüchtig berührt, geschweige erschöpft werden könnte.“ (III, 321) Zugleich verweist der Begriff *Skizzen* entsprechend seiner Verwendung in der Bildenden Kunst auf den visuellen Aspekt, der sich in Landschaftsbildern und Stadtbeschreibungen, in kleinen „Szene[n]“ (III, 33) und Porträts ausdrückt. Weerths Erfahrungen mit den Aspekten Armut und Elend, Kampf und Widerstand, aber ebenso Technik und Industrialisierung und damit auch Entfremdung und Langeweile, Zeit und Beschleunigung erhalten so ihre adäquate ästhetische Form, die *England-Skizzen* sind ein frühes Beispiel der literarischen Moderne.

25 Vgl. Georg Weerth: *Englische Reisen. Reiseskizzen und Reportagen 1843 bis 1847*. Hrsg. und erläutert von Bernd Füllner. Bielefeld 2022.

Weerths Amerika-Briefe dagegen beinhalten vor allem die traditionellen Themen der Reiseliteratur, sie sind in einem völlig anderen Kontext situiert, gehen von einer anderen Intention aus, haben andere Adressaten und damit eine differente Funktion: Weerth will vor allem seine Familie, seltener seine Freunde informieren und unterhalten, er berichtet ausführlich von seinen Erlebnissen und Erfahrungen, seinen Empfindungen und Gefühlen, thematisiert aber auch reale Ereignissen, Reiseabenteuer und Naturbeobachtungen, gewonnen in ständiger Reisetätigkeit und Bewegung als Verbindung von Geschäft und Abenteuer mit wechselndem Kontakt zu Menschen, Kulturen und Landschaften.

Auch die Reisebriefe basieren mit ihren narrativen, deskriptiven und autobiographischen Elementen auf einer offenen ästhetischen Konzeption, allerdings nicht die der Montage wie in den *Skizzen*, sondern die der Reihung und Addition im Dialog mit anderen Briefschreiber*innen. Es folgt jedoch nicht nur Brief auf Brief, gemäß seinem jeweiligen Aufenthalt, also den vielfältigen Orten, an denen Weerth die Briefe schreibt und absendet. Auch die Beschreibung seiner Reisen und Aufenthalte selbst, also die thematisierten Situationen und Ereignisse, zeigen in ihrer zeitlichen Abfolge und örtlichen Veränderung eine additive chronotopische Gliederung: „Ich selbst bleibe immer nur 14 Tage an einem Orte und hoffe, daß ich es nirgendwo länger aushalte. 14 Tage lang fühle ich mich daher stets unendlich glücklich. Dann entführt mich ein Steamer, Ruck, ein anderes Bild.“ (2, 962) Besonders unterhaltsam wird die Lektüre der Amerika-Briefe durch den oft verwendeten spielerisch-ironischen und satirischen Schreibstil in der Art Heinrich Heines, sicherlich nicht zufällig besonders ausgeprägt in den zwei Briefen an diesen vom 17. Juli 1853 und 1. April 1855.

Neben den anschaulichen und bilderreichen, zum Teil schwärmerischen Naturbeschreibungen finden sich auch einige völkerkundliche Informationen über das fremde, exotische Amerika. Weerth erwähnt mehrmals Alexander von Humboldt²⁶ und seine Schrift *Ansichten der Natur*²⁷ (2, 951 und 975), zeitweise wandelt er sozusagen auf dessen Spuren, im wörtlichen Sinne etwa bei der Besteigung der Chimborazo, aber auch indem er viele Kisten mit „indianische[n] Merkwürdigkeiten“ (2, 752), wie Weerth es nennt, und Materialien aus Fauna und Flora an das „Detmolder Museum“²⁸ schickt. Er „weiß

26 Vgl. hierzu auch Ottmar Ette: *Weltbewußtsein. Alexander von Humboldt und das unvollendete Projekt einer anderen Moderne*. Weilerswist 2002.

27 Alexander von Humboldt: *Ansichten der Natur*. In: *Werke*. Darmstädter Ausgabe. Sieben Bände. Hrsg. von Hanno Beck. Bd. 5. 1. Darmstadt 2008.

28 Weerth erwähnt u. a. „Tigerfelle, Bärenfelle, Hängematten, Bogen, Pfeile, Streitäxte, Geschirre, Nüsse, Schildkröten“ (2, 253), „Zopilotes“ (2, 838), „Geier“ (2, 959, 879) und besonders einen „Kaiman“ (2, 813-816, 879).

[...] im grünen Walde den Kaufmann zu vergessen und [s]ich an der Jagd und der Botanik zu ergötzen, [...]“ (2, 978) Er bedauert sogar, dass er „kein Naturforscher“ ist, „um dieses Ereignis [die Eruption des Vulkans Cotopaxi] zu Protokoll zu nehmen.“ (2, 882)

Es überrascht deshalb nicht, daß der mit Weerth verwandte demokratische Verleger Franz Duncker bei Weerth anfragt, ob er nicht seine „Reisebeschreibungen“ „in einem kleinen Bande“ oder als „populär geschriebene Skizzen“ in dem „Sonntagsblatt (Feuilleton)“ der „Volkszeitung“ (2, 790) veröffentlichen wolle. Mit der Charakterisierung der Briefe als „Skizzen“ entsteht sogar ein offensichtlicher Bezug zu den englischen *Skizzen*. Weerth aber hatte offensichtlich zu jener Zeit kein Interesse an einer Publikation, er will ‚nur‘ private Briefe schreiben oder mündlich von seinen Reisen erzählen, wie er an Heine schreibt: „Ist es Ihnen aber recht, so besuche ich Sie nächstens wieder in Paris und erzähle Ihnen dann meine Weltfahrt, was jedenfalls eine gescheitere Anwendung des Gesehenen und Gehörten ist, als wenn ich wie andere Reisende ein dickes Buch darüber schriebe.“ (2, 880) Wenn Duncker trotz Weerths Vermittlung zeitgleich den Abdruck von Friedrich Engels politischem Text *Deutschland und der Panslawismus* ablehnt, dann wird der Unterschied zwischen dessen politischer Analyse und Weerths „unterhaltend geschriebene[n] Reisebeschreibungen“ (2, 790) – so Duncckers Charakterisierung – besonders deutlich.

5. *Visualität und Korporalität*

Wie in den *Skizzen* spielt auch in Weerths Amerika-Briefen die visuelle Wahrnehmung eine besondere Rolle, Weerth will die Herrlichkeit der exotischen Natur *sehen*. Über seine Spanienreise von 1850/51 schreibt Weerth z. B.: „[...] ich hatte alles gesehen und genossen, was die terra de dios: Andalusien, zu bieten imstande ist, und nur Andalusien ist des Sehens wert, [...]“ (2, 583; vgl. auch 847, 874) Oft malt er geradezu ein Bild (2, 710 und 883), beschreibt ein „Schauspiel“ (2, 847 und 877) oder breitet z. B. das „Theater“ des Pazifiks (2, 779) und die „Szenerie“ des Urwalds (2, 817) vor den Augen der Leser*innen aus; er spricht von einem „erschreckend schöne[n] Anblick“ (2, 859) und betont seine Ergriffenheit angesichts der Erhabenheit der Natur:

Der Augenblick, wo man die Spitze überschreitet und zu gleicher Zeit die Gewässer sieht, die westlich dem großen Ozean zuströmen und die sich östlich in die Ebenen von Südamerika ergießen, um erst nach langer Reise in das Atlantische Meer zu stürzen: dieser Moment ist in der Tat einzig und im höchsten Grade ergreifend. Das Auge

sieht hinein in die große Werkstätte der Natur, und das Herz ist freudig erstaunt über die Einfachheit und Schönheit dieser gewaltigen Ordnung. (2, 874)²⁹

Weerth konzentriert sich demzufolge weitgehend auf die Wahrnehmungsebene, er geht kaum über eine phänomenologische Darstellung hinaus. Anders als in den *Skizzen* fehlen deshalb diskursive Textpassagen, politische Analysen oder soziologische Fragestellungen.

Weerth setzt sich bei seinen Reisen jedoch nicht nur starken visuellen Eindrücken aus, offensichtlich ist für ihn auch eine extreme Körperlichkeit von großer Bedeutung. Auf vielen Kaufmannsreisen von San Francisco bis Rio de Janeiro und auf sechs Entdeckungs- und Abenteuerreisen durchquert Weerth fast den gesamten mittel- und südamerikanischen Kontinent „[z]u Pferd, zu Wagen, zu Schiff und zu Fuß“ (2, 826); hinzu kommen zahlreiche „Tour[en]“ (2, 749 und 843), vor allem zu Pferd (2, 970 und 982).

Weerth kennt sich mit Pferden aus (2, 836 und 886) und scheint ein sehr guter Reiter gewesen zu sein, denn er spricht von „vierzehn Stunden im Sattel“ (2, 719), „drei Stunden in vollem Galopp“ (2, 720) und berichtet: „So hatte ich also die Reise von Bodegas bis auf den Chimborazo hin und zurück gerade in 7 Tagen gemacht, indem ich durchschnittlich von morgens 6 Uhr bis abends um 7 Uhr zu Pferde saß.“ (2, 863) Seine Ausrüstung bestand abgesehen von dem „Sattel“ oft nur aus einem „Revolver und etwas Wäsche“ (2, 871) sowie – wenn möglich (2, 982) – Verpflegung (2, 873; vgl. 942). In diesem Zusammenhang betont er: „Die erste Voraussetzung [...] ist, daß man vollkommen reitet und hart gegen jede Strapaze ist.“ (2, 887)³⁰ Diese körperlichen Anstrengungen scheinen ihm sogar gesundheitlich gut zu tun: „[D]as eine oder andere hatte mich wohl unwohl gemacht, und ich konnte eine starke Erkältung und Kopfweh nicht loswerden. Aber der siebentägige Ritt aus den Tropen bis in den ewigen Schnee brachte mich ganz wieder in Ordnung, [...]“ (2, 865)

Die Fahrt zum Orinoco (Juli-August 1853), die Durchquerung Mexicos (Oktober-Dezember 1853), die Reise ins Innere von Kolumbien (März-Juli 1854), die Besteigung des Chimborazo (Dezember 1854), die Überquerung der Anden (Februar 1855) und der Ritt durch die Pampas (März 1855) verlangen

29 Zum Naturaspekt siehe auch: „Der Kölner Dom ist eine Kleinigkeit gegen diesen grünen Dom, den die langsame Hand der Natur erschaffen.“ (2, 733); vgl. weiterhin (2, 739f., 779 und 817).

30 „Acht Tage marschierten wir so, durch dichten Wald, über große Höhen und durch tiefe Täler, durch die ganzen Zentralkordillern. (2, 824) „Ich war mager daran geworden, denn viele Nächte ohne Schlaf und manche Tage ohne ordentliche Speise können einen um die größte Wohlbeibtheit bringen.“ (2, 830) Am Ziel seiner Reisen erholt sich Weerth dann von seinen „Strapazen“ (2, 751).

von Weerth extreme physische Anstrengungen.³¹ „Wenn ich bedenke, daß ich den ganzen amerikanischen Kontinent, mit Ausnahme der ältern Vereinigten Staaten, in dieser Zeit bereiste und namentlich so viele Touren im Innern machte, so habe ich alle Ursache, mich zu freuen, daß ich diese Strapaze gesund überstand.“ (2, 891)

Es scheint, dass Georg Weerth – im Kontrast zu einer eher gesellschaftskritischen und Politik bezogenen Positionierung im „alte[n] Europa“ (2, 883) – mit Hilfe starker visueller Eindrücke und extremer körperlicher Anstrengungen in der Auseinandersetzung mit einer fremden Umgebung und einer faszinierenden exotischen, zum Teil aber auch feindlichen Natur³² eine deutlich individualistische Haltung einnimmt, sich vor allem auf sich selbst konzentriert und sich so zusagen seiner männlichen Existenz versichert.

6. Georg Weerths europäischer Blick – Kolonialismus, Rassismus und Sexismus

Vor dem Hintergrund der Zeit in Großbritannien sowie seiner dortigen politischen Erfahrungen und im vergleichenden Blick auf die *Skizzen* und ihre Gesellschaftsanalysen ist Georg Weerths Lebenssituation in Lateinamerika, seine neuen Erfahrungen in einer grundlegend differenten Welt, eine völlig andere. Sein Bekanntenkreis und seine Lebensweise, seine finanzielle Situation und seine gesellschaftliche Position sowie seine Umgebung, Natur und Klima, Menschen und Tiere, unterscheiden sich grundlegend von der Zeit vor der Revolution 1848/49. Vor allem ist die koloniale und zugleich exotische Fremdheit in Amerika wesentlich extremer als die Fremdheitserfahrungen im europäischen Ausland. Wie in Großbritannien blickt Weerth zwar voller Neugier und Interesse auf eine ihm zunächst unbekannte Welt, aber diese positive Haltung reduziert er weitgehend auf das Fremde, Unbekannte der von ihm bewunderten und in höchsten Tönen gepriesenen exotischen Natur. Der gesellschaftlichen Fremdheit steht er nicht nur distanziert, sondern oft auch überheblich, herabwürdigend und letztlich ablehnend gegenüber; die Menschen in Amerika, jedenfalls die Schwarzen, Indigenen und Chinesen, sieht er extrem negativ. Hatte er einst in Großbritannien weitgehend die Haltung des Klassismus vermieden, so ist sein

31 Vgl. Uwe Zemke: Gefährliche Reisen. Tropenreisen und Tropenmedizin im Vormärz. In: Forum Vormärz Forschung. Jahrbuch 1995. Bielefeld 1996, S. 237-249; Georg Weerth. 1822-1856. Ein Leben zwischen Literatur, Politik und Handel. Düsseldorf 1989; Neuauflage Bielefeld 2022.

32 Siehe auch Weerths Jagderfahrungen, besonders seine Erlebnisse beim Jagen auf einen „Kaiman“ (2, 813-816); vgl. auch (2, 813, 836 und 887).

Verhalten jetzt deutlich von Rassismus bestimmt. Niemals würde er analog zu seinem schon zitierten begeisterten Ausspruch: „[I]ch freue mich von Herzen, daß ich ein Proletarier bin“ (I, 282) sagen: Ich freue mich von Herzen, dass ich ein Schwarzer bin. Es ist denkbar, dass Weerth zum einen einige individuelle „Entwürfe“ wie die Revolutionsbegeisterung oder die Liebe zu Betty Tendering ausgrenzt, ja verdrängt und dass er zum anderen die amerikanische Kolonialgesellschaft als so fremd, ja vielleicht sogar bedrohlich empfindet, dass ihm zu deren Verständnis die „Übergangsfähigkeit“³³ fehlt, wie Welsch es nennt.

Weerth, der zunächst als Leiter der westindischen Agentur von Steinthal & Co im Baumwollexportgeschäft tätig ist und ab Mitte 1855 zusätzlich als Einkäufer von Zucker, Kaffee, Tabak und Baumwolle für die Firma F.J. Tesdorpf & Sohn arbeitet, hat in dieser Zeit ein Jahreseinkommen von ca. 2000 Pfund Sterling. Er gehört zur weißen kolonialen Oberschicht, hat Kontakt zu „den allerbesten Klassen der Gesellschaft“ (2,808), zu „den großen Kaufleuten“, die wie „Fürsten“ „leben“ (2, 758),³⁴ und nimmt als Privilegierter an dem gesellschaftlichen Leben in den Handels- und Kolonialstädten teil (vgl. 2, 835f. und 948). „Materielle Prosperität ist“ für ihn eine absolute „Notwendigkeit“ (2, 913). Die „kaufmännischen Zwecke“ (2, 754; vgl. 756, 832) stehen demzufolge zumeist im Zentrum seiner Reisen und Unternehmungen, oft hält er sich „gerade so viel“ an einem Ort auf, wie es für seine „Geschäfte gerade hinreichend war“ (2,712), bisweilen hat er „sehr viel zu tun“ und kann „an nichts anderes als an Geschäfte denken.“ (2, 729) Gelegentlich muss er „Verbindungen“ herstellen als „Basis für spätere Geschäfte“ (2, 891), oder er muss dorthin reisen, „wo wir mehr Geld ausstehen haben, als wünschenswert ist.“ (2, 833); er ist also auch für die „Eintreibung“ von Schulden (2, 978) zuständig. Ironisch schreibt er, dass die „Menschen [...] nicht bezahlen“ „können“, sei „das größte Verbrechen, hätte ich beinahe gesagt, in dieser Welt.“ (2, 978),³⁵ und er fragt sich, „[o]b er nun wirklich

33 „Das Leben der Subjekte wird [...] in zweifachem Sinn zu einem ‚Leben im Plural‘. Erstens im Außenbezug: Man lebt innerhalb eines durch Pluralität geprägten Feldes sozialer und kultureller Möglichkeiten und muss sich in dieser Pluralität bewegen und zurechtfinden. Zweitens im Innenbezug: Das Subjekt verfügt in sich über mehrere Entwürfe, die es gleichzeitig oder nacheinander durchlaufen kann. Sowohl jene äußere wie diese innere Pluralität erfordern einen hohen Grad an Übergangsfähigkeit.“ Wolfgang Welsch: *Die zeitgenössische Vernunftkritik und das Konzept der transversalen Vernunft*. Frankfurt a. M. 1996, S. 831.

34 „Für den Silvesterabend hatte mich mein Freund Michel Pardo eingeladen, der in Venezuela eine Art Rothschild ist und seine Soireen vortrefflich zu arrangieren weiß“ (2, 953).

35 Vgl. „Wegen Mangel an Geld / Was das größte Verbrechen ist / Das auf dem Erdenrunde vorkommt. /“, wird Paule Ackermann in Brechts Oper *Aufstieg und Fall der*

dazu verdammt“ ist, „in Zukunft nur mit Pferden, Kaufleuten und ähnlichen Bestien umzugehen, [...]“ (2, 949)

Weerth begrüßt den technischen Fortschritt, besonders die „modernen Kommunikationsmittel“ (2, 967f.), wie es u. a. auch in der detaillierten, vor allem technischen Beschreibung des Dampfschiffes (vgl. 2, 702f.), das ihn von Southampton nach St. Thomas bringt, sichtbar wird: „[E]in solches Schiff ist der Triumph unsres Jahrhunderts. Während man mit über hundert Menschen zu Tische sitzt und ganz so ißt und trinkt wie in dem ersten Hotel Europas, fliegt man mit einer Schnelligkeit von 280 Meilen per Tag durch den Schaum des Atlantik.“ (2, 703; vgl. 712) Mit genauen Zahlen belegt er die enge ökonomische Verflechtung von Europa und dem kolonialen Lateinamerika: „In geschäftlicher Beziehung ist jetzt aber das größte Leben, und wir haben augenblicklich nicht weniger als 124 große Schiffe im Hafen, Dreimaster, 102 Briggs oder Zweimaster und 9 Schoner, also 235 Fahrzeuge im ganzen. Alle wollen beladen sein, und das Gedränge ist daher sehr groß.“ (2, 974) Dabei thematisiert er allerdings weder die Ambivalenz dieser Entwicklung, wie z. B. in dem Gedicht *Die Industrie* (I, 182-185) aus der England-Zeit, noch reflektiert er die Folgen der imperialistischen Politik und kolonialistischen Ökonomie.

An die Stelle seiner Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen in Form teilnehmender Beobachtung und politischer Reflexion in Großbritannien und der Begeisterung für die Revolution 1848/49 treten jetzt Weerths individuelle Reise-Aktivitäten, seine Suche nach dem Neuen und Fremden, seine Schwärmerie für die Tropen, eben der schon erwähnte Exotismus: „Le sentiment exotique recèle une puissance qui s'attaque à l'ordre établi, poussant à vivre dangereusement. Il a même quelque affinité avec l'anarchisme ou le non-conformisme.“³⁶ Diese Negation des Alltags und die tendenzielle Widerstandshaltung, die auch für Georg Weerth zutreffen, sind jedoch nur die eine Seite der Medaille, denn der Exotismus ist im Grunde die Kehrseite des europäischen Kolonialismus, und entsprechend verhält sich auch Georg Weerth: Er genießt das Leben in Amerika und ignoriert die kulturellen, politischen und vor allem ökonomischen Ursachen und Folgen des Kolonialismus, andernfalls müsste er ja seine Kaufmannstätigkeit kritisch reflektieren, und seine Entdeckungsreisen und die Belieferung des Detmolder Museums mit exotischen Fauna- und Flora-Materialien würden zumindest fragwürdig. Es ist auffällig, dass Weerth – soweit es aus den Briefen

Stadt Mahagony „[...] zum Tode verurteilt, [...]“ Bertolt Brecht: Aufstieg und Fall der Stadt Mahagony. In: Werke. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. Hrsg. von Werner Hecht u. a. Bd. 2. Stücke 2. Berlin, Weimar, Frankfurt a. M. 1988, S. 381.

36 Roger Mathé: *L'exotisme*. Paris 1985, S. 16.

ersichtlich ist – kaum Interesse an Klassenverhältnissen, an Ausbeutung und Unterdrückung, an Widerstand und gesellschaftlichen Veränderungen hat. Für seine amerikanischen Briefe ist deshalb durchaus – anders als in den *England-Skizzen* – die „doppelte[] Leerstelle von Klasse und Struktur“³⁷ charakteristisch. Das mag mit der privaten Briefform und den spezifischen Adressaten, vor allem mit der Rücksichtnahme auf seine Mutter,³⁸ zu tun haben, ist aber sicherlich auch Ausdruck von Weerths individueller Situation in Amerika (vgl. 2, 956). Es entstehen dort weder politische Erfahrungen wie in Großbritannien noch theoretische Reflexionen wie seinerzeit im Kontakt mit Marx und Engels.

Den politischen Auseinandersetzungen in Amerika, den Bürgerkriegen und Umsturzversuchen, steht Weerth kritisch gegenüber. Er sieht in ihnen – sicherlich mit einer gewissen Berechtigung – keine gesellschaftlich relevanten bzw. wirklich revolutionären Ereignisse, die es lohnt zu reflektieren und genauer zu analysieren, sondern eine „tolle Farce“. (2, 282)³⁹ Er erwähnt deshalb nur kurz „Revolution und Krieg“, oder er spricht von einer „Militärrevolution“ (2, 822, 827) in der „Gegend der Hauptstadt“ „Bogotá“ (2, 822): „In den Straßen Bogotás erheben sich Barrikaden wie in den Straßen von Paris und Lyon, die Sturmglocken lärmten von den Kirchen herab, die Kugeln pfeifen, und hohnlachend drängen sich die Sambos, diese Mischlinge von Schwarzen und Indianern, in die tolle Farce, in diesen Kampf der Weißen mit den Weißen.“ (2, 881f.) Einen Militärputsch in Lima, den er mit Abstand vom „Balkon“ aus verfolgt, versteht er als „Aventüren“ (2, 866) und setzt ihn mit einem vorherigen Erdbeben und dem Großbrand in einer benachbarten Apotheke gleich (vgl. 2, 865f.). Den Krieg zwischen dem haitianischen Kaiser Soulouque und der Republik St. Domingo (vgl. 2, 715, 722, 966, 980) erwähnt er ebenso beiläufig wie die Konflikte und

37 Garske: Intersektionalität (Anm. 12), S. 258.

38 Von den 339 überlieferten Briefen schreibt Weerth insgesamt 249 an die Familie, vor allem an seine Mutter, das sind fünfmal so viele wie an alle anderen Personen. In seiner Zeit in Amerika verfasst er 83 Briefe an seine Familie und nur wenige an Bekannte und Freunde. Wilhelmine Weerth liest einige von Georgs Briefen seinen Brüdern vor, woraufhin Ferdinand Weerth an ihn schreibt: „[...] später, hoffe ich, wirst du uns Gelegenheit geben, Deine so mannigfaltigen Reiseabenteuer in geordneter, ausführlicher Reihenfolge durch Vermittlung deines alten Campe zu lesen.“ (2, 878f.).

39 Weerth verwendet hier den Begriff „Farce“, der sich in Marx' berühmtem ersten Satz seiner Schrift *Der 18te Brumaire des Louis Napoleon* (1852) findet: „Hegel bemerkt irgendwo, daß alle großen weltgeschichtlichen Tatsachen und Personen sich sozusagen zweimal ereignen. Er hat vergessen hinzuzufügen: das eine Mal als Tragödie, das andere Mal als Farce.“ MEW, Bd. 8, S. 115. Es scheint mir jedoch eher zweifelhaft, ob Weerth hier direkt auf Marx' Formulierung anspielt.

„politischen Verwicklungen“ (2, 846) zwischen den Kolonialmächten England und USA in Nicaragua. (2, 844-847) Weerth ist in keiner Weise ein teilnehmender, sondern ein äußerst distanzierter Beobachter des politischen Geschehens. Wirklich wichtig ist für ihn allein, wenn die „politischen Bewegungen [...], welche sich so oft in den südamerikanischen Republiken wiederholen“, für seine „Geschäfte zu einer unpassenden Zeit gekommen“ sind (2, 809) und er konstatieren muss, „die Geschäfte bleiben nach wie vor unterbrochen.“ (2, 811)

Weerth nimmt durchaus den negativen Einfluss Europas auf die Kolonien bzw. ehemaligen Kolonien wahr, aber es klingt doch sehr naiv und unreflektiert in Bezug auf den Kolonialismus, wenn er sich fragt, „wie das alte Europa seine tausend Verkehrtheiten auch in diesem neuen Weltteil fortzusetzen mag und warum die Dinge sich hier nicht friedlicher und schöner entwickeln als daheim.“ (2, 883) In einem schwarzen Beamten auf Haiti erkennt er eine „Parodie“ europäischer Beamten: „Die Impertinenz und Malice aus dem Weißen ins Schwarze übersetzt.“ (2, 984) Besonders kritisch blickt er auf die „arrogante Negerbevölkerung“⁴⁰ von Haiti, weil sie, „affenhaft aufgeputzt und europäische Sitten gerade in ihren schlechten und lächerlichen Seiten aufs gewissenhafteste nachahmend“ (2, 985), lebt. Doch Weerth schenkt nicht nur dem Kolonialismus wenig Aufmerksamkeit, auch seine Kommentare zur Sklaverei sind sehr ambivalent. Er sieht durchaus, dass die Sklaven „Eigentum“ ihrer Herren sind, dass sie „per Stück“ (2, 969) verkauft werden, also wie ein Gegenstand ihren „Preis“ (2, 761) haben, und den „Hauptreichtum“ (2, 713) der Sklavenhalter ausmachen, findet aber, dass die Sklaven in der „Sklavenwirtschaft“ „sehr gut behandelt“ (2, 713) werden.

Weerth hat zweifelsohne die Sklaverei in Form des „für den Weltmarkt arbeitenden, [...] Plantagensystem[s]“⁴¹ ebenso gekannt wie den Kampf um die Sklavenbefreiung, und er war sicherlich auch mit Marx' und Engels' politischer Position vertraut. Marx analysiert ja nicht nur die antike Sklavenhaltergesellschaft,⁴² er betont auch den „Widerstand der englischen Arbeiterklasse“ gegen „die Verewigung und Propaganda der Sklaverei“⁴³ und zeigt – allerdings erst später im

40 In Zitaten verwende ich, gemäß der Übereinkunft in diesem Jahrbuch, das N-Wort und auch die Bezeichnung „Indianer“.

41 Karl Marx: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. 3. Band. MEW. Bd. 25, S. 812.

42 Siehe u. a. Karl Marx und Friedrich Engels: Die deutsche Ideologie. MEW. Bd. 3, S. 22f.

43 Karl Marx: Inauguraladresse der Internationalen Arbeiter-Assoziation. MEW. Bd. 16, S. 13; in dem 24. Kapitel des ersten Bandes des *Kapital* mit dem Titel „Die ursprüngliche Akkumulation“ (S. 741-791) beschäftigt sich Marx ausführlicher mit der modernen Sklaverei.

Kapital – den direkten Zusammenhang der „verhüllte[n] Sklaverei der Lohnarbeit in Europa“ mit der „Sklaverei sans phrase in der neuen Welt“, d. h. mit dem „kommerzielle[n] Exploitationsystem“. ⁴⁴ Weerth müsste eigentlich auch Ernst Adolf Willkomm's Roman *Weisse Slaven oder die Leiden des Volkes* ⁴⁵ gekannt haben und ebenso auf den schon in den 1850er Jahren weithin bekannten, christlich orientierten Antisklaverei-Roman *Uncle Tom's Cabin* (1852) von Harriet Beecher Stowes gestoßen sein. Er könnte sogar von dem im Revolutionsjahr 1848, parallel zum Sklaverei-Verbot in Frankreich, im Bremer Verlag Franz Schlodtman erschienenen abolitionistischen Roman *Schwarze und Weiße. Skizzen aus Bourbon* ⁴⁶ des deutsch-französischen Schriftstellers Gustave Oelsner-Monmerqué gehört haben. ⁴⁷

44 Karl Marx: *Das Kapital*. Bd. 1. MEW. Bd. 25, S. 787; vgl. Christian Frings: Sklaverei und Lohnarbeit bei Marx. Zur Diskussion um Gewalt und „unfreie“ Arbeit im Kapitalismus. In: *Prokla* 49 (2019), H. 3, S. 427-448. Patrick Eiden-Offe kritisiert allerdings die scharfe Trennung von freier Lohnarbeit und unfreier Sklaverei. Patrick Eiden-Offe: *Weisse Slaven*, oder: Wie frei ist die Lohnarbeit? Freie und unfreie Arbeit in den ökonomisch-literarischen Debatten des Vormärz. In: Jutta Nickel (Hrsg.): *Geld und Ökonomie im Vormärz*. Forum Vormärz Forschung, Jahrbuch 19 (2013). Bielefeld 2014, S. 183-214. Auch Marx' Betonung des Klassenkampfes im Vergleich zum ‚Rassenkampf‘, seine Akzentuierung der kapitalistischen Ökonomie wird kritisch gesehen; siehe Iris Därmann: *Undienlichkeit. Gewaltgeschichte und politische Philosophie*. Berlin 2020.

45 Ernst Adolf Willkomm: *Weisse Slaven oder die Leiden des Volkes*. Leipzig 1845; *Weisse Slaven oder die Leiden des Volkes*. Vollständiger, durchgesehener Neusatz mit einer Biographie des Autors bearbeitet und eingerichtet von Michael Holzinger. Berlin 3. Aufl. 2014; siehe auch Karl-Heinz Kratz: Ernst Willkomm's „Weiße Slaven“: Ein sozialer Roman zwischen Jungem Deutschland und Frühnaturalismus. In: *Colloquia Germanica* 16 (1983), Nr. 2/3, S. 177-200; M. Moustapha Diallo: „Weiße Slaven“. Der deutsche Sozialroman des Vormärz als Reflexionsmodell afrikanischer Entwicklungsprozesse. In: Ders., Dirk Götttsche (Hrsg.): *Interkulturelle Texturen. Afrika und Deutschland im Reflexionsmedium der Literatur*. Bielefeld 2003, S. 311-345; Franziska Schößler: Frühsozialistische Kapitalismuskritik und die (literarische) Ausbeutung von Weiblichkeit. In: *Geld und Ökonomie im Vormärz* (Anm. 44), S. 57-75.

46 Gustave Oelsner-Monmerqué: *Schwarze und Weiße*. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Gabriele Fois-Kaschel und Marlene Tolède. Bielefeld 2015; siehe auch Florian Vaßen: Abolitionismus und Kolonialismus. Gustave Oelsner-Monmerqués Roman *Schwarze und Weiße* im Revolutionsjahr 1848. Ebd., S. 9-15.

47 Oelsner-Monmerqué betont in seinem Vorwort: „Zur schleunigeren, vollständigen Beseitigung eines die Menschheit entehrenden Gebrauchs, dürfte die öffentliche

Anders als sein Vorbild Humboldt, der die Sklaverei explizit kritisiert, scheint er die Sklaverei zwar grundsätzlich abzulehnen und die „Emanzipation der Sklaven“ (2, 883) positiv zu sehen, aber offensichtlich irritiert ihn die Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis: „Wenn man die dicken, gesunden Neger sieht, die hier Sklaven sind, und sie mit den emanzipierten versoffenen Schwarzen der südamerikanischen Republiken vergleicht, so kommt man in Versuchung, die Emanzipation nur des Prinzips wegen zu wünschen.“ (2, 968) Diese Beobachtung mag zutreffen, über die gesellschaftlichen Ursachen dieser Widersprüche macht sich Weerth jedoch keine Gedanken. Vor allem aber übersieht oder negiert er, ganz anders als bei seinem Engländeraufenthalt,⁴⁸ die „Extremsituationen“ „von Rechtlosigkeit und Todesangst, von Verlassen- und Ausgeliefertsein, Erschöpfung und Ausweglosigkeit“⁴⁹ der Sklaven, die „Eigentumskennzeichnungen und Strafmarkierungen“⁵⁰, die sadistischen Grausamkeiten wie Auspeitschen und Verstümmelung, aber auch Widerstandsformen, „Resistenz“ und das Verhalten „des Sich-Undienlich-Machens“⁵¹, kurz: die „Gewalt- und Machträume“⁵² der Sklaverei.

Boshaft, überheblich und rassistisch, aber auch selbstironisch schreibt Weerth in Heines typisch frivolem Ton an diesen sogar:

Wäre ich ein großer Tyrann – was ich leider nicht bin – so würde ich die Neger samt ihrer ganzen kouleurten Sippschaft zur Sklaverei zurückführen und auf jede fernere Vermischung mit Weißen die Todesstrafe setzen.

Ich schäme mich, indem ich dieses niederschreibe, denn ich bin noch vor kurzem in eine leicht kouleurte Dame sterblich verliebt gewesen – aber, sehen Sie, so zeichnet sich die weiße Rasse aus, selbst durch ihre Schwächen! (2, 743)

Weerth relativiert in dieser Briefstelle mehrmals geschickt seine Ausführungen, er jongliert mit verschiedenen Formulierungen: Seinem Rassismus begegnet er mit ‚Scham‘, die er jedoch nicht wegen seiner rassistischen Haltung empfindet, sondern weil er trotz allem „in eine leicht kouleurte Dame sterblich verliebt“

Meinung gerade derjenigen Länder, die keine Sklaven haben von großem Gewichte sein.“ Ebd., S. 23.

48 Weerth beschreibt in den *Skizzen* ausführlich, dass er einen Armendoktor begleitet und so das englische Armenwesen, die „Leiden der englischen Arbeiter“, insbesondere aber den „Ruin der Kinder“ (III, 210 und 215) kennenlernt.

49 Därmann: Undienlichkeit (Anm. 44), S. 8.

50 Ebd., S. 7.

51 Ebd., S. 8.

52 Ebd., S. 30.

war, aus seiner Sicht eine individuelle ‚männliche‘ „Schwäche[]“, die er am Schluss aber wieder in eine angebliche Stärke der „weiße[n] Rasse“ umdeutet.

In Weerths Amerika-Briefen finden sich keine weitergehenden Reflexionen zur Ökonomie der Sklavenhaltergesellschaft oder zu der kontrastreichen Situation von Sklaven und befreiten Schwarzen, und auch zum Abolitionismus gibt es – soweit ich sehe – keinen expliziten Hinweis. Weerth erwähnt lediglich, dass „der Import der Sklaven direkt aus Afrika [...] so gut als ganz aufgehört“ hat (2, 963), nachdem Großbritannien 1808 mit dem „Slave Trade Act“ die Sklaverei abgeschafft hatte und mit dem „Slave Abolition Act“ von 1833 auch weltweit politischen Druck auf die anderen Kolonialmächte ausübte. Das heißt allerdings keineswegs, dass damit auch der Kolonialismus selbst in Frage gestellt worden wäre, vielmehr steht dieser aus europäischer Sicht ohne jeden Zweifel für die „Zivilisation“ (2, 847), wie auch Weerth explizit anmerkt.

Wie reduziert Georg Weerths Exotismus letztlich ist, zeigt sich auch darin, dass er zwar von der Schönheit und Erhabenheit der „großartigen Natur“ (2, 913) fasziniert ist, die indigenen Menschen aber – anders etwa als die expressionistischen Maler der „Brücke“, z. B. Emil Nolde, ca. 50 Jahre später – in ihrer natürlichen Schönheit nicht wahrnimmt.⁵³ Weerth ist – es überrascht nicht – ganz in der Rassentheorie des 19. Jahrhunderts gefangen⁵⁴: Er spricht vom „Rassen-Gemengsel“, von „alle[n] mögliche[n] Mischungen dieser weißen, schwarzen, gelben, braunen oder roten Rassen“ (2, 738; vgl. 854) und von „neue[n]“ (2, 883) Rassen. Aus seiner Sicht „bildet sich namentlich seit der Emanzipation der Sklaven in dem südlichen Amerika eine seltsame Bevölkerung aus den Trümmern aristokratischer Spanier, jovialer Neger und melancholischer Indianer.“ (2, 883)

Die indigene Bevölkerung Lateinamerikas beurteilt Weerth weitgehend negativ. Er berichtet z. B. von einem „herabgekommene[n] Stamm von Indianern“ in Nicaragua (2, 844) und von „Horden“ von Indigenen, die die „Poststation“ überfallen, „um sich weiße Frauen als um sonst etwas zu holen“ (2, 886), ohne über den kulturellen und gesellschaftlichen Kontext nachzudenken. Im Gegensatz zu den Schwarzen beschreibt er die indigenen Menschen einerseits

53 Diese Darstellungsweise verhindert jedoch keineswegs einen kolonialen Blick, wie besonders bei Paul Gauguins Tahiti-Bildern festzustellen ist; vgl. die Ausstellung „Paul Gauguin – Why Are You Angry“. Alte Nationalgalerie Berlin 25. März – 10. Juli 2022.

54 Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts war nach Geulen „die Epoche der wohl breitesten und vielfältigsten Verwendung des Rassenbegriffs“. Christian Geulen: Geschichte des Rassismus. München 2007, S. 13f. Es ist unklar, ob Georg Weerth die Dissertation seines Bruders Carl Weerth, *Die Entstehung der Menschen-Rassen. Ein Versuch* (Lemgo 1839), gekannt hat.

als „ernst und schweigsam“, als „Melancholiker“, deren „Lastentragen[]“ „etwas Feierliches und Seltsames“ (2, 823, vgl. 883) hatte, andererseits schreibt er über sie voller rassistischer Verachtung:

Dümmere, pflanzenartigere Gesichter habe ich in meinem Leben nicht gesehen als bei diesen Indianern, dieser untergehenden Rasse, die nur spärlich durch die Wälder zerstreut ist und mit den nicht fern verwandten Affen und ähnlichen Tieren in schlechtem Essen, Wassertrinken und ewigem Halbschlaf die einzige Existenz führt. (2, 739)

Die indigene Kultur reduziert er auf „indianische[] Kuriositäten“ (2, 754). Immerhin schwingt in seiner Beschreibung des Lachens der „Sambos, diese[r] Mischlinge von Schwarzen und Indianern“ als „vortreffliches Gemisch von afrikanischer Wut und von indianischer Todesverachtung“ (2, 881f.), eine gewisse Bewunderung mit.

Auch die Schwarzen, ob Sklaven oder freie, werden zumeist negativ (2, 961) dargestellt, sie sind die „Parias“ (2, 759) der Gesellschaft. Nur gelegentlich finden sich ambivalente Beurteilungen (2, 710f.), allein ihre Ausdauer und Arbeitskraft auf den Zuckerrohrplantagen führen zu einer gewissen Anerkennung, denn es würde den „Weißen unmöglich sein [...], die Arbeit der Schwarzen zu verrichten, [...]“ (2, 964) Besonders in den Briefen an Heinrich Heine kapriziert sich Georg Weerth mit zugespitzten, wohl witzig und nicht ganz ernst gemeinten, zum Teil ironischen Formulierungen, die heute allerdings eher abstoßend klingen, wie etwa die geschmacklose Gegenüberstellung von „Neger und Maulesel“ einerseits und „weiße[m] Fleisch und [...] wiehernden Pferde[n]“ andererseits als Beispiel für die Überlegenheit der „kaukasische[n] Rasse“. „Faul, heuchlerisch, hinterlistig, undankbar für die beste Behandlung, für das beste Futter und unzuverlässig trotz bedeutender physischer Kräfte – so sind die Maulesel und Neger und die koulourten Nachkommen der Schwarzen bis ins dritte Glied.“ (2, 743)

Da die Schwarzen, die wegen des Verbots der Sklaverei „nicht mehr importiert werden“ dürfen (2, 969, vgl. 757), sehr teuer geworden sind, werden, so Weerth, Chinesen „mit hoher großbritannischer Bewilligung als Ersatz für die emanzipierten Schwarzen nach den westindischen Kolonien gebracht.“ (2, 881). Weerth sieht hier durchaus sehr deutlich, dass diese Kontraktarbeiter, die „für 8 Jahre“ ihren „Herrn nicht wechseln aber – [...] geprügelt werden“ (2, 881) dürfen, „nur unter anderer Form Sklaven sind“ (2, 968). Er lehnt diese neue ausbeuterische Situation ab, insbesondere auch die Heuchelei der Engländer (vgl. 2, 881), zugleich aber stehen die Chinesen, die für Weerth extrem „häßlich[]“ und „hündisch widerlich“ (2, 963) aussehen, ganz unten in seiner imaginären „Rassen“-Hierarchie.

Schließlich sei noch erwähnt, dass in Weerths Briefen auch die gängigen Vorurteile gegen Juden nicht fehlen, wie zumindest eine Briefstelle nahelegt, in der in einer ‚humorvollen‘ Geschichte von der Heirat einer außergewöhnlich schönen Frau und eines „kleinen, frechen ziemlich unangenehmen Juden“ die Rede ist, ein „Kerl, wie man sie in Hamburg und Frankfurt zu Dutzenden auf der Börse oder der Gasse zusammenfegen kann.“ (2, 954)

Die spanischen Kolonisatoren, auch die relativ armen Gauchos in Argentinien, werden dagegen positiv als „reine[] spanische[] Rasse“ (2, 885) dargestellt, die Schönheit der „Bevölkerung“ in Santiago di Cuba, vor allem die der Frauen, wird besonders betont, „da sie aus französischer und spanischer Rassenkreuzung besteht“ (2, 970), und die „Kreolinnen (die in den Kolonien geborenen Weißen), die sich durch ihren schneeweißen Teint auszeichnen“, sind von besonderer „Grazie“ (2, 710), kurz: Für Weerth sind die „Europäer“, angesichts der „plebejischen Völker neuer Kontinente“, „die Aristokraten des Erdkreises“ (2, 743), was für einen ehemaligen Revolutionär ein eigenartiges Lob ist, auch wenn es in diesem Brief an Heine sicherlich mit einem Augenzwinkern formuliert ist.

Auch Gender, die dritte Hauptkategorie der Intersektionalität spielt – allerdings aus einem anderen Grund als die Nicht-Existenz der Kategorie Klasse – nur eine marginale Rolle in Georg Weerths Amerika-Briefen: Frauen sind in seinem ‚männlichen‘ Kaufmanns- und Abenteuer-Leben, d. h. für seine Geschäfte und körperlich anstrengenden Reisen, nur ein verschönerndes oder begehrenswertes Beiwerk. Weerth erwähnt immer wieder die Schönheit und das Anziehende der Frauen, z. B. „eine sehr hübsche Frau, halb Spanierin, halb Indianerin; diese Menschenrasse zeichnet sich durch ihren schönen Wuchs und durch die köstlich schwarzen Haare aus.“ (2, 732) Er vermerkt, dass in Lima „die Frauenzimmer so zierlich und klein sind, daß wir sie oft nachts im Bette verlieren“ (2, 882), und konzentriert sich nicht sehr „andächtig“ auf „[d]ie „Damenwelt“, die am „Sonntag morgen“ in der Kirche „in reizenden Toiletten auf dem Boden“ „liegt“ (2, 953). Spöttisch und selbstironisch schreibt Weerth an anderer Stelle:

Die Damen in Santiago sind die schönsten, die ich auf der Welt gesehen habe, und ich verliebte mich in 3 Göttinnen auf einmal und würde mich von den süßen Gesichtern gewiß nicht getrennt haben, wenn nicht ein noch süßerer Gegenstand, nämlich das Zuckergeschäft, mich unerbittlich nach Havanna zurückberufen hätte, so daß ich also statt der 3 Göttinnen nur 4 Ladungen Zucker nach Hamburg eroberte. So ist des Menschen Schicksal; wunderbarlich und verworren. (2, 972)

Der biographische Aspekt, also Weerths persönliche Sichtweise des Geschlechterverhältnisses und speziell sein kompliziertes Verhältnis zu Betty Tendering, sein vergebliches Werben und seine abgelehnten Heiratsanträge können hier

nicht weiter untersucht werden. Erwähnt werden soll aber zumindest der Konflikt zwischen Weerths Wunsch nach einer „ewige[n] Verbindung“ (2, 922), wie Betty Tendering betont, und ihrer „Unabhängigkeitsliebe“ (2, 924), von der Weerth spricht. Diese selbstbewusste und selbständige Frau mit ihrem „aufklärerischen Sinn“ (2, 930), wie sie sich selbst charakterisiert, will nicht der „Besitz“ (2, 921, vgl. 922 und 933) eines Mannes sein, wie sie sagt, sondern nur sich „selbst gehören“ (2, 934), wie Weerth kritisch anmerkt.

Als Resümee ist festzuhalten, dass die Intersektionalität in Weerths Amerika-Briefen insofern eine spezifische Form hat, als der Rassismus so ausgeprägt ist, dass *Race* die beiden anderen Kategorien Klasse⁵⁵ und Gender völlig verdeckt. Armut und Elend werden zwar gelegentlich erwähnt, sind aber eigentlich immer rassistisch konnotiert, und Diskriminierung findet nicht auf Grund von Klassenzugehörigkeit statt, sondern bezogen auf *Race*. Während Weerth sich in seinen England-Studien mit den britischen Arbeitern solidarisiert und sie weitgehend positiv darstellt, findet sich hier zumeist eine deutliche Ablehnung und negative Charakterisierung der BIPOC-Menschen, also der Black, Indigenous und People of Color, in ihrer Gesamtheit.

Weerths politische Enttäuschung in Europa und die Erfahrungen, dass in Amerika offensichtlich vergleichbare Entwicklungen ablaufen, führen bei ihm zu sehr skeptischen, ja aus heutiger Sicht gelegentlich zynischen Ansichten. Selbstironisch schreibt er – sicherlich nicht zufällig an seine Mutter: „Meine einzige politische Beschäftigung in jener Zeit war die Jagd auf einen Kaiman.“ (2, 813) Wenn es Ende 1855 ebenfalls in einem Brief an sie heißt: „Mit einer guten Zigarre, einem Pferde und etwas Eiswasser läßt es sich schon in Westindien aushalten, [...]“ (2, 948), dann nimmt er eine Haltung ein, die in ihrer inszenierten Distanz an das Gedicht *Vom armen B. B.*⁵⁶ des jungen Brecht erinnert.

Weerths Haltung sollte nicht unhistorisch aus heutiger Sicht vorschnell verurteilt werden, aber es gab eben auch schon zu seiner Zeit – neben dem Kampf der Arbeiter*innen gegen die kapitalistische Ausbeutung – den Abolitionismus, die Frauenemanzipation und die Menschenrechte, d. h. die Bemühungen, *allen* Menschen die gleichen Rechte zuzugestehen. Weerth thematisiert in seinen Briefen zwar seine Differenzenerfahrungen, er übt auch Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen in Amerika, aber immer von einem distanzierten, zumeist überlegenen, bisweilen auch arroganten, oft ironischen oder selbstironischen Standpunkt aus. Es fehlt vermutlich sowohl die gesellschaftstheoretische

55 Im Gegensatz zu seiner intensiven Auseinandersetzung mit den Arbeitsverhältnissen in England beschäftigt sich Weerth nicht näher mit der Situation der Goldsucher und Bergarbeiter in den „Minendistrikte[n]“ (2, 800) von Kalifornien.

56 Bertolt Brecht: *Vom armen B. B.* In: *Werke* (Anm. 35), Bd. 11. Gedichte 1, S. 119f.

Fundierung, konkret der Chartismus und die Diskussion mit Marx und Engels und den britischen Arbeiterführern, als auch die eigenen präzisen politischen Beobachtungen und Erfahrungen. Offensichtlich besteht zudem eine andere, tiefergehende Fremdheit, die Interesse und Neugier einschränkt und stattdessen Distanz und Ablehnung fördert: Ohne Zweifel standen ihm die britischen Arbeiter*innen näher als die BIPOC-Menschen in Amerika, anders als im Proletariat sieht er in ihnen in keinerlei Hinsicht ein revolutionäres Potential.

Letztlich liegt die Vermutung nahe, dass ihn nach dem Scheitern der Revolution von 1848/49 nur sein eigenes Leben, seine Geschäfte sowie seine individuellen Erfahrungen, vor allem in Form von Visualität und Korporalität, bezogen auf die exotische Natur, interessieren. Georg Weerths Amerika-Briefe bleiben deshalb ungeachtet der humorvollen und ironischen Schreibweise à la Heine und trotz vieler interessanter Berichte, unterhaltsamer Erzählungen nach Art der Reiseliteratur sowie besonders anschaulicher Naturbeschreibungen von einer europäischen, in Teilen kolonialistischen und rassistischen Sichtweise geprägt.

KAREN HANSMEIER (DETMOLD)

Presse – Freiheit – Menschen – Recht: 200 Jahre Georg Weerth

Verehrter Herr und König,
Weißt du die schlimme Geschichte?
Am Montag aßen wir wenig,
Und am Dienstag aßen wir nicht.

Und am Mittwoch mußten wir darben,
Und am Donnerstag litten wir Not;
Und ach, am Freitag starben
Wir fast den Hungertod!

Drum laß am Samstag backen
Das Brot, fein säuberlich –
Sonst werden wir sonntags packen
Und fressen, o König, dich!

Obwohl dieses Gedicht, *Das Hungerlied*, zu den bekannteren Texten Georg Weerths gehört und es sich mitunter neben Heinrich Heines *Die Schlesischen Weber* in den Schulbüchern als Beispiel für die Lyrik des Vormärz findet, löst der Name des 1822 in Detmold geborenen, vielseitig talentierten Mannes bei den meisten Zeitgenossen nur ein fragendes Achselzucken aus. Bedauerlich, wie die Grabbe-Gesellschaft, die sich dem Schaffen von Dichtern der Region und ihrer Zeit widmet, meint. Denn bei Weerth gibt es viel zu entdecken: so etwa seine mit spitzer Feder formulierten Verse oder die mit Kennerschaft verfassten Sozialstudien, in denen er versucht, Witz und Ironie mit dem ernstesten gesellschaftlichen Hintergrund zu verbinden. Nicht zu vergessen die bunten Reiseschilderungen aus Europa und Übersee, die geistvollen Briefe und schonungslosen Satiren, aber auch seine abenteuerliche Lebensgeschichte, die in Detmold beginnt und in Havanna endet, wo er 1856 im Alter von gerade mal 34 Jahren stirbt.

Zudem macht er sich in seiner kurzen Lebenszeit zusammen mit anderen Geistesgrößen verdient um das Streben nach Freiheit und Überwindung der bevormundenden Kleinstaaterei der deutschen Fürstentümer. Wie auch Christian Dietrich Grabbe, Theodor Althaus und Ferdinand Freiligrath gehört Georg Weerth zu den kritischen Dichtern, Journalisten und Intellektuellen Detmolder Herkunft. Am 17. Februar 2022 jährte sich sein Geburtstag zum 200. Mal.

Eine Website für Weerth

„Leider ist Weerth nie allgemein oder in der Breite bekannt geworden, obwohl er über alles und jeden schrieb. Seine Texte waren frech, direkt und ironisch, was ihn ja auch zum Feuilletonchef der von Karl Marx herausgegebenen *Neuen Rheinischen Zeitung* machte“, so Hans Hermann Jansen und Peter Schütze vom Vorstand der Grabbe-Gesellschaft. „Georg Weerth ist eine Neuentdeckung wert!“, sind die beiden überzeugt, und man kann das Ausrufezeichen, das diesem Satz folgt, förmlich über ihren Köpfen leuchten sehen. Die Intention hinter dem Ausrufezeichen: die Person und das Werk Georg Weerths mit Intensität, Kreativität und Sorgfalt im Kontext seiner Zeit dem Publikum des frühen 21. Jahrhunderts nahezubringen.

So ging genau ein Jahr vor dem ‚Zweihundertsten‘ die breit angelegte Internetpräsenz „Weerth 200“ unter dem Leitwort „Presse – Freiheit – Menschen – Recht“ online. Sie begleitet seitdem nicht nur Tag für Tag ihre Nutzer mit der Lesung eines Weerth-Textes, sondern ist zugleich mit ihren verschiedenen Rubriken eine einzigartige Fundstelle für Informationen rund um das Leben und Schaffen Georg Weerths. Zu finden sind neben den gesprochenen Texten unter anderem ein vollständiges Werkverzeichnis und „Weerth-Annäherungen“ in der bildenden Kunst. Die Rubrik „Weerths Werte heute“ dreht sich um Presse, Freiheit, Menschen und Rechte. Besucher der Website lesen hier Zitate aus der *Neuen Rheinischen Zeitung* der Jahre 1848/49. Parallel stöbern die Autoren in den Medien des 21. Jahrhunderts und Artikeln tagesaktuellen Geschehens. Sie schreiben über Tatsachen, mitunter auch über Kurioses, Abwegiges oder Unterhaltsames – stets, um es zu Ereignissen aus Weerths Lebenszeit in Beziehung zu setzen. Was die Macher auch tun: Fragen stellen. Zum Hingucken und Hinhören einladen. Gerne auch zum Hinterfragen. „Wir wollen neugierig machen, vermitteln, einordnen, Ereignisse in neue Zusammenhänge stellen“, heißt es im ersten Blog-Eintrag. Und weiter: „Wo die Würde der Menschen, wo Freiheit und Rechte geschützt sind, wo man sich in Offenheit und Respekt begegnet, da ist der Weg frei für friedliche Visionen, für Kreativität und ein kraftvolles, lebensbejahendes Miteinander.“ Verlinkungen zu Artikeln des Netzwerks „Reporter ohne Grenzen“ zum Thema Pressefreiheit unterstreichen das Leitwort und die Vorreiterrolle Georg Weerths als einem der Wegbereiter der Demokratie. (Abb. 1)

Stürmische Zeiten für den Wegbereiter der Demokratie

„Audiodateien und andere digitale Formate sind schön und gut. Doch viel schöner ist das Live-Erlebnis: Ausstellungen, musikalische Abende, öffentliche

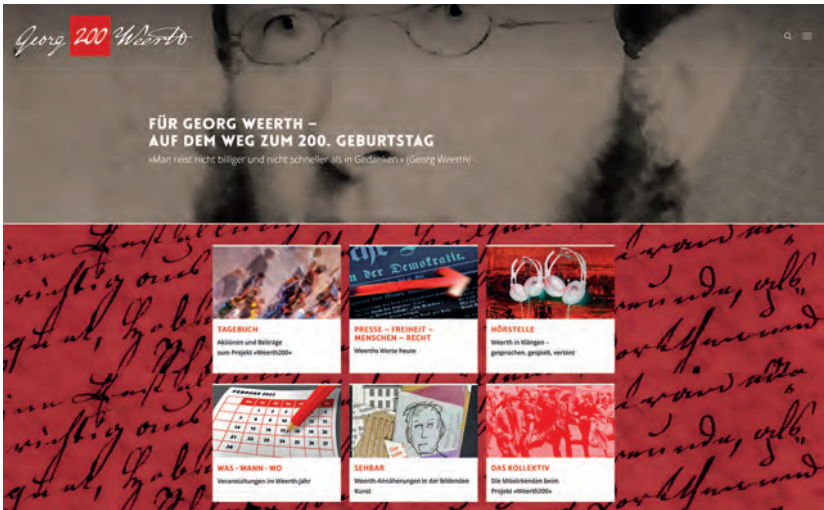


Abb. 1: Eine Website für Weerth



Abb. 2: Öffentliche „Proklamation“ vor dem Detmolder Rathaus

Präsentationen und szenische Lesungen“, ist Hans Hermann Jansen überzeugt: Aktivitäten wie etwa die „Proklamation“ (Abb. 2) vor dem Detmolder Rathaus, die am 17. Februar 2022 die Aufmerksamkeit auf sich zog, oder einige Tage später in der Stadthalle das „Fest der Satire und des geistreichen Wortes“ nebst Festakt, der das Jubiläumsjahr einläutete. (Abb. 3) Ja, einige Tage später, denn:

Es fand nichts statt am 17. Februar [...]. Wegen des Sturms am 16./17. Februar durfte nichts in städtischen Räumen stattfinden. Alle Gäste waren rechtzeitig wieder weg! Ist es eine Satire, eine Posse, ein Witz? Nein, es ist das, was bei Weerth passiert: das Unerwartete! Seien Sie also nunmehr begrüßt in diesen Zeiten, wo Wolken, Wind und Wetter wild wechseln. Es geht wie immer um Weerth, um Georg Weerth. Wir alle sind ihm auf der Spur, aber wo wir auch hinkommen – er ist schon weiter ...

sinniert Hans Hermann Jansen auf „Weerth 200“ in seinem Online-Tagebucheintrag vom 20. Februar 2022, den er mit der Anrede eröffnet: „Meine sehr verehrten Damen und Herren, Freundinnen und Freunde der Literatur, des scharfen Wortes, des Esprits, einfach gesagt, des Georg Weerth!“

Nachgeholt wurde der Festakt schließlich am 12. März. Zu den Gratulanten zählte auch Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier, der in einer Videobotschaft seine Grüße überbrachte und „große Sympathie für das wichtige Engagement“ der Akteure bekundete. Es sei ihm außerordentlich wichtig, dass gerade vor Ort die Erinnerung an Köpfe und Ereignisse der Demokratiegeschichte gepflegt werde. Denn, so Steinmeier zum Abschluss seiner Rede:

Zu jeder Zeit braucht es Menschen, die mit ihren Ideen und Taten vorangehen, um die Probleme ihrer Zeit zu lösen. Auf den Leistungen und Opfern von Menschen wie Georg Weerth gründet unsere heutige Ordnung von Freiheit, Demokratie und dem Streben nach sozialer Gerechtigkeit. Menschen wie Weerth machen Mut, dass wir auch heute die Herausforderungen unserer Zeit meistern können. In dieser Erkenntnis liegt vielleicht der größte Wert der Geschichte – und deshalb ist der Blick zurück so wichtig für unsere Gegenwart wie für unsere Zukunft. (Abb. 4)

Perspektiven

Und wahrlich müssen die Detmolder mit Georg Weerth nicht hinter anderen Wegbereitern der Demokratie – wie etwa Heinrich Heine, Robert Blum, Georg Büchner oder Malwida von Meysenbug – zurückstehen. Genauso wie sie ist Weerth einer, der für die Freiheit, für Menschen- und Bürgerrechte in Deutschland gekämpft hat. Der nicht nur Kaufmann und Schriftsteller war, sondern auch „Lumpen-Kommunist“ und Revolutionär. „Weerth lässt in seinen



The poster features a red background with a collage of black and white portraits of satirists. In the top right corner, the text 'Georg 200 Weerth' is written in a red script font. The central quote, '»Kein schöner Ding ist auf der Welt, als seine Feinde zu beißen ...«, is displayed in white text on a black background. Below the quote, the event details are listed: 'Do. 17. Februar 2022 | 19.30 Uhr Stadthalle Detmold'. The names of the performers, 'von und mit: Fritz Eckenga · Hans Zippert · Bernd Giesecking Erwin Grosche · Peter Schütze · Phil Solo', are listed below. At the bottom left, the ticket price 'Eintritt: 25/15 € (VVK: 20/12 €)' and the website 'www.weerth200.de' are provided. A row of logos for sponsors like ALG and others is at the bottom.

Georg 200 Weerth

»Kein schöner Ding ist auf der Welt, als seine Feinde zu beißen ...«

Do. 17. Februar 2022 | 19.30 Uhr
Stadthalle Detmold

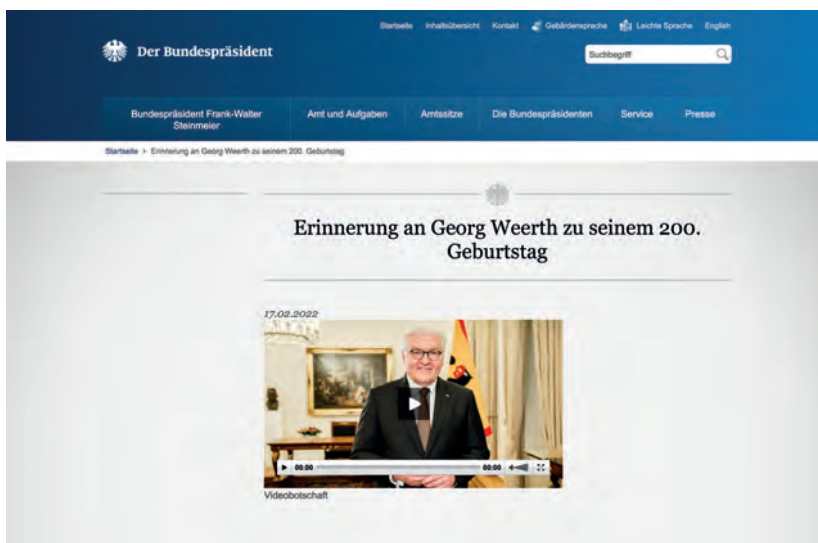
von und mit: Fritz Eckenga · Hans Zippert · Bernd Giesecking
Erwin Grosche · Peter Schütze · Phil Solo

Eintritt: 25/15 € (VVK: 20/12 €)
stadthalle-detmold.reservix.de/events

Stadthalle Schlossplatz 7 · Detmold

www.weerth200.de

Abb. 3: „Kein schöner Ding ...“ Plakat zum Fest der Satire



The image shows a screenshot of the German President's website. The top navigation bar includes 'Startseite', 'Inhaltsübersicht', 'Kontakt', 'Gebäudesprache', 'Leichte Sprache', and 'Englisch'. The main content area is titled 'Erinnerung an Georg Weerth zu seinem 200. Geburtstag'. Below the title is a video player showing President Steinmeier speaking. The video player interface includes a play button, a progress bar at 00:00, and a 'Videobotschaft' label.

Der Bundespräsident

Startseite Inhaltsübersicht Kontakt Gebäudesprache Leichte Sprache Englisch

Suchbegriff

Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier Amt und Aufgaben Amtsätze Die Bundespräsidenten Service Presse

Startseite > Erinnerung an Georg Weerth zu seinem 200. Geburtstag

Erinnerung an Georg Weerth zu seinem 200. Geburtstag

17.02.2022

Videobotschaft

Abb. 4: Videobotschaft von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier

Schriften soziale Strukturen lebendig werden, spiegelt Wandlungen und Schicksale, gibt Menschen und Zuständen Gesicht und Stimme“, so die Akteure von „Weerth 200“.

Die Beschäftigung mit Georg Weerth führt schnell in größere Zusammenhänge. Sie öffnet den Blick für einen bislang wenig beachteten Teil deutscher Geschichte, zu Frauen und Männern, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts das politische Fundament unserer Demokratie schufen und Prinzipien formulierten, die noch heute die Grundlagen unserer staatlichen Existenz ausmachen: das Bekenntnis zu Menschenrechten und Demokratie und der gemeinsame Wille, die verschiedenen Regionen und Strömungen in unserem Land zu einem freien Gemeinwesen zu vereinigen. 1848/49 wird Europa von der Revolution erschüttert. Weerth ist mittendrin. Doch mühevoll, voller Opfer und Rückschläge, sind die Wege zur heute als so selbstverständlich angesehenen Freiheit. Als die 1848er-Revolution scheitert, die *Neue Rheinische Zeitung* am Ende ist und er schließlich ins Gefängnis muss, erlahmt Weerths Schaffenskraft: „Ich sehe gar keinen Zweck, kein Ziel bei der Schriftstellerei“, gesteht er Marx, „meine schriftstellerische Arbeit ging entschieden mit der ‚Neuen Rheinischen Zeitung‘ zugrunde.“

Historical und Musical

Nur allzu gerne nahm das Musikalisch-Literarische Quartett Detmold den großen Pool der Themen auf und präsentierte unter dem Motto „Die Guillotine wird uns retten und die Leidenschaft der Weiber“ ein tönendes Porträt und einen bunten Zeitspiegel der Revolution von 1848. Mit Musterstücken der Lyrik im Vormärz bringt das Musikalisch-Literarische Quartett dem Publikum unterhaltsam und informativ die Anfänge republikanischer Tradition näher. (Abb. 5)

Allgegenwärtig dabei sind Begriffe wie Demokratie und Toleranz, Freiheit und Menschenrechte, Zwang und Ungerechtigkeit. Lassen sich auch Jugendliche für solche Themen begeistern? Und wenn ja, dann wie? Was verbinden Heranwachsende mit dem Begriff „Demokratie“? Wie sieht demokratisches, tolerantes Verhalten aus? Was muss sich an unserer Gesellschaft verändern? Mit diesen und weiteren Fragen beschäftigte sich die 19-jährige Maja Machalke. Mit Weitblick und viel schöpferischer Energie entwickelte und inszenierte sie gemeinsam mit Helena Haverkamp (20) ein Musical über das Leben Georg Weerths, das im Juli im Rahmen des Ferientheaters der Abtei Marienmünster Premiere feierte und 2023 an weiteren Standorten aufgeführt werden wird: und zwar „mit Liveband, Choreos und ganz nach Georgs Gusto: laut, bunt und revolutionär“, so die beiden Schöpferinnen von „Weerth – ein Musical“. (Abb. 6)



Abb. 5: „Die Guillotine wird uns retten und die Leidenschaft der Weiber“



Abb. 6: „Weerth – ein Musical“
Foto: Maja Machalke

„Meine Liebe zu Ihnen ist rein wie die Sonne und heiß wie das Feuer.“

Doch nicht nur Einsichtnahme in Weerths politisches, soziales und schriftstellerisches Engagement erhielten diejenigen, die dem Projekt „Weerth 200“ durch die Monate folgten: Ein sehr privates Bild aus Weerths Leben eröffnet sich in seinem Briefwechsel mit Betty Tendering. Denn auch eine quälende, unerwiderte Liebe finden wir in seiner Biografie: „Verliebtsein ist eine abscheuliche Plage, bei der das Essen nicht mehr schmeckt und der Schlaf nicht mehr erquickt“, klagt der erfolgreiche Geschäftsmann, rastlose Weltreisende und im wahrsten Sinne des Wortes hoffnungslos Verliebte. Obgleich er befürchtet, dass „sie zu schön und zu vornehm für einen Menschen sei, der sich mit den Äquinoktialstürmen herumzuschlagen hat, mit dem Vomito Negro und mit spanischen Kreolen“, steht Weerths Plan fest:



Abb. 7: Betty Tendering

Er will Bettys Herz erobern. Gemeinsam mit ihm soll die Verehrte Europa verlassen und ihn nach Übersee begleiten. Viel Zeit bleibt nicht, hat er doch das Billett für die Rückfahrt nach Westindien und Havanna schon in der Tasche. Weerth macht Betty einen Heiratsantrag und es folgen leidenschaftliche Briefe. Wo heutzutage moderne Informationstechnologie die Kommunikation weitgehend beherrscht, Chats und Social Media das leise, handgeschriebene Wort verdrängen, da lässt diese szenische Lesung – vorgetragen vom Musikalisch-Literarischen Quartett – aus der Korrespondenz der beiden Freigeister nicht nur die Briefkultur des 19. Jahrhunderts wiederaufleben, sondern die Zuhörer auf ergreifende Weise zugleich am innigen Werben Weerths um eine unkonventionelle Frau teilhaben, die den Weitgereisten nie erhörte. (Abb. 7)

Symposium: Reisen, reisen, reisen – Von Detmold hinaus in die Welt

Und mit genau jenen Aspekten, nämlich denen des Reisens in Weerths Biografie und seiner Tätigkeit als Reiseschriftsteller, befasste sich in Zusammenarbeit mit dem Forum Vormärz Forschung e.V. ein wissenschaftliches Symposium

unter Leitung von Prof. Dr. Lothar Ehrlich (Weimar). Unter dem Titel „Die Gestaltung literarischer Räume in Werken und Briefen von Georg Weerth“ kamen anerkannte „Weerth-Profis“ zusammen: Dr. Katharina Grabbe (Münster), Dr. Patrick Eiden-Offe (Berlin), Dr. Bernd Füllner (Düsseldorf), Dr. Peter Schütze (Detmold), Prof. Dr. Florian Vaßen (Hannover) und Dr. Uwe Zemke (Wetherby, UK) tauschten sich beispielsweise über „Georg Weerths Reisen in auch heute noch teils unerforschte Gebiete Mittel- und Südamerikas“ aus oder referierten über „Intersektionelle Konstellationen von ‚Rasse‘, Gender und Klasse in Georg Weerths lateinamerikanischen Briefen“. Weitere Beiträge, die sich mit den Themen „Kolonialismus, Sklaverei und Romantik. Georg Weerth in Amerika“, „Weerths Erzählbriefen an seine Mutter von seinen amerikanischen Reisen“ oder „Verschobene Perspektiven in Georg Weerths Reisebriefen aus der Neuen Welt“ befassten, verdeutlichten, dass Georg Weerth mit Abschluss seiner Lehre, ja im Grunde schon mit dem Verlassen seines Geburtsortes Detmold als Vierzehnjähriger, zeit seines Lebens von Unstetigkeit und Fernweh getrieben auf Reisen gewesen ist: Er ist unterwegs als Handelsvertreter sowie als Kurier der deutschen Exilkommunisten – im Paris der Februarrevolution von 1848 und im Deutschland der Revolution von 1848/49 –, lebte und arbeitete im nordenglischen Industrieviertel, in Belgien, Frankreich und den Niederlanden.

Später, enttäuscht vom Scheitern der Revolution und aller Lust des Schreibens beraubt, kehrt er vollends ins Kaufmannsleben zurück, macht sich auf in ferne Länder: Ausgedehnte, oft auch strapaziöse Geschäftsreisen führen ihn nach Spanien und Portugal, danach bis nach Lateinamerika, auf die Antillen-Insel St. Thomas, nach Puerto Rico, Venezuela und in die Dominikanische Republik; von dort nach Kuba, Mexiko, Kalifornien und Kolumbien, und im Oktober 1854 bricht er auf zu seiner Südamerikareise. 1855 weilt er ein letztes Mal in Europa. Im März 1856 kommt Weerth nach Havanna, wo das Handelsleben floriert. Er handelt mit Zucker, Tabak, Kaffee und Baumwolle. Auf dem Rückweg von einer Geschäftsreise nach Santo Domingo passiert er im Juli 1856 Haiti, mitten in der Regenzeit und von Mücken traktiert. Mit hohem Fieber kehrt er nach Kuba zurück. Sieben Tage später, am 30. Juli 1856, stirbt Georg Weerth in Havanna an einer gefährlichen Form der zerebralen Malaria.

Handelsleben als Hörspiel

Keine Frage, dass der Mann, der sich Siebenmeilenstiefel wünschte, nicht nur von seinen Reisen berichtet, sondern in seinem umfangreichen Œuvre ebenso Einblicke in sein Leben als Handelsreisender nicht fehlen. Spitzzüngig, hintergründig und bissig – versteht sich. Auf eine verständliche und amüsante Art

bringt dies die Neuerscheinung der *Humoristischen Skizzen aus dem deutschen Handelsleben* in der Hörspielversion von Peter Schütze zum Ausdruck. Ein namhaftes Sprecherensemble, bestehend aus Fritz Eckenga, Erwin Grosche, Hans Zippert, Bernd Giesecking und Peter Schütze, kleidet den maliziösen Text mit dieser CD-Produktion in ein neues Gewand und ermöglicht Zugang zu Georg Weerths Gedankenwelt. Und siehe da – der Hörer kann nicht umhin zu bemerken: Weerths scharfzüngiger, in geschliffenen Formulierungen vorge-tragener Spott zu den Geschäftspraktiken eines skrupellosen Kaufmanns garantiert noch heute reines Lese- und in diesem Fall Hörvergnügen. Und zum wiederholten Male wird auch bei diesem Baustein des Weerth-Projektes deutlich: Weerth, der begnadete Beobachter mit geistreich-spitzer Feder und beneidenswertem Schreibtalent, ist ein Grandseigneur des Feuilletons und Vater des politischen Humors – lange vor den Kabarettisten von heute. Ausgewählte Weerth-Gedichte und anregende Marimba-Klänge, gespielt vom Shiki-Percussion-Duo, komplettieren die Playlist. (Abb. 8)



Abb. 8: Das Hörspiel zum Jubiläum

Sprachrohr der arbeitenden Bevölkerung

Nicht minder anregende Klänge, die ebenfalls Brücken bauen zwischen Weerth und der Gegenwart, stimmt der Detmolder Liedermacher, Singer/Songwriter Phil Meier an. Seit vielen Jahren mit eigenen Songs, akustisch charmantem Indierock auf Deutsch und Englisch sowie einem unverwechselbaren Faible für Sprache und Klangfarben unterwegs, hat er einige Gedichte von Weerth vertont. Darunter ist auch das *Gebet eines Irländers*. Von Ausgrenzung, schweren Arbeitsbedingungen und der Sehnsucht von Menschen nach einer Heimat singt er, von Ängsten, Wünschen und Emotionen. Phil Meier versieht damit nicht nur „alte“ Worte mit „neuen“ Klängen, sondern nimmt zugleich Themen auf, die hochaktuell sind, und schafft Potenzial, den Blick zu weiten.

Kopfsachen, gar nicht verkopft

Noch einer, der sich Weerth auf ganz eigene Weise widmete, ist der Detmolder Künstler Rainer Nummer. Sein „Georg-Weerth-Zyklus“ aus Zeichnungen und Collagen – zu sehen in der Lippischen Landesbibliothek und im Rathaus am Detmolder Marktplatz sowie in der „Sehbar“ auf der Website weerth200.de – weist Weerth nicht nur einen Platz mitten im Herzen seiner Heimatstadt zu, sondern verleiht einem als vornehmlich literarisch empfundenen Thema einen Perspektivwechsel. Entstanden ist eine vierteilige „Kopf-Serie“ ein und desselben Motivs, ohne dass jedoch die Wiederholungen eintönig wirkten. Ganz im Gegenteil: Das Spiel mit Farben, Formen und Materialien, das Experimentieren mit dem Konterfei Weerths schafft Assoziationsmöglichkeiten, regt zur Auseinandersetzung an und fängt in seiner Vielfaltigkeit die schier unzähligen Begabungen und Talente des Porträtierten ein. (Abb. 9)

Während die Nummer'schen Exponate im Rathaus, im Einrichtungsatelier „frei_raum“ und der Landesbibliothek zum gezielten Besuch einladen, waren (und sind) Bonmots Detmolder Dichter inmitten eines lebendigen Kaleidoskops lippischer Eigenheiten und Sehenswürdigkeiten ganz „en passant“ auf großflächiger Folie am Zaun des großen Tiefparkplatzes an der Hornschen Straße zu finden. Nicht nur Grabbes unverwüstlicher Spruch vom Zahnweh oder sein „Ich aber wanderte und wanderte – Es blieb die Sonne hinter mir zurück“ (*Don Juan und Faust*) kann der aufmerksame Zeitgenosse beim Vorbeischlendern entdecken. Mit einem Augenzwinkern bilden die Illustrationen der Detmolder Designerin Nicole Sprekelmann in schön geschwungenen Buchstaben auch das Weerth-Zitat, das aus einem Brief vom 31. Mai 1843 an seine Mutter nach Detmold stammt, ab: „Hätt ich Siebenmeilenstiefel, da wüßte ich,



Abb. 9: Aus dem „Georg-Weerth-Zyklus“ von Rainer Nummer

was ich täte.“ Kunst in gleicher Manier finden Städtebummler, die den Blick für das, was rechts und links des Weges zu entdecken ist, nicht verloren haben, auch am Aufgang zu den Gleisen des Detmolder Bahnhofs. (Abb. 10) Wo wäre unser Jubilar, der beobachtende Reisende, besser aufgehoben als an einer urbanen Stätte pulsierenden Lebens?

Für jedermann zugängliche Kunst im öffentlichen Raum und in diesem Fall zugleich Wissensvermittlung ohne erhobenen Zeigefinger ist hier zu erleben. Und genau das ist auch die Passion der Detmolder Gästeführer, die das Weerth-Projekt mit einer Auswahl an erlebnisorientierten Rundgängen und Themenführungen über das gesamte Jubiläumsjahr bis hinein ins Jahr 2023 begleiten, wo es passgenau heißt: 175 Jahre deutsche Revolution. Ergänzend flankieren großformatige Banner mit dem Titel „Mit fliegenden Fahnen der Demokratie“ alle Aktivitäten. (Abb. 11)

Klingende Humoresken und lange Lesenächte

Schnell wurde dem „Weerth-Team“ deutlich, dass nach Weerths 200. Geburtstag am 17. Februar 2022 noch längst nicht Schluss sein konnte. Weerths Strahlkraft reicht weiter, sind doch die Themen um seine Person so vielfältig wie aktuell. In Zusammenarbeit mit Detmolder Kulturinstitutionen entstanden



Abb. 10: Georg Weerth im Detmolder Bahnhof



Abb. 11: Weerth-Banner im Detmolder Rathaus

generationenübergreifende Veranstaltungsformate, die durch das gesamte Jahr reichten. So konnten sich Weerth-Interessierte etwa über „Klingende Humoresken“ (Abb. 12) freuen oder die von der Abiturientia 2022 des Gymnasiums Leopoldinum gestalteten „Langen Lesenächte“ (Abb. 13) besuchen, in denen die jungen Leute mit Gedichten, Briefen und Prosa nicht nur einen Streifzug durch das Werk des ehemaligen „Leopoldiners G. Weerth“ unternahmen, sondern auch ein lebendiges Zeichen in einer Schulgemeinschaft setzten, die sich ihrer Wurzeln bewusst ist.

Für Jüngere bestand im Rahmen des Kinder- und Jugendliteraturfestes „Wortspielereien“ der Stadt Detmold das Angebot, sich auf den Spuren von Georg Weerth und Theodor Althaus auf eine literarische Entdeckungsreise durch das Leben der beiden Detmolder Frühdemokraten zu machen. Doch nicht nur das: Die beteiligten Kinder im Alter zwischen 8 und 12 Jahren wurden zudem zu Nachwuchsreportern, fassten ihre Eindrücke in einem Workshop unter fachkundiger Leitung zusammen und wandelten auch in journalistischer Hinsicht auf den Spuren des so viele Textformen meisterlich beherrschenden Weerth.

„Vor uns dehnte sich die Ebene ...“

Auch künstlerische Prosa gehört zu Weerths Werk. Eine Erzählung etwa, in der er sich den „Armen in der Senne“ widmete. Geprägt durch Heidelandschaften und Kiefernwälder, galt die Senne über viele Jahrhunderte als Wüste in der Mitte Europas: Eine außergewöhnliche Landschaft, die sich am Rande des Teutoburger Waldes über eine Fläche von circa 250 Quadratkilometer erstreckt und mit der, die früher das Armenhaus Westfalens war, viele Mythen und Legenden verbunden sind. Georg Weerth indes war weit entfernt davon, Märchen zu spinnen, sondern machte in seiner Erzählung *Die Armen in der Senne* von 1845 sehr realistisch die Not und das entbehrungsreiche, kärgliche Leben der dort lebenden Menschen weit über westfälische Grenzen hinaus bekannt.

„Vor uns dehnte sich die Ebene mit ihrem rotblühenden Heidekraut [...] Wir wollen von den Bergen hinuntersteigen und uns auf dem eigentlichen Terrain näher umsehen. – Eine Wüste nannten wir jenen Landstrich, und dennoch bevölkert!“ Diesen Sätzen aus Georg Weerths Paradestück früher sozial-engagierter Literatur konnten die Teilnehmer einer abendlichen Wanderung durch die vielfältige Naturlandschaft der Senne nachspüren. Bis heute weder reich besiedelt noch von verkehrsreichen Straßen durchschnitten und in großen Teilen für Zivilisten aufgrund der Nutzung als Truppenübungsplatz gesperrt, wurde die literarische Wanderung durch die Senne mit Rezitationen aus Weerth'schen



Georg 200 Weerth

Con spirito
Klingende Humoresken
zum 200. Geburtstag
von Georg Weerth

mit Schülerinnen/Schülern und Dozenten
 der Johannes-Brahms-Musikschule Detmold

Sa. 26. Februar 2022 | 17 Uhr
 Detmold · Aula des Gymnasiums Leopoldinum

Eintritt frei

Aula des Gymnasiums Leopoldinum
 Detmold · Hornsche Str. 48
www.weerth200.de



Abb.12: „Klingende Humoresken“



Georg 200 Weerth

Zwei lange Lesenächte
„Weerth im Original“

Fr. 4. / Sa. 5. Februar 2022 | 16.30 Uhr
 Alte Aula Gymnasium Leopoldinum

gestaltet von der Abiturientia 2022

Eintritt frei

Alte Aula Gymnasium Leopoldinum
 Hornsche Str. 48 · Detmold
www.weerth200.de



Abb. 13: „Zwei lange Lesenächte“

Briefen, Geschichten und Gedichten sowie Zeit für Picknick und Gespräche zu einem ganz besonderen Bestandteil der vielen Komponenten des Projekts „Weerth 200“. (Abb. 14)



Abb. 14: Literarische Wanderung in der Senne
Foto: Nicola Nilling

Weerth on air und online

Last but not least: Die Sendereihe „ZeitZeichen“ auf WDR 5 (9.45 Uhr) und WDR 3 (17.45 Uhr) erinnerte am 17. Februar 2022 an Georg Weerth. Der Beitrag ist als Podcast in der WDR-Mediathek nachzuhören: www1.wdr.de/mediathek/audio/zeitzeichen/audio-georg-weerth-schriftsteller-geburtstag--100.html.

Noch mehr über und von Georg Weerth, Informationen zu dem, was war und noch kommen wird, gibt es auf weerth200.de. „Denn“, so liest es sich im Tagebucheintrag vom 20. Februar 2022 auf eben dieser Internetpräsenz, „wir stehen mitten in unserer Entdeckungsreise zu Georg Weerth, und dieses Wochenende mit dem 200. Geburtstag ist die Spiegelachse, die wir, das Kollektiv, erreichen dürfen, denn bis zum 17. Februar 2023 soll alles, was er je geschrieben hat, hörbar gemacht sein, als CD, als Podcast oder als Aufnahme.“

Dank gebührt den vielen Mitwirkenden, jenem „Kollektiv“, ohne das „Weerth 200“ nicht das sein könnte, was es ist; gedankt sei außerdem den Förderern, allen voran dem Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes NRW, der Arbeitsgemeinschaft Literarischer Gesellschaften und Gedenkstätten e. V. Berlin, der Stadt Detmold, dem Lippischen Heimatbund (Ortsverein Detmold), der Stiftung Standortsicherung Kreis Lippe sowie zahlreichen weiteren Institutionen und Partnern.

MAJA MACHALKE (KÖLN)

Dichter und Denker, Kaufmann und Kämpfer ...

Weerth – Das Musical. Konzept und Uraufführung, Marienmünster 2022

Von einem Mann mit einer so außergewöhnlichen Biografie wie Georg Weerth könnte man meinen, dass er in seiner Heimatstadt bekannt und gefeiert sei. Doch warf man einen Blick auf das Gymnasium Leopoldinum – Weerths ehemaliger Schule –, so wurde man schnell vom Gegenteil überzeugt. Hier wurde Goethe gelehrt und Heine analysiert, aber von Weerth und seinen Detmolder Zeitgenossen war keine Spur. Dabei hatte der junge Georg so viel mit den Schülerinnen und Schülern gemeinsam, die jetzt in den Klassenzimmern des Leopoldinum sitzen.

Dank des Jubiläumsjahres aber kamen auch Jugendliche endlich mit Weerth zusammen. Die junge Generation wurde 2021/22 durch die Beschäftigung mit Weerth mit Themen konfrontiert, die bis heute nicht an Relevanz verloren haben. Das Projekt *Weerth – Das Musical* ist Teil des umfassenden Versuchs, einen grundlegend neuen Zugang für die Detmolder Wegbereiter der Demokratie zu schaffen.

Die Schaffung von Freiräumen ist die zentrale Voraussetzung dafür, dass die Auseinandersetzung mit solch komplexen Thematiken nicht nur theoretisch bleibt, sondern lebendig wird und Früchte tragen kann. Das Projekt „Ferien-theater“, das jeden Sommer im Kulturzentrum des alten Klosters Marienmünster stattfindet, ist seit Jahren Vorzeigeprojekt unter diesem Aspekt. Hier treffen vermeintliche Gegensätze (wie Kloster und Jugend, Alt und Neu, Tradition und Moderne) aufeinander, Verbindungen werden geknüpft und ein sowohl intersozialer als auch kultureller Dialog ermöglicht. 2022 ging es unter dem Titel „Bock auf Freiheit?“ um genau jene Fragen, die schon Georg Weerth im 19. Jahrhundert bewegten.

Ausgangspunkt der Handlung des Musicals ist der Schüler Oussama, der in seinem Internat Zeuge von Diskriminierung wird. Mehr und mehr wächst in ihm der Wunsch nach Gerechtigkeit. Die Werke Georg Weerths, die ihm beim Aufräumen der Bibliothek in die Hände fallen, geben ihm einen Einblick in die sozialen Fragen und Ungerechtigkeiten im England des 19. Jahrhunderts. Er erlebt, welche Macht die Fabrikherren über die Arbeiterschaft haben, begleitet den schottischen Arzt McMichan bei seinem Alltag in den Arbeitervierteln und diskutiert mit der jungen Zeitungsverkäuferin Alea unter anderem über Gleichberechtigung. Durch das Lesen der Weerth-Texte beginnt für Oussama eine außergewöhnliche Reise, die ihn die Welt mit anderen Augen sehen lässt. Er erlebt und bewirkt Veränderung – in Vergangenheit und Gegenwart.

Das Musical orientiert sich vor allem an Weerths Berichten über die Situation der Arbeiter in Bradford und allgemein an seinem Englandsaufenthalt von 1843 bis 1846. Es werden immer wieder Bezüge zwischen Vergangenheit und Gegenwart hergestellt und somit die damaligen Problematiken mit den heutigen verglichen. Es wird getanzt und gesungen, gelacht und geweint; das Stück stellt die Bandbreite der Weerth'schen Geisteskraft dar: von bissiger Satire bis zu rührender Empathie.

In einer intensiven Probenwoche wurde das Stück von zwölf Jugendlichen und jungen Erwachsenen (viele von ihnen selbst vom Gymnasium Leopoldinum) einstudiert. Text und Musik stammen von den Studentinnen Helena Haverkamp und Maja Machalke, die vom Leben Weerths so fasziniert waren, dass sie sich näher damit beschäftigen mussten. „Von ihm können wir lernen, mutig zu sein und unsere Meinung nicht zu verstecken. Wir teilen viele Wünsche mit ihm, obwohl wir in einer anderen Zeit leben“, sagen sie. Am 30. Juni 2022 fand im Konzertsaal der Kulturstiftung Marienmünster die Uraufführung des Musicals statt.

„Wir wollen, dass die Menschen wissen, wer Georg Weerth war. Und dass sie verstehen, wie wichtig Menschen wie er für eine lebendige Demokratie sind.“ Doch *Weerth – Das Musical* möchte mehr als nur den Charakter des mutigen Georg darstellen. Es fordert dazu auf, alte Bücher nicht einfach verstauben zu lassen und bei allem Fortschritt, den die heutige Zeit bieten mag, auch den Blick in die Vergangenheit nicht zu scheuen. Es zeigt, dass der Kampf um Gerechtigkeit bis heute fort dauert und noch lange nicht beendet ist. Und schließlich beweist es, wie stark es machen kann, wenn man gemeinsam für etwas einsteht.

2023 – 175 Jahre nach der Revolution von 1848 – soll das Musical erneut aufgeführt werden; diesmal in Weerths Geburtsstadt. Aktuell wird es überarbeitet, damit es eine noch umfassendere Sicht auf das Leben des Detmolder Dichters bieten kann. Die Teilnehmer des Ferientheaters 2022 sind motiviert für die weiteren Aufführungen, denn sie sind sich einig: Die Beschäftigung mit Georg Weerth lohnt sich für Menschen jeden Alters.



Abb. 1: Szenenfoto
Foto: Maja Machalke



Abb. 2: Lena Wittwer als Fabrikleitung
Foto: Simon Kasel



Abb. 3: Oussama Ahmad als Georg Weerth
Foto: Simon Kasel

HANS-JOACHIM HAHN (OXFORD)

Christian Dietrich Grabbes *Herzog Theodor von Gothland*
als Beispiel einer intellektuellen Krise zu Beginn des Vormärz

Germanistik und Theaterwissenschaft haben sich auch im zwanzigsten Jahrhundert nur sehr zögerlich dem dramatischen Werk Grabbes zugewandt. Auch heute noch geben Arbeiten zu Grabbes Dramen mehr Rätsel auf, als sie zu deren Lösung beitragen. Schon Ludwig Tieck hat in seinem Brief an Grabbe vom 6. Dezember 1822 im *Gothland* auf die „Seltsamkeit, Härte, Bizarrerie“ hingewiesen, erkennt dahinter aber auch „große Gedanken“, die das Stück „sehr von dem gewöhnlichen Troß unserer Theaterstücke unterscheidet“. (I, 3) Hier geht es nicht darum, Tiecks letztlich negatives Urteil zum unzähligen Mal zu wiederholen, eine bibliographische Studie kann zeigen, dass Tiecks Urteil auch heute noch in zahlreichen Arbeiten herumgeistert.¹ Eine der bedeutenderen Grabbe-Studien der Nachkriegszeit stammt von Wolfgang Hegele; sie geht auf eine Doktorarbeit der fünfziger Jahre zurück. Hegele erkennt die neue Form des – vor allem historischen – Dramas, die Grabbe allerdings nicht „konsequent zu ihrem Abschluß“ bringen konnte.² Sein Verweis auf die offene Dramenform Brechts ist zwar hilfreich, aber Vergleiche mit den Dramen Büchners und Kleists hätten hier weitergeführt. Hegeles Kritik am *Gothland* ist besonders negativ; er vermisst eine „Einbeziehung in das funktionale Spannungssystem“, das die einzelnen Akte miteinander verbindet³ und legt zu viel Wert auf Charakterdarstellungen, insbesondere auf die Korruption Gothlands durch Berdoa. Eine entscheidende Wende in der Grabbe-Forschung bedeutete Detlev Kopp's Studie, welche die einseitige Wahrnehmung „historischer Diskontinuität im geschichtlichen Denken der bürgerlichen Intelligenz“ um 1815 zum Anlass seiner Forschungsarbeit nimmt.⁴ Grabbes Generation wurde nicht nur die seit der Aufklärung dominante Idee eines geschichtlichen Fortschritts fragwürdig, sie konstatierte für ihre Zeit auch einen radikalen „Bedeutungsverlust des

1 Ladislaus Löb: *Christian Dietrich Grabbe*. Stuttgart, Weimar 1996 (Sammlung Metzler, 294), S. 113-37; Detlev Kopp (Hrsg.): *Christian Dietrich Grabbe – Ein Dramatiker der Moderne*. Bielefeld 1996, S. 7-9.

2 Wolfgang Hegele: *Grabbes Dramenform*. München 1970, S. 248.

3 Ebd., S. 15.

4 Detlev Kopp: *Geschichte und Gesellschaft in den Dramen Christian Dietrich Grabbes*. Frankfurt a. M. 1982, S. 26.

Individuums“⁵. Schwieriger nachvollziehbar ist Kopps Hypothese eines Subjektivismus, wodurch die „subjektive Erfahrung“⁶ der Gestalten ins Zentrum des Geschehens gerückt wird. Hier handelt es sich wohl eher um eine fundamentale Täuschung dieser Gestalten; ihr ‚Subjektivismus‘ ist zu beschränkt, um einen weiteren Horizont zu erfassen. Einer solchen Täuschung gilt das Augenmerk dieser Arbeit, einer Täuschung übrigens, die auch die Leser und Zuschauer des *Gothland* befallen hat, so dass sie es verfehlten, hinter der bestialischen Häufung an Gewalt gewisse nostalgische Sehnsüchte zu erkennen.

Noch in jüngerer Zeit wird die Grausamkeit und Gewalttätigkeit der Sprache in Grabbes erstem Stück als Zumutung aufgefasst. Besonders krass fällt die Interpretation Jörg Aufenangers am *Gothland* aus: Er bezeichnet die Tragödie als ein „Monstrum“, eine „Mischung aus Schauerdrama, Schuldtragödie, Geschichtsdrama, Rührstück, Ritterschauspiel und Intrigenstück“, es sei „einer ungeheuerlichsten, unwahrscheinlichsten, unspielbarsten, unverständlichsten, ungenießbarsten Stücke der Theaterliteratur“.⁷ Schon die Häufung der Attribute lässt auf eine unkritische Voreingenommenheit des Verfassers schließen, hinter welcher man eine mangelnde Kenntnis der Forschungsliteratur vermuten darf. Auch der Publikums-Respons zur Stuttgarter Aufführung des *Gothland* von 1993 war überwiegend negativ, die Passagen, welche Grausamkeit und Gewalt anzeigten, ließen sich offenbar von einem gut situierten Publikum in einer Wohlstandsgesellschaft nicht mehr nachvollziehen.⁸

Andere Studien älterer Jahrgänge konnten Grabbes Dramen ebenfalls wenig abgewinnen, liefern jedoch wertvolle Einsichten in Grabbes literarische Intention. Ladislaus Löbs Kritik an Grabbes Dramen ist zwar ebenfalls negativ, stellt die Tragödie aber in den Kontext ihrer Zeit. Löb gibt zu bedenken, dass „Gothlands Desillusionierung die häufige seelische Krise junger Intellektueller im frühen 19. Jahrhundert [reflektiert], die sich ‚ohne den Glauben an ein ewiges überzeitliches Ideal‘ der ‚Isolierung und Entfremdung‘ ausgeliefert fühlten“⁹. Löb untersucht die hier angesprochene Krise aber nicht weiter, sondern zitiert

5 Ebd., S. 37.

6 Ebd., S. 36.

7 Jörg Aufenanger: *Das Lachen der Verzweiflung. Grabbe. Ein Leben*. Frankfurt a. M. 2001, S. 50.

8 Lothar Ehrlich, Bernd Mahl, Manfred Meihöfer, Frank Radatz, Florian Vaßen u. a.: „Der Eisbär wimmert“. Werkstattgespräch im Staatstheater Stuttgart am 22. Januar 1994 anlässlich der Inszenierung von Grabbes *Herzog Theodor von Gothland*. In: *Ein Dramatiker der Moderne* (Anm. 1), S. 141-164.

9 Löb: *Grabbe* (Anm. 1), S. 25. Das Zitat im Zitat aus dem Nachwort zu Christian Dietrich Grabbe: *Werke*. Hrsg. von Roy C. Cowen. München, Wien 1977, Bd. 3, S. 424f.

Germanisten der fünfziger und sechziger Jahre, die, selbst noch ganz in der idealistischen Epoche um 1800 beheimatet, in Grabbes Werken Nihilismus, Welt-schmerz, einen Mangel an transzendtem Sinn und eine „Radikalisierung des Aufklärungsmaterialismus“¹⁰ sahen. Grabbe wird Sadomasochismus vorgeworfen, der Zusammenbruch alles Positiven wird gerügt, insbesondere seine Verneinung des Guten und Wahren. Selbst einige neuere Publikationen scheinen noch der Ästhetik der Goetheschen „Kunstperiode“ verpflichtet, wenn – etwa bei der Besprechung des *Gothland* – nach einer Trennung von Tragödie und Komödie gesucht und das Fehlen einer *Hamartia* konstatiert wird, wodurch der zu einer tragischen Katastrophe führende dramatische Umschlag verhindert werde.¹¹ Trotz der modernen Dramenkonzeptionen Brechts wird in vielen Studien noch immer der Akzent auf die Entwicklung der Charaktere gelegt, wird der Mangel an traditionellen Heldenfiguren beanstandet.

Diese Studie wird sich vor allem Grabbes Erstlingswerk *Herzog Theodor von Gothland* zuwenden, da dieses Drama in seiner extremen Ausföhrung Gedanken und stilistische Eigenarten entwickelt, die auch in späteren Werken sichtbar werden, dort aber abgeschwächt erscheinen, um sich den konventionellen dramatischen Regeln zu beugen. In dieser Untersuchung geht es vor allem darum, in enger Anlehnung an den Text zu ermitteln, warum sich Grabbes *Gothland* von dem Klassizismus der Goethezeit und den Idealen der Romantik abwandte und inwiefern sein radikaler Neuanfang auf Wahrnehmungen basiert, die er aus der Französischen Revolution gewonnen hat. Dies gilt insbesondere für die in Grabbes Werk durchgehend feststellbare Abwendung vom Individualismus früherer Epochen. Einzelne Helden, etwa *Gothland* oder Napoleon, aber auch Faust und Don Juan werden bei Grabbe von Trieben und einem universalen Konzept des Willens geleitet, Phänomene, die bisweilen an Schopenhauer erinnern, auch wenn es keine Indizien gibt, dass Grabbe Schopenhauers Werk gekannt hat.¹² Herbert Kaiser hat interessante Beobachtungen zu diesem Aspekt geliefert. Er glaubt, ‚Kraft‘ sei „das durchgehend entscheidende Handlungsmotiv der Helden

10 Manfred Schneider: *Destruktion und utopische Gemeinschaft. Zur Thematik und Dramaturgie des Heroischen im Werk Christian Dietrich Grabbes*. Frankfurt a. M. 1973, S. 15. Zit. nach Löb: Grabbe (Anm. 1), S. 25.

11 Raimar Zons: Der Tod des Menschen. Von Kleists „*Familie Schroffenstein*“ zu Grabbes „*Gothland*“. In: Detlev Kopp, Michael Vogt (Hrsg.): *Grabbe und die Dramatiker seiner Zeit*. Beiträge zum II. Internationalen Grabbe-Symposium 1989. Tübingen 1990, S. 97.

12 Dirk Haferkamp: *Das nachklassische Drama im Lichte Schopenhauers*. Eine Interpretationsreihe. Schiller: „Die Jungfrau von Orléans“, Hebbel: „Judith“, Grabbe: „Hannibal“, Büchner: „Dantons Tod“. Frankfurt a. M. 2014.

Grabbes“, sie sei „die psychische und soziale Konkretion des Willens“. ¹³ Dieser Wille, der sich etwa im *Gothland* als brutale Gewalt manifestiert, muss sich jedoch gegen andere Formen des Willens behaupten, hier nicht nur jenen zwischen Gothland und Berdoa, sondern auch dem Willen einer Reihe anderer Gestalten und Mächte. In den diversen Kampfhandlungen, die den Kern des Dramas ausmachen, finden sich daher auch Anklänge an die traditionellen Formen einer Individuation, welche zarte, oftmals verdeckte Gefühle von Menschlichkeit erkennen lassen.

Hier können nur die Gestalten Berdoa und Gothland berücksichtigt werden. Herzog Gothland betritt „sehr heiter“ die Bühne. Er dankt dem „holden Genius“, der ihm in seinen beiden Brüdern „Freunde“ geschenkt hat. Ihre Freundschaft ist ihm kostbarer als die Liebe, denn „Nur Freundschaft, die die Geister bindet, / Ist ewig wie der Geist, aus dem sie stammt“ (I, 23). Indem er diese Freundschaft beschwört, bindet er sich in eine Gemeinschaft ein, stellt also seine Individualität in einen weiteren Rahmen. Auf die Nachricht von Manfreds Tod assoziiert er „Herbstgefühle“: „Erstorben ist der Lenz, / Und seine grüne Blätterpracht verwelkte“ (I, 24), ein Vorgang, den er als „natürlich“ bezeichnet, was vermuten lässt, dass er die Bindung an den Bruder in eine naturgegebene Willenskonstellation einordnet. In einer seiner letzten Reden thematisiert Gothland den „Lenz“ erneut, jetzt allerdings merkwürdigerweise eingeschränkt als das Hervorkriechen von Regenwürmern und der Heimkehr von Schwänen, letztere ein Symbol der Reinheit und des nahenden Todes (I, 203). Fast unmittelbar auf die Nachricht von Manfreds Tod hin kritisiert Gothland seinen Bruder Friedrich, der sich der Totenwache entzogen hatte und damit den „höchsten Pflichten [...] der Natur“ nicht nachgekommen war (I, 25). Besonders hier, noch vor der von Berdoa initiierten Intrige, steigen Gefühle des Zorns gegen Friedrich in ihm auf. Cäcilia versucht ihn zu trösten, sie möchte seine Trauer in eine weitere Gemeinschaft stellen und verweist auf ein Wiedersehen in einer höheren Welt. Sie verbindet diese christlichen Gedanken mit dem Begriff der „Tugend“, einem „B ü r g e [n] der Unsterblichkeit“ (I, 29); Gedanken, die Gothland aber nur für seinen Bruder in Anspruch nimmt.

Als Berdoa in seiner Intrige die Anklage des Brudermords gegen Friedrich erhebt, verlacht Gothland diese Anschuldigung, wird im nächsten Augenblick aber von ihrem Keim erfasst. Sofort misstraut er seinem Bruder Friedrich, nennt ihn „kalt“ und geldgierig, verwirft aber noch immer die Anklage des Brudermords und glaubt, Brudermord könne nur in Afrika praktiziert werden, während im Norden „der Mensch zum Menschen ist geworden!“ (I, 32). Jetzt,

13 Herbert Kaiser: Zur Bedeutung des Willens im Drama Grabbes. In: Grabbe und die Dramatiker seiner Zeit (Anm. 11), S. 220.

nachdem Berdoas Intrige ihn ganz erfasst hat, verliert er die „H o f f n u n g a u f / Den Menschen und [das] V e r t r a u e n a u f den Bruder“ (I, 32-33), zwei Säulen der europäischen Aufklärung, wie sie etwa in Schillers *An die Freude* thematisiert werden. Berdoas Tun hat ihm diese Tugenden genommen, doch ist dieser selbst nur ein Agent historischen Geschehens. Noch möchte sich Gothland den Glauben an die brüderliche Liebe nicht rauben lassen. Ein letztes Mal bittet er die „obern Mächte“, ihm diese Liebe nicht durch „ewgen Haß“ zu nehmen: „Den Glauben an die Menschheit raubt mir nicht!“ (I, 33-34). Auch Cäcilia versucht, das ‚Prinzip Hoffnung‘ für ihn zu retten, sie weiß um das Wehe dessen, der nicht mehr hoffen kann:

Hoffnung

Ist ja die einzige Seligkeit des Lebens! Denn
 Von allem Großen und Erhabenen,
 Von Gott, Unsterblichkeit und Tugend weiß
 Der Mensch nicht, daß es ist [...] (I, 157)

Durch den Verlust der Hoffnung ändert sich Gothlands Benehmen. Er sinnt jetzt nur noch auf Rache: „meine Faust rollt sich zusammen! Arme, / Wonach zuckt ihr? nach einem Messer! Seele, / Freu dich! nun kann ich wenigstens ihn rächen!“ (I, 31). Die Intrige verleitet Gothland zu maßloser Rache, sie weckt in ihm den Gedanken, diesen angeblichen Brudermord durch einen zweiten Brudermord zu rächen.

Der Mohr oder Neger¹⁴ Berdoa wird ebenfalls im ersten Akt eingeführt. Er leitet seine Wut, seine Rachsucht und seine teuflische Bestialität aus seiner Vergangenheit als Sklave ab: Auf der Fahrt nach Asien wurden er und seine Mitbrüder in Ketten geschlagen. Er berichtet seinen finnischen Offizieren, wie ihn „die weißen Teufel“ misshandelten:

Ich bat, ich schrie, ich wimmerte,
 Um Menschlichkeit! Umsonst! Ich wand mich vor
 Dem Abschaum unseres Geschlechts im Staube:
 Erbarmet euch! ich bin ein Mensch! „Du wärst
 Ein Mensch?“ (hohnlachten sie mich an) „du bist nur
 Ein Neger!“ und wütger als zuvor
 Verdoppelt sie meine Qual! (I, 37)

14 Ansätze zu einer Unterscheidung sind erkennbar, wobei ‚Mohr‘ der positivere Name ist.

Die hier dargestellte Verhöhnung der Menschlichkeit verdient eine zweifache Beachtung. Von einer zeitgeschichtlichen Warte aus gesehen geht es um das Thema der Sklaverei. Der Sklavenhandel wurde auf dem Wiener Kongress auf Anlass der Briten 1815 in deutschen Landen untersagt, nachdem er in Großbritannien durch verschiedene Erlässe bereits 1792 bzw. 1808 verboten worden war. Darüber hinaus muss von einem dramatischen Standpunkt aus die diesem Monolog vorausgehende Rede Berdoas beachtet werden, wo er, seiner Qualen eingedenk, den Schwur ausstößt: „Nie will ich mich erfreun, nie will ich lachen, / Als wenn ich Europäer leiden sehe!“ (I, 37). Von einer historischen Perspektive aus gesehen kann man Berdoas Racheschwur verstehen, zumal er in der Vergangenheit von Gothland gezüchtigt worden war. Seine Absage an die humanitäre Ethik aber zeigt, dass er jeglicher freien Willenskraft verlustig geworden ist.

Die in einem ersten Akt übliche Exposition beschreibt aber nicht den Kampf zweier individuell angelegter Personen. Irgendwelche Anklänge einer Charakterbildung entwickeln sich nur aus der Handlung und aus dem Zusammenspiel mit anderen Gestalten. Ein Beispiel ist die Wendung, mit der Berdoa seine Rachedanken aus der Vergangenheit herleitet. Er beschreibt, wie außer ihm auch zahllose andere Afrikaner solche Qualen erlitten haben.¹⁵ Damit bettet er seine Individualität in geschichtliche Ereignisse ein, seine persönliche ‚Willenskraft‘ wird also entindividualisiert. In der Forschungsliteratur wird zwar das Thema der ‚Entindividualisierung‘ immer wieder angesprochen,¹⁶ gleichzeitig aber überwiegen Charakterbeschreibungen. Berdoa und Gothland werden als feindliche Brüder oder als Spiegelbilder dargestellt, Darstellungen, welche die eigentliche Problematik verhüllen.

Die Handlung beider Protagonisten steht unter dem Diktat eines allgemeinen Willens, dem sie machtlos ausgeliefert sind. Hierbei spielt der ‚Zufall‘ eine besondere Rolle, ein Konzept, das in nachfolgenden Dezennien eine wichtige Funktion einnehmen sollte. Als eine Verkettung unbekannter und unvorhersehbarer Ereignisse ist der Zufall ohnehin nicht dem Willen Einzelner zugänglich.

15 Man denke an *Olaudah Equiano's oder Gustav Wasa's, des Afrikaners merkwürdige Lebensgeschichte, von ihm selbst geschrieben* (Göttingen 1792), Übersetzung des englischen Originals 1789 von Georg Friedrich Benecke, ein sehr populäres Buch, von dem Grabbe wohl gehört hatte. Vgl. Stefan Hermes: „Ein Schlimmmer werd ich sein als dieser Neger!“ Zur ‚Rassenfrage‘ in Christian Dietrich Grabbes „Herzog Theodor von Gothland“. In: *Zeitschrift für Germanistik*. Neue Folge 19 (2009), H. 3, S. 556-573.

16 So etwa Gunther Nickel, Ekkehard Schreier: Zwei Lektüren von Christian Dietrich Grabbes *Don Juan und Faust*. In: *Ein Dramatiker der Moderne* (Anm. 1), S. 96, 109, 111; Florian Vaßen: „Der Eisbär wimmert“. Ebd., S. 154.

Berdoa erkennt die Macht des Zufalls, die alles Große und das Schicksal Einzelner relativiert und Weisheit und Edelmut ‚dekonstruiert‘:

Die großen Männer waren große Narren;
 Lob nicht den Edlen, lob den Zufall, der
 Ihn edel machte; Sokrates
 Und Nero sind von gleichem Wert: versetz
 Den einen in des andren Lage,
 Und aus dem Nero wird ein Sokrates
 Und aus dem Sokrates ein Nero [...] (I, 144)

Die hier dem Zufall zugeschriebenen Eigenschaften verbieten es, von einer feindlichen Gegenüberstellung, von Schwarz und Weiß, von Mythos und Geschichte, selbst von Verbrechen und Vergeltung zu sprechen.¹⁷ Solche Gegensätze sind dem traditionellen Drama eigen, Grabbe aber beschreitet einen neuen Weg, der sich auch bei Büchner oder Hebbel nachzeichnen lässt. Bereits im dritten Akt macht sich Gothland Gedanken über den Zufall, scheint dessen Bedeutung aber nicht wirklich zu erfassen. Er nennt den Zufall ein „Blendwerk“ und schiebt sein ‚Verbrechen‘ auf den Zufall und den „Himmel, der es litt, der Himmel, der / Mich werden ließ – die haben sie [die Tat] begangen!“ (I, 78). Hier kann man geradezu von einer falschen *Anagnorisis* sprechen. Genau das Gleiche gilt für Berdoa; er erklärt seine ‚Schuld‘ als ein Attribut des Zufalls und anerkennt damit eine Fremdbestimmung, durch welche ihm die eigene Willenskraft genommen wird. Ähnliches lässt sich auch in Grabbes übrigen Stücken nachweisen: Der Begriff ‚Schuld‘ hat in Grabbes Weltbild seine Bedeutung verloren, ohne Selbstbestimmung aber kann es auch keine wirkliche *Anagnorisis* geben. Das dramatische Konzept der *Hamartia* muss ebenfalls scheitern, es wird von einer „negativen Theodizee“ ersetzt. Für jederlei Schuldzuweisung wird eine Art *deus malignus* verantwortlich gemacht,¹⁸ so dass auch der Zufall selbst relativiert wird.

Grabbe untermalt derartig relativierte Zufälle durch signifikante Metaphern und Symbole. Der von Berdoa vielfach genannte Gegensatz zwischen Afrika und Europa, der angeblich den Kampf zwischen ihm und Gothland bestimmt, ist in einer solchen Gegenüberstellung zwar nachvollziehbar, kann aber Berdoas Handlung nicht rechtfertigen. Es mag wohl stimmen, dass Berdoa seine Vitalität den Wäldern Afrikas und dem Kampf mit wilden Bestien verdankt, doch wird auch diese Aussage relativiert, wenn Berdoa im selben Akt die ihm von den

17 Ralf Schnell: Zur Tradition des barocken Trauerspiels bei Grabbe und Hebbel. In: Grabbe und die Dramatiker seiner Zeit (Anm. 11), S. 14.

18 Raimar Zons: Der Tod des Menschen. Ebd., S. 97.

„Weißen“ in Afrika zugefügten Misshandlungen dafür verantwortlich macht, dass er zur „Bestie“ geworden ist (I, 38).

Auch diese wenigen Anzeichen einer Individuation werden durch eine Bildersprache relativiert, welche erkennen lässt, dass die gegnerischen Kämpfe fremdbestimmt und die am Kampf beteiligten Gestalten ihrer Individualität beraubt sind. Ein gutes Beispiel ist die lange erste Szene im dritten Akt: Gothland ist zum wilden Kampf entschlossen, er trinkt sich mit Branntwein, „dem unedelsten Getränk des Pöbels“ (I, 108), Mut an, entledigt sich seines Eherings (und seiner Ehe), entsagt allen Attributen der Menschlichkeit und sucht sein „Heilmittel“ bei Attila, Sulla und Cäsar (I, 110). Derart ‚außer sich‘, ruft er in seiner Schlachtrede den Gott an, der „Die Wölfe machte, ihnen Zähne gab“, der „die Vipern schafft, / Und die Erdbeben aus den Tiefen ruft“ (I, 110), begibt sich dadurch also unter die Feinde der Menschheit. Kurz danach tritt Berdoa auf, „die wildeste Leidenschaft in seinen Gesichtszügen und Bewegungen“ (I, 110). Er ruft den roten Löwen an, die Boa und den Tiger, und – statt des Erdbebens – den Samsun, einen Sandsturm, wird also gleichfalls jeder Selbstbestimmung ledig. Die Reihenfolge, in welcher beide Gestalten sich dieser bestialischen Metaphern bedienen, illustriert, dass sich Gothland bereits hier den von Berdoa angerufenen Gewalten untergeordnet hat. Die Ähnlichkeit der diversen Metapherreihen weist auf eine Verschmelzung beider Gestalten hin. Berdoa nennt zu Beginn des vierten Aktes Gothland einen „goldgekrönte[n] Wurm“, der sich „nach der Art der Europäer nachts“ windet (I, 122). Unmittelbar darauf berichtet Gothland tatsächlich von einem Traum, wo er auf einem Lavafeld liegt, auf das es „aus schwarzen Wolken [...] Nattern“ regnete. Friedrich erscheint ihm, aus seinem Halse hängt statt der Zunge „eine Brillenschlange“, während Gothland selbst von einer „ungeheure[n] Spinne“ umklammert wird (I, 123). Gothland ist also ganz in das ‚Netz‘ von Berdoas Intrige eingesponnen.

Ein anderes Beispiel solcher ‚Konkordanzen‘ sind die kontrastierenden Frühlingsvisionen von König Olaf und Gothland gegen Ende des Dramas. Olaf hat seine Macht wiedergewonnen, er sieht eine vom Schnee befreite Natur, eine Flur, in der das Leben neu erwacht ist, während Gothland, des Daseins überdrüssig, „die gelbe Morgensonne“ aufsteigen sieht, welche „die Dünste der / Moraste, Wiesen und der Sümpfe in / Die Höhe“ treibt (I, 203). In solchen Ketten von Metaphern dramatisiert Grabbe das Auf und Ab der Figuren, seine Bildersprache stärkt die Handlung. In diesen Zusammenhang fügen sich auch die bildhaften Aussagen über Afrika und Europa ein. Berdoa erzählt kurz nach seinem ersten Auftritt einen der biblischen Genesis vergleichbaren Mythos: „G o t t hat uns geführt! / Er ging den Schiffen gnadenvoll voraus / Und ebnete des Meeres rauhe Wege“ (I, 15). Das Pronomen „uns“ bleibt noch offen, bald aber reiht er die Finnen in seinen Stamm ein. Auch sie seien „in grauer Urzeit ausgezogen

[...] / Aus Asiens Steppen“ (I, 16), um in Skandinavien ihr gelobtes Land zu finden. Ein Vergleich mit dem Auszug der Israelis aus Ägypten bietet sich an, in all diesen Bildern sind es fremde Mächte, die das Tun Einzelner bestimmen. Selbst der Kampf zwischen dem „Neger“ Berdoa und dem „Europäer“ Gothland fällt in diesen Bereich. Bei dieser Kontrastierung thematisiert Grabbe nicht den „Helden, sondern die ihn determinierenden Umstände“¹⁹. Mit der Exposition von Gewalt und einer Inkarnation des Bösen durch Berdoas Intrige wird zwar „die dünne Haut der Zivilisation bei Gothland zerschnitten“²⁰, doch lässt sich diese Destruktion der Aufklärungsidealität nicht auf Grabbe übertragen. Gothland wird zwar ein Instrument der Gewalt und Unmenschlichkeit, doch darf man Referenzen zu Liebe, Treue und Menschlichkeit nicht übersehen. Dies gilt insbesondere für Szenen, in denen Cäcilia auftritt, aber auch Gothland erlebt – wenigstens in Ansätzen – „Erinnerungen verschwundner Tage“, wo in „selige[r] Vergangenheit“ „umkränzt mit Regenbogen, / Der Kindheit Insel aus den blauen Wogen“ (I, 133) auftaucht. Solche Rückblicke präsentieren das Andere zur bestialischen Gewalt und verbieten es von einem „völligen Nihilismus“ des Dramas zu sprechen.²¹ Als ein „Tränenloser“ muss Gothland „eine andre Bahn“ (I, 138) wandeln als seine Cäcilia, er erkennt zwar seine scheußlichen Taten, kann sie aber nicht bereuen. In der „wilden Gegend des Kiölgebirges“ (I, 156) erlebt er in der Einsamkeit eine fundamentale Transformation, zur selben Zeit, da – unfern von ihm – Cäcilia, Skiold und auch der Alte Herzog von Gothland sein Schicksal bestimmen. Innerhalb von zwei Stunden altert er um sechsundsiebzig Jahre und erliegt mit weißem Haar einem Wahn, in welchem er das Jüngste Gericht eines rächenden Gottes imaginiert und er sich wie ein Wurm „in der Erde Schoß verkriechen“ möchte. (I, 160)²²

Die neuere Forschung steht diesem Themenkomplex sehr viel positiver gegenüber als dies noch in den fünfziger Jahren unter dem Rekurs auf die ‚Kunstperiode‘ der Fall war. Martin Rector sieht in den Kindheitsreminiszenzen Gothlands keine „rousseauistische Utopie“, sondern ein „transzendentes Obdach und [...] einen innere[n] Kompaß seines Handelns“.²³ Allerdings verliert Gothland diesen ‚Kompass‘, er will zwar an der Bruderliebe und Freundschaft festhalten, so in der Anspielung auf Achill nach dem Tod von Patroklos (I, 26), auch anerkennt er Cäcilias Trost und ihren Aufruf zur Tugend, doch fehlt ihm das

19 Martin Rector: Grabbe von Lenz her zu verstehen. Ebd., S. 40.

20 Vaßen: „Der Eisbär wimmert“ (Anm. 8), S. 172.

21 Benno von Wiese: *Die deutsche Tragödie von Lessing bis Hebbel*. Hamburg 1948, S. 462.

22 Eine Andeutung an den Sündenfall (1. Mose, Kap. 2-3).

23 Rector: Grabbe von Lenz her zu verstehen. In: Grabbe und die Dramatiker seiner Zeit (Anm. 11), S. 35.

transzendente Obdach, um sich aus den Intrigen Berdoas zu befreien. Erst nach dessen gewaltsamem Tod verliert sein Leben jegliche Bedeutung, er stirbt, mit einem ironischen Satz über die Hölle auf den Lippen. Antonio Roselli spannt den Rahmen noch weiter. Auch er erwähnt das „Fehlen eines transzendenten Ordnungsgefüges“²⁴, hält aber an der „wahr[e] Souveränität als Akt der Selbstsetzung“²⁵ fest, wodurch – zumindest über eine Art philosophischer Hintertür – die Subjektbezogenheit der dramatischen Personen wieder hergestellt wird. Dies führt dann auch dazu, dass Roselli Grabbe mit Grillparzer „nach dem Verhältnis von Subjekt, Souveränität und (politische[m]) Handeln“²⁶ zusammenführen kann, ein problematisches Unterfangen, das die politischen und geistesgeschichtlichen Unterschiede zwischen Vormärz und Biedermeier zu verwischen droht.

Allerdings lässt sich auch in anderen Dramen Grabbes eine gewisse Ambiguität feststellen, nicht nur in der Vermischung von Tragödie und Komödie. Grabbes Gestalten sind ihrer Natur nach „Kippfiguren“, die in ihrer Ambiguität nicht festlegbar sind.²⁷ In *Napoleon oder die hundert Tage* löst sich diese Ambiguität im historischen Geschehen auf, „der geschichtlichen Aktivität der Massen wird eine objektive Notwendigkeit“ zuerkannt, welche die Freiheit des Individuums einschränkt.²⁸ Der Offizier Vitry spricht hier für den Autor: „den Kaiser und uns hat die Revolution gemacht, diese aber machten die Revolution und den Kaiser“ (II, 382). Weder die Revolution, noch der Kaiser aber beherrschen das Schicksal; im dritten Akt, nach Napoleons Ankunft in Paris, meint dieser „wieder zu Haus“ zu sein und glaubt „Frankreich ist mein!“ (II, 387), während doch genau das Umgekehrte der Fall ist. In *Don Juan und Faust* lösen sich die Charaktere in ihren geistig-sinnlichen Systemen auf. Während Don Juan sein sinnliches Verlangen „ästhetisch zu reflektieren“²⁹ versucht, dies aber jeweils auf den

24 Antonio Roselli: „So dringt die Zeit, die wildverworne, neue, / Durch hundert Wachen bis zu uns heran“. Zum Verhältnis von Transzendenz und Immanenz bei Grabbe und Grillparzer. In: *Grabbe-Jahrbuch* 38 (2019), S. 32-52, hier S. 45. Siehe auch A. R.: „alles scheint mir jetzt möglich“. Zum Verhältnis von Handlung und Kontingenz bei Grabbe, Büchner, Hebbel und Grillparzer. Bielefeld 2019 (Vormärz-Studien, Bd. 34), S. 152-202.

25 Ebd., S. 47.

26 Ebd., S. 45.

27 Katja Holweck: Kippfiguren. Ambiguität als ästhetische Strategie im dramatischen Werk Christian Dietrich Grabbes. In: *Grabbe-Jahrbuch* 39 (2020), S. 7-26, insbes. S. 16-26.

28 Lothar Ehrlich: Grabbe und Büchner. Dramaturgische Tradition und Innovation. In: Grabbe und die Dramatiker seiner Zeit (Anm. 11), S. 177.

29 Hiltrud Gnüg: Don Juan und Faust. Christian Dietrich Grabbe „Don Juan und Faust“ – Théophile Gautier „La Comédie de la Mort“. In: Ebd., S. 235.

Augenblick bezieht und jeglichen Gedanken an ein Ziel verwünscht, sucht Faust „in seinem geistig ausgerichteten Titanismus nach der *unvergänglichen Substanz* transzendenter Wahrheit“³⁰, die er nur dadurch zu erreichen hofft, dass er seine Individualität dem Teufel aufopfert. Beide Gestalten sind nicht wirklich frei, Faust hat sich dem „Ritter“ verschrieben und Don Juan weiß, „daß wohl / Zerstreuung, aber keine Sicherheit / Und Ruhe da zu finden“ ist (I, 434). Leporello erkennt, dass sein Meister seine Liebe völlig relativiert, er unterscheidet nicht wirklich zwischen „Kalbsbraten, Mädchen, Wein/ Und Tanz“ (I, 444). Ähnliche Beobachtungen lassen sich in den Komödien nachweisen. Grabbes *Aschenbrödel* ist lediglich „die passiv Wartende“, ein Püppchen „männlichen Begehrens“,³¹ während ein bis zwei Jahrzehnte später, im „Aschenputtel-Motiv“ der Dorfgeschichten alte Codierungen zerstört und die Emanzipation der Frau wahr zu werden beginnt.³²

Die bereits erwähnte Abwendung von persönlicher Individualität und die sich in ihrer Ambivalenz darstellenden „Kippfiguren“ lassen sich auch in Grabbes Haltung zu Shakespeare nachweisen. Grabbe anerkennt zwar, dass sein *Gothland* „vielleicht einige Spuren“ der Dramatik Shakespeares aufweist, dass aber „sowohl der Geist des Gothland als auch seine formelle Behandlung im Ganzen mehr eigenthümlich als shakspearisch sind“ (IV, 29). Grabbes Abhandlung *Ueber die Shakspearo-Manie* von 1827 richtet sich vor allem gegen die Nachahmung Shakespeares durch die Dichter des Sturm und Drang, der ‚Lessing-Schule‘ und der Romantik, doch hat er auch kritische Bemerkungen zu Shakespeares Dramen eingeflochten. Er bewundert die dortigen Volksszenen, die einzelnen Charaktere aber seien „in der Regel nur mittelmäßig begabt und fassen das ihnen Dargebotene oft sehr flach und einseitig auf“ (IV, 31). Immer wieder kritisiert Grabbe die dramatische Gestaltung der Handlung, vor allem in den „historischen Stücken“. Grabbe verlangt, dass in solchen Dramen „auch eine dramatische, concentrische und dabei die Idee der Geschichte wiedergebende Behandlung“ wesentlich sei (IV, 41). Shakespeares Historien seien oft „nichts weiter als poetisch verzierte Chroniken“, sie hätten keinen „Mittelpunct, keine Katastrophe, kein poetisches Endziel“ (IV, 41). Statt sich auf Shakespeare als die höchste Instanz zu berufen, schlägt er vor, sich Aischylos oder Sophokles zuzuwenden, in deren Tragödien man „Versöhnung und Ruhe“ vorfinde, während die Tragödien Shakespeares „ohne

30 Ebd., S. 237.

31 Detlev Kopp: Das Märchen von der Liebe, die man sucht, um sich selbst zu finden. Überlegungen zu Grabbes „Aschenbrödel“. In: *Grabbe-Jahrbuch* 3 (1984), S. 60.

32 Hans-Joachim Hahn: *Die Dorfgeschichte. Unterhaltungen mit der Zeit*. Oxford 2021, S. 18f.

Befriedigung“ und oft mit einer „schneidenden Dissonanz“ endigten (IV, 51). Die hier angeführten kritischen Bemerkungen gegen Shakespeares Tragödien gelten wenigstens teilweise auch für Grabbes eigene Werke, zwar sind im *Gothland* Exposition und Intrige deutlich dargestellt, doch kommt es zu keiner echten *Anagnorisis*, und auch die Katastrophe zieht sich zu lange hin und bleibt ‚unbefriedigend‘. Dennoch demonstriert auch Grabbes Shakespeare-Studie, dass es ihm vor allem um Handlung geht, dass er wenig an Charakterentwicklung interessiert ist, was bei dem Verlust von Individualität und einer vorherrschenden Ambiguität seiner „Kippfiguren“ auch nicht verwunderlich ist. Auch im *Gothland* steht nicht der heldenhafte Feldherr im Zentrum des Dramas, sondern die ihm ‚zufallenden‘ Schicksalsschläge.

Von der Form her sind Grabbes Dramen so angelegt, dass eine Charakterdarstellung weitgehend ausbleibt. Michael Vogt spricht von einer „Episierung der dramatischen Form“³³, hierzu rechnet er nicht nur die hohe Anzahl der *dramatis personae*, sondern auch die Verwendung ganzer Heere als ‚Personen‘. Durch diese Technik kann sich Grabbe nicht nur von der genauen Charakterdarstellung der Protagonisten abwenden und kann diese im Rahmen einer Masse auflösen, er kann auch die Thematik seiner Stücke auffächern. Im Falle von *Gothland* und *Berdoa* gelingt es ihm, durch eine gewisse Psychologisierung die Figuren zu jeweils bestimmten Typen zu formen. Man kann zwar *Gothland* und *Berdoa* unter den Typ der „Bösewichter“ einreihen,³⁴ doch werden sie im Kontext des Dramas zu fremdbestimmten Figuren abgestempelt, die durch eine jeweils bestimmte Psyche gekennzeichnet sind. Eine solche Episierung ermöglicht es dem Autor, den in der Handlung auftauchenden Themen eine gewisse Dominanz zu verleihen, so dass diese Themen in ihrer überindividuellen Allgemeinheit reflektiert werden können. Volker Klotz nennt dies „die Dramaturgie des Plus Ultra“³⁵, angesichts des sich dabei abspielenden Übergangs des Dramas zur Erzählung ist wohl der Begriff ‚Episierung‘ angebrachter.

Einige Beispiele aus dem *Gothland* sollen dies repräsentieren. Wie bereits angeführt, „erzählt“ *Berdoa* unmittelbar vor der Ausführung seiner Intrige seine Lebensgeschichte. Er entschuldigt damit zwar nicht seine Schandtät, macht sie aber verständlicher. Im dritten Akt, bevor er zur Vernichtung von *Gothlands*

33 Michael Vogt: Grabbe – ein Übergangsphänomen der Literaturgeschichte? In: Grabbe und die Dramatiker seiner Zeit (Anm. 11), S. 6.

34 Albert Meier: „Sieh da der Neger“. Christian Dietrich Grabbes *Herzog Theodor von Gothland* als romantisierendes Schiller-Pastiche“. In: *Grabbe-Jahrbuch* 37 (2018), S. 31 (Zitat aus Grabbes Selbstrezension im Brief an Kettembeil vom 28. Dezember 1827).

35 Volker Klotz: *Radikal dramatik. Szenische Vor-Avantgarde: Von Holberg zu Nestroy, von Kleist zu Grabbe*. Bielefeld 1996, S. 124.

Sohn schreitet, erinnert er erneut an diese ‚Geschichte‘, jetzt aber in ungezählter Wut. Noch bedeutender sind die sehr langen Monologe Gothlands, die ihrer Form nach manches mit dem barocken Theater gemein haben,³⁶ bei Grabbe aber in ihrer Übersteigerung ans Absurde grenzen. Die beiden Monologe, mit denen sich Gothland in das Geschehen einführt (I/2), illustrieren eine abrupte Gesinnungsänderung von Lebensfreude zu einer Tragik, die durch den Tod Manfreds als schicksalhaft abgemildert wird. Im dritten Akt spricht Gothland von einer „Sonnenwende“ (I, 79). Er erkennt, dass er durch den Brudermord an Friedrich verloren ist, denn „wie sich auch der Edle wehrt, um nicht / Zu fallen – fehlen, fallen muß er doch“ (I, 79). Diese Einsicht könnte eine *Anagnorisis* einleiten, die Zufälle des Schicksals aber verhindern dies; es fehlt die Wahrnehmung der eigenen *Hamartia*, welche der an die Macht eines unpersönlichen Schicksals Gebundene nicht anerkennen kann. Der Weg zum „Guten“ wird durch die „graue Wahrheit“ verhindert (I, 81). Gothlands Lage ist hoffnungslos, „denn nimmer kann / Ich eine Tat bereun, die durch / Mein feindliches Geschick, und nicht durch mich vollbracht ist!“ (I, 80). – Um als Autor selbst nicht in eine ‚Episierung‘ zu verfallen, hier nur zwei weitere Beispiele. Im vierten Akt gibt sich Gothland noch einmal der „seligen Vergangenheit“ seiner Kindheit hin, er denkt an seine verstorbene Mutter, die über „den Unglücklichsten von allen Söhnen“ verzweifeln würde, reißt sich dann aber von seinen Gefühlen los und distanziert sich von seiner fatalen Bruderliebe. „Vorbei ist ja vorbei!“ (I, 134), eine Erkenntnis, womit er sich von seiner Vergangenheit verabschiedet. Zeitlos geworden, verliert er den Sinn für die ‚Wirklichkeit‘. Im vierten Akt wird Gothlands ‚Verirrung‘ auch äußerlich sichtbar, kraftlos, ohne Pferd ist er den Elementen ausgeliefert. Sein Monolog wird durch die Erscheinung Cäcilias, ihres Vaters und des Alten Gothland unterbrochen; im Gegensatz zu Gothland gibt die dem Tod nahe Cäcilia die Hoffnung noch immer nicht auf:

Hoffnung

Ist ja die einzige Seligkeit des Lebens! Denn
 Von allem Großen und Erhabenen,
 [...] weiß
 Der Mensch nicht, daß es ist, – er hat
 Es nie gesehn, er hat es nie erlebt –
 Er kann nur hoffen, daß es da ist;
 Drum laß uns hoffen in
 Des Lebens Finsternissen [...] (I, 157)³⁷

36 Vgl. Schnell: Zur Tradition des barocken Trauerspiels (Anm. 17), S. 11-25.

37 Diese Zeilen erinnern an Ernst Blochs ‚Prinzip Hoffnung‘, eine Hoffnung, die auch in der Enttäuschung bestehen bleibt, da sie prinzipiell auf „Veränderliches“ setzt.

Cäcilia und ihr Vater sind in größter Not, Cäcilias Gebet führt sie und ihre Begleiter zu einer rettenden Hütte. Wieder will es der Zufall, dass sich bald darauf auch Gothland zu ihnen gesellt. Dieser nennt sich „verirrt“ und „pfadlos“ (I, 159), in einer grandiosen Vision antizipiert er sein Lebensende. Als Leiche sieht er sich in einer Eiswüste, von wilden Tieren umgeben und erkennt, selbst „oben unter den Gestirnen ist / Es Herbst geworden!“ (I, 159). Noch einmal scheint seine Zuversicht die Oberhand zu gewinnen, doch wird sie durch eine grausame Ironie des Schicksals zerstört: Er gelangt in die nämliche Hütte, wo seine tote Cäcilia liegt und sein Vater bereitsteht, das Todesurteil an ihm zu vollstrecken.

Die aufgeführten Beispiele zeigen zum einen, dass diese langen Monologe an entscheidender Stelle innerhalb der Handlung auftreten, dass sie jedoch keine „innere Entwicklung des Helden vollziehen“³⁸, sondern im Gegenteil die Sinnentleerung und völlige Entfremdung der Gothland-Figur darstellen. Diese Monologe werden von Gothland entweder in völliger Einsamkeit oder aber im Beisein anderer gehalten, die er jedoch in seiner desolaten Isolation gar nicht wahrnimmt. In all den angeführten Beispielen werden alte ethische Begriffe reflektiert, selbst wenn sie meist negiert werden. Während der Ermordung Rolfs etwa reflektiert Gothland über den Gedanken der Reue, muss diesen Gedanken jedoch verwerfen, denn seine Taten werden „Zu Freveltaten durch des Schicksals Fügung! [Sperrung von mir, H.-J.H.]“ (I, 79). In solchen Monologen erleben wir eine assoziative Folge von Gedanken und Betrachtungen, die in mancher Hinsicht bereits den Bewusstseinsstrom späterer Epochen vorwegnehmen und hier subjektive Stimmungen erzeugen, wie sie in diesem Drama sonst nicht vorkommen. Rhetorische Fragen, Ausrufe und an keine bestimmte Person gerichtete Apostrophen erzeugen eine Spannung zwischen solch anscheinend subjektiv empfundenen Gedanken und einer dramatischen Tathandlung, sie lassen es offen, ob die Rede sich an Gestalten richtet, die zu Opfern des Zufalls wurden oder der Macht allgemein menschlicher Triebe verfallen sind.

Für Theaterregisseure ergeben sich bei einer Bühnengestaltung auch heute noch Probleme, dies hat die Stuttgarter Aufführung von 1993/94 bewiesen. Angesichts der Länge der Druckfassung muss das Stück für die Bühne drastisch gekürzt werden. Einige Interpreten glauben daher, der Film sei für Grabbes Dramen das angemessene Medium. Vielleicht wäre jedoch eine Fusion von Film und Theater wirkungsvoller; man könnte filmische Einblendungen auf die

E. B.: „Kann Hoffnung enttäuscht werden?“ In: Gerd Ueding (Hrsg.): *Zutrauen zur Wahrheit. Große Tübinger Reden aus fünf Jahrhunderten*. Tübingen 1993, S. 168.

38 Hegele: Grabbes Dramenform (Anm. 2), S. 17.

Bühne bringen. Dies wäre vor allem bei den Monologen wirkungsvoll, die dort angesprochenen Gefühle und Reflexionen könnten durch optische Mittel bildhafter Intensivierung dargestellt werden. Auch Schlachten und andere Massenszenen ließen sich auf diese Weise in die gespielte Handlung einblenden. Ein potentieller Fehler der viel gepriesenen Stuttgarter Aufführung bestand wohl darin, dass man die Schauspieler nackt auf die Bühne brachte. Dadurch wurde zwar der expressionistische, vielleicht sogar existentialistische Aspekt des Dramas gestärkt, gleichzeitig aber entstand eine Konzentration auf die Personen, so etwa auf den Gegensatz zwischen Berdoa und Gothland, während die zarteren, eher stimmungsvollen Elemente vernachlässigt wurden.³⁹ Bei einer solchen Interpretation entstand tatsächlich ein Übermaß an Gewalt und Barbarei, der im vollen Text durch Monologe und Stimmungsbilder gemildert wird. Die im Text selbst eingeblendeten Reflexionen, Metaphern und Rückblicke verlangsamten die Handlung und schwächen schon allein dadurch das Gewaltmonopol. Durch derartige Stilmittel konnte Grabbe den Akzent von einer Darstellung der Charaktere abwenden und sich auf eine Präsentation des Menschen und der Natur in deren ganzer Triebhaftigkeit konzentrieren und konnte zeigen, wie alle Formen von Individualität einem globalen Willen zum Opfer fallen.

39 Leider konnte der Verf. die Stuttgarter Aufführung nicht besuchen, doch hat er Bilder davon gesehen. Vgl. auch Gerhard Stadelmaier: „Herzog Theodor von Gothland“ am Staatstheater Stuttgart. In Grabbe-Jahrbuch 19/20 (2000/2001), S. 68. Siehe dazu das Werkstattgespräch (Anm. 8).

Heines Verhältnis zu Grabbe im Kontext der zeitgenössischen deutschen Dramatik am „Ende der Kunstperiode“

Am 31. März 1852 schreibt Heinrich Heine aus Paris seinem Hamburger Verleger Julius Campe: „Ich hätte gar zu große Lust, meine Arbeit über deutsche Litteratur zu vervollständigen, und ich beschäftige mich mit diesem Gedanken besonders in Bezug auf Grabbe, Immermann, Kleist und Oehlenschläger, die 4 großen dramatischen Dichter, von denen ich schändlicher Weise nicht gesprochen habe, und über die ich doch so viel zu sagen hätte.“¹ Campe geht schon am 7. April 1852 auf Heines geplantes Vorhaben ein, ohne allerdings Grabbe und Immermann zu erwähnen, wohl weil beide diese Autoren ohnehin schätzen: „Kleist, ja der ist bedeutend. Aber Oehlenschläger? Der so sehr von den Damen überschätzt wird“², könne er nicht akzeptieren. Das Künstlerdrama *Correggio* zum Beispiel wäre bei Hoffmann und Campe nie erschienen.

Die Idee Heines, sich mit der zeitgenössischen deutschen Dramatik und insbesondere mit den genannten Autoren zu beschäftigen, war keineswegs neu, stand vielmehr in einer Reihe früherer (und späterer) Projekte, die jedoch nur sehr ansatzweise über die Charakterisierung der Intentionen hinaus kamen. Die literatur- und theaterhistorischen, auf das französische wie das deutsche Lesepublikum zielenden Notizen und Fragmente sind, vielleicht auch weil sie unvollendet blieben, von der Heine-Forschung kaum beachtet worden,³ obwohl

1 Heinrich Heine: Säkularausgabe. Werke, Briefwechsel, Lebenszeugnisse. Hrsg. von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur und dem Centre National de la Recherche Scientifique in Paris (künftig: HSA). Berlin, Paris 1970ff., Bd. 23, Briefe 1850-1856. Bearbeiter Fritz H. Eisner. Berlin, Paris 1972, S. 196.

2 HSA, Bd. 27. Briefe an Heine 1852-1856. Bearbeiter Winfried Woessler. Berlin, Paris 1976, S. 37.

3 Die Forschung habe das Thema „Heine und das Theater“ als „Nebenaspekt“ „völlig vernachlässigt“. Gerhard Höhn: Heine-Handbuch. Zeit, Person, Werk. Dritte, überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart, Weimar 2004, S. 388. Heines anhaltendes Interesse an Grabbe belegen jedoch die Erläuterungen in der HSA und der Historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke. Düsseldorf Ausgabe. Hrsg. von Manfred Windfuhr (künftig: DHA). Düsseldorf 1973-1997; vorzüglich DHA, Bd. 8/2. Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland. Die romantische Schule. Apparat bearbeitet von Manfred Windfuhr. Hamburg 1981, S. 1071, 1073-1075.

sie aufschlussreiche Einsichten in die Entwicklung der dramatischen Gattung am „Ende der Kunstperiode“⁴ enthalten. Und das betrifft vor allem Grabbe, den Heine während seiner Berliner Studienzeit kennenlernte, mit dessen Werken er sich anhaltend beschäftigte und den er immer wieder rühmte.

So gesteht Heine bekenntnishaft in den *Memoiren*, „daß besagter Dietrich Grabbe einer der größten deutschen Dichter war und von allen unseren dramatischen Dichtern wohl als derjenige genannt werden darf, der die meiste Verwandtschaft mit Shakespear hat.“ Und er fügt metaphorisch hinzu: „Wie Plato den Diogenes sehr treffend einen wahnsinnigen Sokrates nannte, so könnte man unseren Grabbe leider mit doppeltem Rechte einen betrunkenen Shakespear nennen.“⁵ Diese – und ähnliche – Formulierungen, aber eben nur solche, finden sich in der Sekundärliteratur gelegentlich zitiert, bleiben aber genauso substantiell unerörtert wie die sie voraussetzenden lebensgeschichtlichen Ereignisse. Insofern hat die Berliner Studienzeit Heines (von April 1821 bis Mai 1823) für das Thema gleichsam eine initiiierende Funktion, da hier die Beschäftigung mit der zeitgenössischen Theaterliteratur im Rahmen seines eigenen dramatischen Schaffens – die Tragödien *Almansor* (1820/1821) und *William Ratcliff* (1822) – einsetzte und sich frühzeitig auf die vier genannten Autoren fokussierte. Gestalt und Werk des „betrunkenen Shakspear“ aus Detmold standen dabei im Zentrum.

Bei der Nennung der von Heine um 1820/1825 geschätzten Dramatiker ist zu berücksichtigen, dass seit Schillers Tod (1805) und Kleists *Der zerbrochene Krug*, *Penthesilea* (beide 1808) und *Das Käthchen von Heilbronn* (1810) sowie Theodor Körners *Zriny* (1812) vor allem romantische Schicksalsdramen in der Tradition von Zacharias Werners *Der vierundzwanzigste Februar* (1809) erscheinen (von Adolf Müllner und Ernst von Houwald), die einige literatur- und theatergeschichtliche Relevanz erlangen. Ansonsten dominieren in den Angeboten der Verlage und in den Spielplänen der Bühnen heute längst vergessene trivialdramatische Stücke, wodurch die gravierende künstlerische Lücke zwischen Schiller und Kleist (Weimarer Klassik/Romantik) sowie Grabbe und Büchner (Vormärz) nicht zu erkennen war. Erst mit Immermanns Trauerspielen (1822) und Grabbes frühen Stücken, dem Trauerspiel *Herzog Theodor von Gothland* und dem Lustspiel *Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung* (beide 1822

4 „Meine alte Prophezeiung von dem Ende der Kunstperiode, die bey der Wiege Goethes anfang und bey seinem Sarge aufhören wird, scheint ihrer Erfüllung nahe zu seyn.“ HSA, Bd. 7. Über Frankreich 1831-1837. Berichte über Kunst und Politik. Bearbeiter Fritz Mende. Berlin, Paris 1970, S. 49.

5 Aus dem Nachlass, 2. Fassung 1854/55. HSA, Bd. 12. Späte Prosa 1847-1856. Bearbeiter Mazzino Montinari. Berlin, Paris 1988, S. 152.

in Berlin vollendet), später gedruckt in den *Dramatischen Dichtungen* (1827), konnte, so Heine, das Defizit in dieser Gattung allmählich überwunden werden. Daher nimmt der junge Tragödienautor Heine als dramatische Referenzen, neben dem buchhändlerisch erfolgreichen Oehlenschläger, eigentlich nur diese beiden Autoren wahr. Außerhalb seines Horizonts bleiben in Österreich entstehende Werke – einerseits Franz Grillparzers klassische Tragödien *Sappho* (1818) und *König Ottokars Glück und Ende* (1823), andererseits Ferdinand Raimunds und (seit den 1830er Jahren) Johann Nestroy's populäre und wirkungsvolle volkstheatralische Stücke.

Die biographischen Details der Beziehungen zwischen Heine und Grabbe (von April 1822 bis März 1823 Student in Berlin) sollen hier nicht erinnert werden,⁶ vielmehr beabsichtigt die Studie, die bislang noch nicht thematisierten dramengeschichtlichen und dramaturgischen Fragen in den Blick zu nehmen, die in Heines Briefen und kritischen Schriften, bei aller Bruchstückhaftigkeit, ein markantes ästhetisches Profil erhalten.

Was die anvisierten „4 großen dramatischen Dichter“ betrifft, die Heine in seiner literaturkritischen Prosa kontinuierlich anspricht, so ist zunächst auffällig, dass deren erste (bei Kleist sämtliche) Werke jeweils eine große Wertschätzung erfahren, nicht aber die nach der „Kunstperiode“ seit Anfang der 1830er Jahre entstandenen. Die Autoren und ihre frühen Dramen stehen unmittelbar in einer wie auch immer akzentuierten Beziehung zu klassischen und romantischen Traditionen, die Heine in der Abhandlung *Zur Geschichte der neueren schönen Litteratur in Deutschland* (1832/1833) beschreibt, die Ende 1835 bei Hoffmann und Campe unter dem Titel *Die Romantische Schule* erscheint. In der von Heine zu Recht als paradigmatisch verstandenen Schrift sind allerdings die „4 großen dramatischen Dichter“ und andere romantischen Dramatiker nicht behandelt, was er später wenigstens ansatzweise nachzuliefern bemüht ist.⁷

Dass bereits der frühe Heine die jedenfalls für ihn „4 großen dramatischen Dichter“ Deutschlands – die ästhetisch divergenten Kleist, Immermann, Oehlenschläger und Grabbe – zur Kenntnis nimmt und in den dramaturgischen Traditionen einerseits von Sophokles (Tragödie) und Aristophanes (Komödie) und andererseits von Shakespeare her begreift und in diesem Horizont auch seine

6 Grabbe in Berichten seiner Zeitgenossen. Hrsg. von Alfred Bergmann. Stuttgart 1968 S. 18-29. Vgl. die zum Teil korrigierenden Forschungen von Alfred Bergmann: Die Glaubwürdigkeit der Zeugnisse für den Lebensgang und Charakter Christian Dietrich Grabbes. Eine quellenkritische Untersuchung. Berlin 1933 (Germanische Studien, 137), S. 299-346.

7 Vgl. vor allem Die Romantische Schule. Bruchstück zum dritten Buch. In: HSA, Bd. 8. Über Deutschland. 1833-1836. Aufsätze über Kunst und Philosophie. Bearbeiter Renate Francke. Berlin, Paris 1972, S. 251-252.

eigenen beiden Tragödien verortet, bestimmt eine Perspektive, die auch nach dem „Ende der Kunstperiode“ personell stabil bleibt. Allein Grabbes innovative Werke repräsentieren die neue (vormärzliche) Epoche (Kleist hatte sich bereits 1811 das Leben genommen), da die dramaturgisch von Lessing beeinflussten Dramen des „Jungen Deutschland“ (Karl Gutzkows und Heinrich Laubes) nicht einbezogen werden. Dies dürfte durch Heines militant kritisches Verhältnis zu diesen Autoren und dem nicht originellen ästhetischen Konservativismus ihrer Werke in der Tradition Lessings und Schillers geschuldet sein.

Offen bleibt die Frage, warum sich Heine für den neben Grabbe ideell und formal progressiven, antiklassischen Dramatiker Georg Büchner nicht interessierte oder er ihn womöglich gar nicht wahrnahm,⁸ obwohl *Dantons Tod* 1835 bei Sauerländer in Frankfurt a.M. und ein Teilvorabdruck in Eduard Dullers *Phönix. Frühlingszeitung für Deutschland. Mit einem Literatur-Blatt* von Karl Gutzkow,⁹ *Leonce und Lena* als Teildruck 1838 im *Telegraph für Deutschland*,¹⁰ Übersetzungen von Victor Hugos *Lucretia Borgia* und *Maria Tudor* (1835) sowie der *Hessischer Landbote* (1834 in Darmstadt) erschienen. Besonders im Hinblick auf *Dantons Tod* ist das für den sich mit den Unterschieden zwischen französischer und deutscher Literatur und Geschichte beschäftigenden Heine unwahrscheinlich, zumal in seiner Nachlassbibliothek die betreffenden Nummern des *Phönix* vorhanden sind.¹¹

-
- 8 Vgl. zuletzt Jost Hermand: Warum Heine Büchner nie erwähnt. Unkenntnis, Verschweigetaktik oder bewußte Verdrängung? In: Heinrich Heine. Kritisch. Solidarisch. Umstritten. Köln, Weimar, Wien 2007, S. 62-73. Einer der möglichen Gründe für die Ignoranz gegenüber Büchner sei „Heines Desinteresse an neuerer dramatischer Literatur schlechthin, die ihn nur so lange interessiert hatte, als er sich in den frühen zwanziger Jahren bemühte, mit seinem *Almansor* und seinem *William Ratcliff* selber in diesem Genre Furore zu machen.“ (S. 71) Dies gilt freilich nicht für Grabbe. – Demgegenüber konzentriert sich Henri Poschmann: Georg Büchner. Dichtung der Revolution und Revolution der Dichtung. Berlin, Weimar 1985, S. 137-163, auf die politischen und produktions- und wirkungsästhetischen Konzeptionen: Bei Büchner „trat [...] das Ich des Autors in den Hintergrund, weil er als sozialrevolutionärer Schriftsteller von einem materialistischen Ansatz aus bemüht war, das bewegende Moment der Umwälzung in den Verhältnissen selbst aufzudecken.“ (S. 163); vgl. auch ders.: Heine und Büchner. Zwei Strategien revolutionär-demokratischer Literatur um 1835. In: Heinrich Heine und die Zeitgenossen. Hrsg. von der Akademie der Wissenschaften der DDR. Berlin, Weimar 1979, S. 203-228.
- 9 *Phönix*, 1. Halbjahr 1835, März/April, Nr. 74-83.
- 10 *Telegraph für Deutschland*, Mai, Nr. 76-80.
- 11 Vgl. Heines Nachlassbibliothek auf der Homepage des Heine-Instituts Düsseldorf. Von den in dieser Studie behandelten „4 großen dramatischen Dichter“ Grabbe, Immermann, Kleist und Oehlenschläger finden sich keine Dramen, lediglich

Heinrich von Kleist, dessen epische und dramatische Werke Heine in ihrer ambitionierten sprachlichen und poetischen Brillanz frühzeitig begeisterten (besonders *Prinz Friedrich von Homburg*, *Michael Koblhaas*) und in denen er die Dissonanzen der gesellschaftlichen Moderne in einer widersprüchlichen klassisch-romantischen Synthese gestaltet erkennt, gehört daher mit einigem Recht in die die „Kunstperiode“ überschreitende Reihung. Im Hinblick auf sein geistiges und ästhetisches Profil wäre er allenfalls der Romantik bzw. der Romantischen Schule zuzuordnen, was Heine zuweilen auch tut. An Friedrich Merckel schreibt er am 16. August 1826: „Er ist ganz Romantiker, will nur das Romantische geben und giebt dieses durch lauter plastische Gestalten, so dass er wieder äußerlich ganz Plastiker ist.“¹² Den Begriff „plastisch“ (z. B. im Motto zum *Almansor*) verwendet Heine für antik/klassisch – im Gegensatz zu romantisch, wobei sich, nicht nur bei Kleist, in einzelnen Werken klassische und romantische Elemente nicht ausschließen.

Bereits 1820 hatte Heine in dem Aufsatz *Die Romantik* die künstlerischen Gestaltungsweisen der Antike von denen der Moderne abgehoben, wobei die Kennzeichnung „plastisch“ die klare und eindeutige, objektive antike Kunst repräsentiert. Danach entstünde seit dem Mittelalter eine christliche romantische Kunst, die wesentlich subjektiver profiliert hervortritt. Allerdings sei diese „wahre Romantik“ nicht bloß „ein Gemengsel von spanischem Schmelz, schottischen Nebeln und italienischem Geklinge“, sondern könnte auch antike Gestaltungsmomente integrieren. Insofern vertritt Heine die Auffassung, „dass unsre zwei größten Romantiker, G ö t h e und A. W. v. S c h l e g e l, zu gleicher Zeit auch unsre größten Plastiker sind.“¹³ Der Streit zwischen „Klassikern“ und „Romantikern“, wie er in jenen Jahren von Seiten Goethes geführt wurde, ist für ihn unproduktiv und daher zu beenden. Infolgedessen vermeidet Heine überhaupt die Begriffe Klassik und Romantik bei der Darstellung der „Kunstperiode“, z. B. als er 1837 im Rahmen des Projekts „Proben der deutschen schönen Literatur seit Goethes Geburt“ für die Dramatik festschreibt: „Von den dramatischen Dichtern der Kunst Periode (seit Schillers Herrschaft) wählen wir auch ein Dutzend: wie Schiller, Werner, Kleist, Grillparzer, Immerman [!], Müllner, Heine, Ohlenschläger [!], Grabbe etc.“¹⁴ Hier erscheinen nicht nur Kleist, Immermann

Immermanns *Memorabilien* (Hamburg 1840-1843) und Zieglers *Grabbe's Leben und Charakter* (Hamburg 1855).

12 HSA, Bd. 20, Briefe 1815-1831. Bearbeiter Fritz H. Eisner. Berlin, Paris 1970, S. 257.

13 HSA, Bd. 4. Tragödien. Frühe Prosa 1820-1831. Bearbeiter Karl Wolfgang Becker. Berlin, Paris 1981, S. 196.

14 Heine an Johann Hermann Detmold, 3. Oktober 1837. HSA, Bd. 21. Briefe 1831-1841. Bearbeiter Fritz H. Eisner. Berlin, Paris 1970, S. 237.

und Oehlenschläger als Dramatiker der „Kunst Periode“, sondern auch Grabbe, was wohl dadurch bedingt ist, dass Heine dessen Werke nach Erscheinen der *Dramatischen Dichtungen* (1827) erst 1852 (*Napoleon oder die hundert Tage*) wieder zur Kenntnis genommen hat.

Bei der Fortsetzung bzw. Ergänzung der *Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland (Die Romantische Schule)* im Hinblick auf die defizitäre Behandlung der Dramatik, in der Kleist nicht erwähnt wurde, war neben erweiterten Skizzen (im Zusammenhang mit der romantischen Mittelalter-Rezeption) zu Zacharias Werner, Friedrich de la Motte-Fouqué und Ludwig Uhland auch eine Passage über ihn geplant, den er zusammen mit Oehlenschläger, Immermann und diesmal nicht Grabbe, sondern einmalig Franz Grillparzer überschwänglich als wahrhaft europäische Gipfelleistungen zu würdigen beabsichtigt:

Hier treten uns entgegen zunächst die großen Dramatiker, deren Werke uns an die Zeiten Shakespears und Calderons erinnern. Denn, wie in England und Spanien, sind auch in Deutschland plötzlich und gleichzeitig eine Schaar Dramatiker emporgeblüht, gleichsam eine geniale Vegetation. Deren kostbarer Duft noch die Herzen der spätesten Enkel ergötzen wird. Hier beginnt die Freude des Literaturhistorikers. Hier ist Loben eine ebenso süße Pflicht wie vorher der Tadel. Hier stralen in erster Quadrille die Namen: Heinrich von Kleist, Adam Oehlenschläger, Carl Immermann und Grillparzer. Von Ersterem rede ich zunächst, und da er unter den Genannten wenn auch eben nicht der größte, doch gewiß der interessanteste Dichter ist, so habe ich beschlossen, ehe ich zur Beurtheilung übergehe, dem französischen Publikum die Biographie und ein ganzes Stück von Kleist mitzutheilen. Die Biographie gebe ich nach Herrn Tieck und ich kann damit zugleich von dessen geistreichen Art und Weise ein Muster geben.¹⁵

Kleist gehöre schließlich zu den Dramatikern, „welche alle von mir erwähnten Autoren der romantischen Schule weit übertreffen und als die ausgezeichnetsten dramatischen Dichter der Deutschen während der Goethe'schen Periode gelten dürfen“¹⁶.

Demgegenüber steht Heines Wahrnehmung der dramatischen Werke Immermanns, Oehlenschlägers und Grabbes im unmittelbaren Zusammenhang mit persönlichen Begegnungen und Korrespondenzen, die die Entstehung einer wohlwollenden Bewertung als originelle Dichter vermitteln und mitbestimmen und dabei allerdings unterschiedliche Motive zu erkennen geben.

15 HSA, Bd. 8 (Anm. 7), S. 251f.

16 HSA, Bd. 16. De L'Allemagne I. Bearbeiter Claude Pichois. Berlin, Paris 1978, S. 213.

Mit Carl Leberecht Immermann ist Heine nach der Besprechung seines ersten Buches, *Gedichte* (1822), bald freundschaftlich verbunden. Ernst Christian August Keller gesteht er am 15. Juni 1822: „Die Rezension von Immermann hat mich fast zu Thränen gerührt.“¹⁷ Im Gegenzug liest Heine nun mehrere Trauerspiele Immermanns: *Das Tal von Ronceval*, *Edwin* und *Petrarca* (1822) und begreift ihn zunehmend als „Waffenbruder“¹⁸ im Kampf gegen die mittelmäßige Trivilliteratur, nicht nur auf dem Theater. Ganz sicher liegt die ästhetische Qualität von Immermanns klassisch und romantisch inspirierten Dichtungen weit über dem zeitgenössischen Niveau der anschwellenden Unterhaltungsliteratur (wie auch seine spätere Tätigkeit am Düsseldorfer Stadttheater, das er zu einem deutschen Nationaltheater ausbauen wollte,¹⁹ positiv zu bewerten ist), dennoch ist Heines pauschales Lob für diese Dramen nur schwer nachvollziehbar.

Im Falle Immermanns wie vor allem Oehlenschlägers wird deutlich, dass Heines Bewertungen oft keine objektiven literarischen Kriterien zu Grunde liegen, sondern subjektive Motive, die die Entstehung von Freundschaften und Arbeitsbeziehungen (über Verlage, Rezensionen etc.) ermöglichen. So enthält sein Brief an Immermann vom 24. Dezember 1822 das literarisch durchaus unangemessene Bekenntnis: „Empfangen Sie nur vorläufig meine heilige Versicherung daß ich Sie nächst Oehlenschläger für den besten jetzt lebender Dramatiker halte. (denn Göthe ist todt). Ich werde nie den schönen Tag vergessen, wo ich Ihre Trauerspiele erhielt und las und halb freudetoll allen Freunden davon erzählte.“ Im gleichen Brief kündigt Heine seine nächste Publikation an: *Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo* (1823), einen Band mit Gedichten und zwei Trauerspielen, „ein bildvolles südliches Romanzendrama [*Almansor*] und eine sehr kleine nordisch düstre Tragödie [*William Ratcliff*]“.²⁰ Im Folgenden setzt eine regelmäßige, langjährige Korrespondenz über Literatur, Verlage, Zeitschriften und Rezensionen ein, mit Übersendung von Neuerscheinungen, der Vermittlung von Kontakten und schließlich selbst mit der Beratung im literarischen Schaffensprozess.

Im November 1829 befasst sich Heine mit Immermanns Hohenstaufen-Drama *Kaiser Friedrich II.* (1828) und besucht am 16. November in Hamburg

17 HSA, Bd. 20 (Anm. 12), S. 55.

18 „Wollen Sie mich zum Waffenbruder in diesem heiligen Kampfe, so reiche ich Ihnen freudig die Hand. Die Poesie ist am Ende doch nur eine schöne Nebensache.“ Heine an Carl Immermann, 24. Dezember 1822. Ebd., S. 62.

19 Vgl. Sabine Brenner-Wilczek, Peter Hasubek, Joseph A. Kruse (Hrsg.): Immermanns theatralische Sendung. Karl Leberecht Immermanns Jahre als Dramatiker und Theaterintendant in Düsseldorf (1827-1837).²⁰ Zum 175. Todestag Immermanns am 25. August 2015. Frankfurt a. M. 2016.

20 HSA, Bd. 20 (Anm. 12), S. 61f.

eine Aufführung des *Trauerspiel[s] in Tirol* (1828).²¹ Am nächsten Tag schreibt er dem Autor euphorisch: „Ich habe Ihnen nichts zu sagen als was die ganze Welt hier weiß, nemlich dass gestern Abend Ihr ‚Trauerspiel‘ bey gutbesetztem Hause und gutem Spiel, mit dem würdigstem Beyfall aufgenommen wurde.“²² In den *Reisebildern* („Reise von München nach Genua“) kommt Heine in Innsbruck ironisch auf das inszenatorisch erlebte Geschichtsdrama zurück: „Nun freilich, ich habe die Dinge in anderer Färbung gesehen; aber ich bewundere doch den Dichter, der aus der Fülle des Gemüthes dasjenige, was er nie gesehen hat, der Wirklichkeit so ähnlich schafft.“²³

Ist Immermanns literaturgeschichtlicher Rang,²⁴ am wenigsten wohl durch die von Heine gelobten Dramen bestimmt, auch nicht zu bestreiten, so dürfte dessen Ansicht, dass er „Oehlenschläger für den besten jetzt lebender Dramatiker halte“²⁵, jedenfalls für das Jahr 1822, in welchem sich Heine als Autor von Tragödien zu wirklichen beabsichtigt, problematisch, auch wenn man berücksichtigt, dass die Romantik kaum theatralisch attraktive Dramen hervorbrachte. Zwar hat sich selbst Goethe vorübergehend mit einigen einerseits klassizistischen, andererseits romantisierenden Theaterstücken Oehlenschlägers – dem Märchendrama *Aladdin oder die Wunderlampe* (1807/1808), dem mythisch-historischen Drama *Hakon Jarl* (1805/1807) und dem Künstlerdrama *Correggio* (1809/1810) – beschäftigt, nachdem ihn der dänisch und deutsch schreibende Autor 1806 und 1809 in Weimar besucht hatte,²⁶ doch sein Urteil über ihn teilte er, bei allem Interesse an dem Dichter, seinem Freund Karl Friedrich Zelter am 30. Oktober 1808 im Rahmen seiner Auseinandersetzung mit der Romantik unmissverständlich mit:

21 Fritz Mende: Heinrich Heine. Chronik seines Lebens und Werkes. Berlin 1970, S. 76.

22 HSA, Bd. 20 (Anm. 12), S. 366.

23 HSA, Bd. 6. Reisebilder II 1828-1831. Bearbeiter Christa Stöcker. Berlin, Paris 1986, S. 21.

24 Vgl. zuletzt Peter Hasubek: Carl Leberecht Immermann. Eine Biographie. Frankfurt a. M. 2017.

25 Vgl. Heine an Carl Immermann, 24. Dezember 1822 (Anm. 18). Vgl. zu dem Dramatiker die einzige deutschsprachige Monographie von Christian Gellinek: Adam Oehlenschläger. In Dänemark berühmt, in Deutschland vergessen. Frankfurt a. M. 2012. – Gerhard Schulz attestiert Oehlenschläger immerhin „auf deutschen Bühnen und bei deutschen Lesern einigen Erfolg“. In: Die deutsche Literatur zwischen Französischer Revolution und Restauration. Zweiter Teil. Das Zeitalter der Napoleonischen Kriege und der Restauration 1806-1830. München 1989, S. 581.

26 Vgl. Goethes Werke. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar 1887-1919. Fotomechanischer Nachdruck. München 1987, III. Abt. Goethes Tagebücher, Bd. 3 und 4.

[...] bringen mich auch ein Halbduzend jüngere poetische Talente zur Verzweiflung, die bey außerordentlichen Naturanlagen schwerlich viel machen werden was mich erfreuen kann. [Zacharias] Werner, Öhlenschläger, [Ludwig Achim von] Arnim, [Clemens] Brentano und andere arbeiten und treibens immerfort; aber alles geht durchaus ins form- und charakterlose.²⁷

Dass für Heine während der Entstehungszeit seiner frühen Tragödien der von Cotta verlegte Oehlenschläger²⁸ mit motivisch faszinierenden Dramen und der unbekannte Grabbe mit dem schockierenden Trauerspiel *Herzog Theodor von Gothland* beeindruckende Lektüren darstellten,²⁹ die einer schöpferischen Beziehung zur dramatischen Gattung vorübergehend Impulse vermittelten, dürfte unstrittig sein, auch wenn er sich sehr bald von ihr wieder verabschieden und definitiv allein der Lyrik und Epik als seinen eigentlichen Domänen zuwandte. Dass Heines Interesse an der Dramatik und am Theater aber nicht gänzlich verlorenging, bezeugen spätere kritische Schriften, nachdem er die Enttäuschung über den Misserfolg von *Almansor* und *William Ratcliff* überwunden hatte. Die Erinnerung an die am Anfang seiner literarischen Entwicklung gelesenen Dramatiker wird nicht verblassen, auch wenn sie in seinen Texten nur eine geringe Rolle spielen, was er zwar immer wieder selbstkritisch anmerkt, aber nicht zu einer umfassenden Darstellung über ihre Stellung in der Entwicklung des deutschen Dramas führt.

Stofflich, motivisch und formal von Oehlenschläger und Grabbe Impulse erhaltend, gewinnt Heine inhaltlich und dramaturgisch in beiden Tragödien jedoch eine poetische Originalität, die auch den Lyriker und Epiker erkennen lässt – bei aller Bemühung, den traditionellen Gesetzen des Dramas zu entsprechen. Einflüsse der „plastischen“ Klassik sind genauso konstitutiv wie die der phantastischen, universalpoetischen Romantik, sodass Heines normatives Bekenntnis in den Briefen an Friedrich Steinmann vom 29. Oktober 1820 und 4. Februar 1820 dem ästhetischen Profil der „Tragödien“ letztlich nicht

27 Ebd., IV. Abt. Goethes Briefe, Bd. 20, S. 192.

28 Vgl. Bernhard Fischer: Johann Friedrich Cotta. Verleger – Entrepreneur – Politiker. Göttingen 2014, S. 519f., 563f. – Heine war nicht nur für Campe, sondern auch für Cotta ein wichtiger Autor und überhaupt eine zentrale Vermittlungsfigur im verlegerischen und literarischen Netzwerk der nächsten Jahre: „Loyalität zu den beiden Verlegern gelang später wohl nur, weil Heine die journalistischen Arbeiten und die aus ihnen entstehenden Bücher als andersartig und doch gleichwertig betrachtete. [...] Und so wird er die Feuilletons dem Zeitungsverleger Cotta, Campe die daraus entstandenen Bücher liefern.“ (S. 702).

29 In einem Brief an Georg Ferdinand Kettebeil vom 25. Juni 1827 erinnert sich Grabbe: „Der Gothland wühlt sich gewiß durch, sagte Heine.“ (V, 162).

entsprechen: „Ich habe mich ganz an den Comment des Aristoteles gehalten, und habe seine Mensur in Hinsicht des Orts, der Zeit und der Handlung gewissenhaft angenommen.“³⁰ Und: „[...] der Dialog ist fast so preziös, geglättet und geründet wie in der ‚Phèdre‘ [Racins *Phädra* (1677)] oder in der ‚Zaire‘ [Voltaire's *Zaire* (1732)].“³¹ Beide Tragödien respektieren zwar weitgehend die aristotelischen Einheiten und sind im klassischen Vermaß gedichtet, doch besitzen sie keine geschlossene, regelhafte Struktur (keine Einteilung in Akte etc.), verwirklichen vielmehr eine freie, originelle Synthese klassischer und romantischer Elemente der beiden typologischen Grundvarianten des Dramas dieser Zeit, personifiziert in Sophokles, Racine, Lessing einerseits, Shakespeare, A. W. Schlegel andererseits, denn: „Ich habe versucht auch im Drama romantischen Geist mit streng plastischer [antiker] Form zu verbinden.“ Daher gibt es auch sakrale und profane Bühnenmusiken, Possenreißer, Gaukler, Springer und einen Harfenspieler; schließlich sogar ein Ballett. Sein „bildervolle[s] südliche[s] Romanzendrama“³² *Almansor* eröffnet der Dichter mit lyrischen Versen, die das Werk ästhetisch disponieren:

Glaubt nicht, es sey so ganz und gar phantastisch
 Das hübsche Lied, das ich Euch freundlich biete!
 Hört zu: es ist halb episch und halb drastisch,
 Dazwischen blüht manch lyrisch zarte Blüthe;
 Romantisch ist der Stoff, die Form ist plastisch,
 Das Ganze aber kam aus dem Gemüthe;
 Es kämpfen Christ und Moslem, Nord und Süden,
 Die Liebe kommt am End' und macht den Frieden.³³

Obwohl sich Heine während der Arbeit an den Tragödien, begleitet durch Lektüre von Dramen Grabbes, Immermanns und Oehlenschlägers, schon als angehender Theaterdichter begreift, gewinnt er bald wieder Distanz zu diesen Werken. Bereits unter dem 4. Februar 1820 hält er *Almansor* für „keine gute Tragödie“ mehr, denn: „Eine Tragödie muß drastisch sein“, meint ein Kritiker, und Heine bezweifelt nun tatsächlich: „Hab' ich kein dramatisches Talent? Leicht möglich.“³⁴ Betrachtet man die Trauerspiele und ihre geringe wissenschaftliche und theatralische Rezeptions- und Wirkungsgeschichte, ist dem wohl nicht zu widersprechen.

30 HSA, Bd. 20 (Anm. 12), S. 29.

31 Ebd., S. 37.

32 Ebd., S. 62.

33 HSA, Bd. 4. Tragödien. Frühe Prosa 1820-1831. Bearbeiter Karl Wolfgang Becker. Berlin, Paris 1981, S. 7.

34 HSA, Bd. 20 (Anm. 12), S. 36.

Mit der nicht unbegründeten Annahme, dass er „kein dramatisches Talent“ habe, und der Unsicherheit in der Beurteilung fremder dramatischer Werke, verfasst Heine dennoch eine zweite romantische „Tragödie in einem Akte“, *William Ratcliff*, die ebenso erfolglos bleibt und die er in einer Vorrede zur dritten Auflage der *Neue[n] Gedichte* (1852) nicht mehr als Drama, sondern als „dramatisirte Ballade“ definiert, die aber immerhin eine „bedeutsame Urkunde zu den Prozeß-Akten meines Dichterlebens“ darstelle: „Sie resümiert nämlich meine poetische Sturm- und Drangperiode.“³⁵ Gerade in dieser „Sturm- und Drangperiode“, in der die beiden Tragödien entstehen, liest Heine, neben bereits veröffentlichten Werken von Kleist,³⁶ Immermann und Oehlenschläger, im Manuskript Grabbes Trauerspiel *Herzog Theodor von Gothland*, auf das er einen „drastischen“ satirischen Aphorismus dichtet:

Grabbes Gothland:
 Zuweilen eine Reihe fürchterlicher
 und häßlicher Gedanken, wie ein
 Zug Galeeristen, jeder gebrandmarkt, der Dichter
 führt sie an der Kette in das
 Bagne der Poesie.³⁷

Nach der Skizzierung des Kontextes der zeitgenössischen Dramatik am „Ende der Kunstperiode“ in Heines Wahrnehmung, zumal mit Blick auf die immer wieder zitierten Kleist, Immermann und Oehlenschläger als Horizont seiner Beschäftigung mit Grabbe, sollen nun die literarischen und brieflichen Rekurse auf dessen Gestalt und Werk in chronologischer Abfolge im Einzelnen dargestellt werden.

Nach den Begegnungen in Berlin distanziert sich Heine umgehend von Grabbe und seinen Kumpanen wegen ihres Habitus und ihrer zügellosen studentischen Lebensweise. An Wilhelm Lebrecht v. Borch schreibt er am 19. Januar 1823: „Sagen Sie doch den Herrn Robert, Grindler, Hunderich, Dr Gustory, Grabbe, Uechtritz und Köchy daß ich mich nie mit ihnen gesellschaftlich verbrüderet hatte, [...] daß mein Verhältniß zu Grabbe darinn besteht daß ich

35 HSA, Bd. 2. Gedichte 1827-1844 und Versepen. Bearbeiter Irmgard Möller und Hans Böhm. Berlin, Paris 1979, S. 370.

36 Heinrich v. Kleist: Hinterlassene Schriften [Die Hermannsschlacht, Prinz Friedrich vom Homburg]. Hrsg. von Ludwig Tieck. Berlin 1821.

37 HSA, Bd. 12 (Anm. 5), S. 242-243. – Lesefehler: Galeristen statt Galeeristen. – Faksimile: Grabbes Werke in der zeitgenössischen Kritik. Im Auftrage der Grabbe-Gesellschaft hrsg. von Alfred Bergmann. Detmold 1958-1966, Bd. 1, S. 7.

mich, wie Sie wissen, für denselben interessirt [...]:³⁸ Diese Absage verhindert jedoch nicht die bis in die letzten Jahre der Pariser „Matratzengruft“ andauernden schriftstellerischen Bemühungen um das außergewöhnliche Werk des Detmolder Dramatikers, der natürlich nicht – wie Heine – im Salon der Rahel von Varnhagen, die über den *Gotthland* entsetzt war,³⁹ zu reüssieren vermochte.

Über Grabbe äußert sich Heine erstmals öffentlich in der *Romantischen Schule*, und zwar lediglich mittelbar, als er den auf den deutschen Bühnen sehr erfolgreichen Dramatiker Ernst Raupach attackiert: „Nicht bey Immermann, nicht bey Grabbe, nicht einmal bey Herren Uichtritz, sondern bey dem Herren Raupach wird die berliner Theaterintendanz einen Barbarossa bestellen.“⁴⁰ Dass Heine bei der späteren Konzipierung eines Nachtrags zu dieser literaturgeschichtlichen Schrift Grabbe außer Acht lässt, ist nicht zu erklären, zumal er die 1827 erschienenen *Dramatischen Dichtungen. Nebst einer Abhandlung über die Shakspearo-Manie* zur Kenntnis genommen hat. Ungewiss ist, welche danach erschienen Theaterstücke Grabbes Heine tatsächlich gelesen hat. Belege gibt es dafür nicht, anzunehmen ist es aber schon. Mitunter ist nicht genau nachzuvollziehen, in welchem Umfang sich der seit 20. Mai 1831 in Paris lebende Dichter mit der deutschen Literatur und speziell der deutschen Dramatik beschäftigt. In seiner Nachlassbibliothek ist jedenfalls kein Drama Grabbes überliefert. Heines zahlreiche Besucher sowie Briefschreiber (Verleger, Herausgeber, Autoren) informieren ihn über die neuen Werke der zeitgenössischen deutschen Literatur, vornehmlich über die Autoren des „Jungen Deutschland“ und über die Literaturkritik in den wichtigsten Zeitschriften.

Im Hinblick auf Grabbe betrifft das beispielsweise den elsässischen Autor Alexander Weill (1811-1899). Bevor dieser nach Paris reist, hält er 1838 im Museum in Frankfurt am Main einen Vortrag über Grabbe, der, weil ihn sowohl Gutzkow für den *Telegraph für Deutschland* als auch Duller für den *Phönix* ablehnen, in der Zeitschrift *Erwinia* erscheint.⁴¹ Der Aufsatz ist insofern bemerkenswert, als er das auch von Heine am Beispiel Shakespeares und Grabbes als konstitutives Moment des Geschichtsdramas reflektierte Verhältnis von „Dichter und

38 HSA, Bd. 20 (Anm. 12), S. 67.

39 Heine in den *Memoiren*: „Wir erkennen das poetische Wild schon am Geruch. Aber der Geruch war diesmal zu stark für weibliche Nerven und spät, schon gegen Mitternacht, ließ mich Frau v. Varnhagen rufen und beschwor mich um Gotteswillen, das entsetzliche Mspt wieder zurückzunehmen, da sie nicht schlafen könne, so lange sich dasselbe noch im Hause befände.“ HSA, Bd. 12 (Anm. 5), S. 153.

40 HSA, Bd. 8 (Anm. 7), S. 106.

41 Alexander Weill: Der Dichter Grabbe. Vorgelesen im Museum zu Frankfurt am Main. In: *Erwinia*. Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung. Straßburg 2 (1839), Nr. 15 vom 13. April 1839, S. 117f.

Historiker“ unter „subjektiven“ und „objektiven“ Aspekten (an *Napoleon oder die hundert Tage* und *Hannibal*) thematisiert.⁴² Weill schreibt an Heine am 16. März 1839:

Grabbe ist der einzige unter den jetzigen in Deutschland lebenden, der einst nicht untergehen wird. Ich rechne Sie nicht [!], denn Sie haben eine besondere Stellung, doch bin ich überzeugt dass Sie zum Dramatiker noch besser sind als Grabbe, da Sie Grazie haben. Warum – verzeihen Sie meine Kühnheit – warum schreiben Sie keine Dramas [!].⁴³

Daraufhin bittet Heine den Schriftsteller, der ihm vorschlägt, *Herzog Theodor von Gothland* und *Kaiser Friedrich Barbarossa* für die Bühne zu bearbeiten, ihn zu besuchen. Weill ist seit Mai 1839 oft bei Heine, er sei der „einzige Deutsche“, dem „mein Haus offenstand“⁴⁴, gesteht dieser am 26. August 1841, und die beiden dürften wiederholt über Grabbe gesprochen haben.

Im „Salon“ *Elementargeister* (1836/37) erzählt Heine begeistert von einer absurden Gestaltungsidee Grabbes im Lustspiel *Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung*, nachdem er seine literarische Originalität grundsätzlich hervorgehoben hat:

Ein anderer deutscher Schriftsteller, der in seinen Mängeln ebenso großartig ist wie in seinen Vorzügen, jedenfalls aber zu den Dichtern ersten Ranges gezählt werden muß, Herr Grabbe, hat den Teufel in jener Beziehung ebenfalls vortrefflich gezeichnet. [...] In einem Drama dieses genialen Schriftstellers erscheint der Teufel auf Erden, weil seine Mutter in der Hölle schrumpft.⁴⁵

Der genuine Satiriker ist von Grabbes die Tradition der romantischen Komödie weiterführendem literatur- und gesellschaftskritischen Lustspiel begeistert. In *Shakespeares Mädchen und Frauen* (1838) lobt er einen weiteren grotesken Einfall daraus: Die zeitgenössische Kommentierung der Dramen Shakespeares durch Franz Horn sei „aufs ergötzlichste umgekehrt: Shakspear, welcher nach dem Tode in die Hölle gekommen, muß dort Erläuterungen zu Franz Horn's Werken schreiben“⁴⁶.

42 Vgl. Grabbes Werke in der zeitgenössischen Kritik (Anm. 37), Bd. 5, S. 125.

43 HSA, Bd. 25. Briefe an Heine 1837-1841. Bearbeiter Christa Stöcker. Berlin, Paris 1974, S. 199.

44 HSA, Bd. 21. Briefe 1831-1841. Bearbeiter Fritz H. Eisner. Berlin, Paris 1970, S. 419.

45 HSA, Bd. 9. Prosa 1836-1840. Bearbeiter Fritz Mende. Berlin, Paris 1979, S. 115

46 Ebd., S. 165.

Am 5. Januar 1838 bittet August Lewald Heine, einen Grabbe-Aufsatz für Cottas *Allgemeine Theater Revue* zu schreiben: „Um Ihren Grabbe für die nächste Theater Revue bitte ich schönstens; Ihr Name soll dabei nicht genannt werden, wenn Sie's durchaus zur Bedingung machen. Warum aber? Dies Jahr macht Ihr Artikel jetzt schon viel Aufsehen“, da Cotta einen „Preis von 1000 Gulden für das beste Drama aussetzen“ möchte.⁴⁷ Heine verspricht den Beitrag am 10. Februar, und Lewald antwortet unter dem 21. Februar: „Ihren Grabbe erwarte ich also bestimmt bis zum angezeigten Termin; [Johann Georg] Cotta, der Sie grüßt und dankt, weiß darum und freut sich darauf. Schreiben Sie mir doch ein Paar Worte darüber die ich ihm zeigen kann.“⁴⁸ Heine arbeitet im März und April an dem Aufsatz, und Lewald wartet darauf „mit inbrünstiger Andacht“⁴⁹. Am 10. April 1838 beruhigt er den drängenden Redakteur: „An den Grabbe habe ich bereits Hand gelegt; aber ich will nicht weiter schreiben, ehe ich Dullers Biografie des Unglücklichen gelesen.“⁵⁰ Er wolle Grabbes gerade (1838) erschienenen (letztes) Geschichtsdrama *Die Hermannsschlacht* und die beigegebene Lebensbeschreibung von Ernst Duller zur Kenntnis nehmen.⁵¹ Dass Heine diese umstrittene Biographie aus der parteiischen Perspektive von Grabbes Frau Louise Christiane gelesen hat, ist sicher, da er sie später in der Debatte mit Campe um die Herausgabe von Zieglers *Grabbe's Leben und Charakter* erwähnt, doch scheint sich die Lektüre zunächst zu verzögern, und die Grabbe-Studie bleibt wiederum ungeschrieben.

1838 erscheint in der *Theater-Revue* Heines Abhandlung *Über die französische Bühne. Vertraute Briefe an August Lewald*, die als Kontrast zur Situation in Frankreich die Entwicklung des deutschen Dramas und Theaters einbezieht. Heine arbeitet Unterschiede zwischen den beiden Nationen heraus und unterdrückt bei diesem Vergleich keine (mitunter für den einzelnen Autor oder einzelne Werke nicht zutreffenden) Einwände gegenüber den deutschen Dramatikern, die er undifferenziert aufzählt: „Der Werth deutscher Tragödien, wie die von Goethe, Schiller, Kleist, Immermann, Grabbe, Oehlenschläger, Uhland, Grillparzer, Werner und dergleichen Großdichtern besteht mehr in der Poesie als in der Handlung und Passion.“⁵² Dass die Qualität der poetischen Phantasie in der klassischen und romantischen Dramatik der „Kunstperiode“ ein wichtiges Gestaltungsmoment ist, dürfte nicht zu bestreiten sein, doch stellt sich das

47 HSA, Bd. 25 (Anm. 43), S. 107.

48 Ebd., S. 114.

49 August Lewald an Heine, 29. März 1838. HSA, Bd. 25 (Anm. 43), S. 128.

50 Heine an August Lewald, 10. April 1838. HSA, Bd. 21 (Anm. 44), S. 276.

51 Die Hermannsschlacht. Drama von Grabbe. Grabbe's Leben, von Eduard Duller. Düsseldorf 1838.

52 HSA, Bd. 7 (Anm. 4), S. 246.

Verhältnis von Poesie, Handlung und Passion, falls man sich überhaupt auf solche Kriterien einzulassen bereit ist, bei den genannten Autoren jeweils divers dar. In dieser Reihung geht etwa das spezifische ästhetische Profil der Geschichtsdramen Grabbes im Vergleich etwa zu Ludwig Uhland – *Herzog, Ernst von Schwaben* (1818), *Ludwig der Baier* (1819) – und zu Franz Grillparzer verloren, abgesehen davon, dass es sich auch in Grabbes Entwicklung ständig wandelt.

Im Hinblick auf die theatralische Wirkung von Dramen mag Heine recht behalten, wenn er, mit der individuellen, die poetische Kraft sicher intensiver wahrnehmenden Lektüre vergleichend, feststellt: „Was im Theater auf die Masse des Publikums am hinreißendsten wirkt, ist eben Handlung und Passion, und in diesen beiden excelliren die französischen Trauerspieldichter.“⁵³ Heine erörtert mentale Modalitäten des öffentlichen und privaten Leben, zwischen dem Besuch einer Theateraufführung, der Lesung von Literatur und der Lektüre in Frankreich und Deutschland, die er an der heroisierten Erinnerung an Napoleon exemplifiziert, für die sich der Zirkus und auf der Bühne idealistische Vaudevilles besser eigneten als realistische, „drastische“ Tragödien. Im Rahmen seiner kritischen Auseinandersetzung mit dem Umgang mit Napoleon in Frankreich in Artikeln für die Augsburger *Allgemeine Zeitung* (1832 gesammelt als *Französische Zustände* erschienen), zumal mit „bonapartistische[r] Poesie“⁵⁴, hätte Heine *Napoleon oder die hundert Tage*, das im April 1831 in der Herrmann'schen Buchhandlung in Frankfurt am Main erscheint, als dialektischen Kontrast argumentativ heranziehen können. Auf dem Weg von Hamburg nach Paris hält er sich im Mai sogar eine Woche in der Stadt auf, doch Grabbes monumentales Geschichtsdrama erhält er erst im Juni 1852 von Campe übersandt.⁵⁵

Dass Heine *Napoleon oder die hundert Tage* offenbar nicht früher kannte, ist besonders deswegen bedauerlich, weil er in dem Auftragswerk *Shakespeares Mädchen und Frauen* (1838), ein Buch mit von ihm erläuterten Illustrationen (Kupferstichen) zu weiblichen Gestalten in den Tragödien und Komödien, am Beispiel des englischen Autors auf das Verhältnis von Historiker („Geschichtsschreiber“) und Dichter, von Geschichte und Geschichtsdramatik zu sprechen kommt – ein Thema, das auch für das Verständnis der historischen Dramen

53 Ebd.

54 Ebd., S. 124.

55 Heine an Julius Campe, 6. April 1852: „Wenn Sie mir die ‚Hundert Tage‘ von Grabbe gelegentlich zukommen ließen, wäre es mir sehr angenehm.“ HSA, Bd. 23 (Anm. 1), S. 197; Julius Campe an Heine, 19. Juni 1852: „Grabbes 100 Tage ließ ich nebst Eckermanns Gesprächen 3ter noch nachfordern, die, weil Sie sie nicht kennen, nothwendiger Weise in der ersten Linie rangieren.“ HSA, Bd. 27 (Anm. 2), S. 54. Vgl. Roland Hoja: Heines Lektüre-Begegnungen in der ‚Matratzengruft‘. Bielefeld 2006, S. 274-285.

Grabbes von eminenter Bedeutung ist. Für Heine sei es „ungerecht“, „wenn man bei den geschichtlichen Dramen Shakespeares die Ansprüche machen will, die nur ein Dramatiker, dem bloß die Poesie und ihre künstlerische Einkleidung der höchste Zweck ist, befriedigen kann. Die Aufgabe Shakespeares war nicht bloß die Poesie, sondern auch die Geschichte.“⁵⁶ Mehr noch: Heine ist davon überzeugt, „in diesen Geschichtsdramen strömt die Poesie reichlicher und gewaltiger und süßer als in den Tragödien jener Dichter, die ihre Fabel entweder selbst erfinden, oder nach Gutdünken umarbeiten, das strengste Ebenmaß der Form erzielen [...]“⁵⁷. Mit diesen Formulierungen trifft er die sich wandelnden künstlerischen Intentionen Grabbes, die dieser in den Hohenstaufen-Dramen noch weitgehend idealistisch entworfen und in *Napoleon oder die hundert Tage* hingegen kritisch-realistisch entfaltet hat.

Während dieses Drama in der nicht-aristotelischen, offenen Tradition Shakespeares steht, verbleiben *Kaiser Friedrich Barbarossa* und *Kaiser Heinrich der Sechste*, bei allen dramaturgischen Neuerungen, in der geschlossenen Tradition Schillers. Diese vorübergehende Korrektur zu Gunsten eines tendenziell „klassischen“ Dramas begründet Grabbe in dem den *Dramatischen Dichtungen* (1827) beigegebenen Aufsatz *Ueber die Shakspeare-Manie*, der sich gegen die dominierende zeitgenössische Aneignung durch Ludwig Tieck und August Wilhelm Schlegel und ihrer romantischen Epigonen wendet, jedoch konzeptionell für *Napoleon oder die hundert Tage* nicht mehr gilt. Heine hat diesen ästhetischen Wandel Grabbes nicht im Blick und bezieht sich allein auf den strategisch motivierten Aufsatz gegen die romantische Rezeption, aus dem er (ohne ihn zu nennen) zitiert und dabei den Eindruck erweckt, als ob Grabbe durchweg auf den Positionen Schillers stehe und dass er Shakespeare „Formlosigkeit“ vorgeworfen habe: „[...] und sogar ein höchst begabter Schriftsteller, Dietrich Grabbe, nannte sie ‚poetisch verzierte Chroniken,‘⁵⁸ wo aller Mittelpunkt fehle, wo man nicht wisse, wer Hauptperson, wer Nebenperson, und wo, wenn man auch auf Einheit des Orts und der Zeit verzichtet, doch nicht einmal die Einheit des Interesses zu finden sey. Sonderbarer Irrthum der schärfsten Kritiker!“⁵⁹

Grabbe gehört nicht, wie Heine hier meint, zu den „schärfsten Kritiker[n]“ Shakespeares, sondern lediglich der modischen romantischen Shakespeare-Rezeption, und er spricht weder von dramatischen „Hauptpersonen“ und „Nebenpersonen“ noch von den drei aristotelischen Einheiten, die er ohnehin

56 HSA, Bd. 9 (Anm. 45), S. 157f.

57 Ebd.

58 Bei Grabbe heißt die Passage: „Sey nun Shakspeare objectiver als Schiller, so sind doch seine historischen Dramen [...] weiter nichts als poetisch verzierte Chroniken.“ (IV, 41).

59 HSA, Bd. 9 (Anm. 45), S. 158.

missachtet. Und Shakespeare ist „objektiver“ als Schiller. Und letztlich gilt nicht nur für diesen Geschichtsdramatiker, sondern auch für Shakespeare die Forderung Grabbes (wenn auch verschieden realisiert): „Aber vom Poeten verlange ich, sobald er Historie dramatisch darstellt, auch eine dramatische, concentrische [von verschiedenen Seiten] und dabei die Idee der Geschichte wiedergebende Behandlung.“ (IV, 41)

In seiner Einführung zu *Shakespeares Mädchen und Frauen* bietet Heine eine Skizze der Geschichte der deutschen Rezeption des Dramatikers des Elisabethanischen Zeitalters seit Lessing und Wieland, Herder und Goethe, die bei dem „Ritter“ August Wilhelm Schlegel und sein[em] „Schildknappe[n]“ Ludwig Tieck endet. Interessant ist dabei, dass er, den Ansatz von Grabbes Polemik gegen die Shakespeare-Manie aufgreifend, die dramaturgische Alternative (klassischer) Schiller oder Shakespeare nur aus der anderen Perspektive thematisiert und Schlegel unterstellt: „[...] wie bei der übrigen romantischen Schule, sollte die Apotheose Shakespear's indirekt zur Herabwürdigung Schiller's dienen“⁶⁰.

War 1838 Heines Versuch, einen auch biographisch angelegten Grabbe-Aufsatz für die *Theater Revue* zu schreiben, gescheitert, so greift er die Idee 1852 wieder auf. Aus dem Briefwechsel mit Campe geht hervor, daß der Verleger auf seinen Wunsch schon 1851 das Manuskript der Biographie von Grabbes Freund Karl Ziegler erbeten hatte. Am 7. April 1852 schreibt Campe nach der Lektüre an Heine: „[...] es war roh geschrieben, deshalb gab ich es zurück; es ist nicht gedruckt worden.“ Ihn störten vor allem die Einzelheiten über Grabbes Alkoholismus: „[...] das alles noch so sehr ordinair und gemein, dass ich einen unüberwindlichen Widerwillen dagegen verspürte.“⁶¹ Fast zwei Jahre später (am 28. Januar 1854) fragt Campe dann: „Sagen Sie mir: soll ich es drucken oder nicht?“⁶² Heine antwortet am 10. März 1854: „Das Manuscript über Grabbe, das ich Ihnen zurückgesandt, ist höchst merkwürdig für die Literaturgeschichte, und würde auch außerdem viel Aufsehn erregen. [...] Gedruckt muß das Manuscript werden sowie es ist, sonst geht sein Werth verloren; doch ist die Frage, ob solches noch bei Lebzeiten der Frau geschehen kann. Es ist, wie gesagt, eine Gewissenssache.“⁶³ Da Louise Christiane Grabbe (1791-1848) verstorben war, erscheint *Grabbe's Leben und Charakter von Karl Ziegler* 1855 bei Hoffmann und Campe. Das Buch liefert nach der von Grabbes Frau beeinflussten, verfälschenden Biographie von Eduard Duller ein einigermaßen objektives Bild seines Lebens und korrigiert einige Legenden vor allem über seine Lebensweise,

60 Ebd., S. 162.

61 HSA, Bd. 27 (Anm. 2), S. 37. Vgl. Hoja: Heines Lektüre-Begegnungen (Anm. 55), S. 274-285.

62 Ebd., S. 156.

63 HSA, Bd. 23 (Anm. 1), S. 311.

insbesondere seine Mutter, die unsägliche Ehe und die letzten Lebensmonate in Detmold.⁶⁴

In der *Lutezia* (1854) fasst Heinrich Heine sein Urteil über Grabbe und sein dramengeschichtliches Format zusammen, indem er ihn mit Victor Hugo vergleicht: „Wie unendlich der arme Grabbe den hochmüthigen Franzosen an Dichtertalent überragt, habe ich kaum nöthig zu erwähnen. Nicht bey V. Hugo sondern bey Grabbe wird man an den großen Britten erinnert.“⁶⁵ Und er wiederholt, etwas modifiziert, ein früheres Sinnbild: „Ein griechischer Autor [Plato] hat einst den Diogenes sehr treffend einen wahnsinnigen Sokrates genannt; man könnte ebenso richtig unseren Diedrich [!] Grabbe einen betrunkenen Shakespear nennen.“⁶⁶ Mit Heines Einschätzung korrespondiert eine Rezension Grabbes der Aufführung von Hugos *Maria Tudor* am 26. Dezember 1835 auf Immermanns Düsseldorfer „Musterbühne“, die bekanntlich keines von Grabbes Theaterstücken aufführte:⁶⁷ „Ueberhaupt lag's nicht am Spiel, sondern am Stück, wenn alles grad so viel war als gar nichts. [...] Denn die jetzige französische Schule taugt nichts, ist vielmehr krampfartig und zappelt nach Neuem, leider nicht nach der Wahrheit [...], und was darin gefunden wird, tragen in ihren Papieren die deutschen Uebersetzer über den Rhein, ohne sich zu schämen [...]“ (IV, S. 175f.)

In der Vorrede zur zweiten Auflage von *De l'Allemagne* (1855) erinnert Heine an „[...] feu mes amis Charles Immermann et Christian Grabbé, tous les

64 Auf die oft skandalösen Lebensumstände Grabbe kommt Heine in den *Memoiren* (1854/55) zurück, offenbar unter Einbeziehung von Passagen, die er schon 1838 entworfen, aber nicht abgeschlossen hatte. In die Geschichte seiner Mutter Betty (Peira), geb. van Geldern (1771-1859), schaltet er eine „Ehrenrettung“ von Grabbes Mutter Dorothea, geb. Grüttemeier ein, die in der Biographie von Duller verunglimpft wurde. – Heine hat sich bis zuletzt für solche Momente in Grabbes Biographie interessiert. In Immermanns *Memorabilien* (Hamburg 1843), die er von Campe erhielt und die in der Nachlassbibliothek überliefert sind, ist lediglich die Grabbe betreffende Stelle aufgeschnitten. DHA, Bd. 15. Geständnisse, Memoiren und Kleinere autobiographische Schriften bearbeitet von Gerd Heinemann. Hamburg 1982, S. 1210. Vgl. grundsätzlich Grabbe in Berichten seiner Zeitgenossen (Anm. 6), S. 185-280 (Detmold Mai – September 1836).

65 HSA, Bd. 10/11. Pariser Berichte 1840-1848 und *Lutezia*. Berichte über Politik, Kunst und Volksleben. Kommentar. Teilband I.1. Bearbeiter Christa Stöcker. Berlin 1998, S. 184. Vgl. auch die Notiz zu den „Difformitäten“ bei Jean Paul, Grabbe und Hugo. Ebd.

66 Ebd.

67 Vgl. Lothar Ehrlich: Grabbes Auseinandersetzung mit dem Düsseldorfer Stadttheater unter Immermanns Leitung (1834/36). In: Immermanns theatralische Sendung (Anm. 19), S. 129-142.

trois hommes d'un grand génie. Ce sont des géants, quand on les compare à ces auteurs de l'école romantique dont j'ai parlé dans mon livre, et ils peuvent sans contredit être regardés comme les poètes les plus distingués de l'Allemagne pendant la période de Goëthe.⁶⁸ Und in einem etwas früher entstandenen „Entwurf in deutscher Sprache“, in dem er zugleich auf das Defizit in seinen literarischen Bemühungen um diese Schriftsteller zu sprechen kommt, findet sich eine ähnliche Formulierung:

Ich schwieg sogar von manchen großen Autoren, die zuweilen zur romantischen Schule gerechnet werden, aber nach meiner Meinung gar nicht dahin gehören, z. B. Heinrich Kleist und meine verstorbenen Freunde Karl Immermann und Christian Grabbe, Männer von großem Genie, welche alle von mir erwähnten Autoren der romantischen Schule weit übertreffen und als die ausgezeichnetsten dramatischen Dichter der Deutschen während der Goethe'schen Periode gelten dürfen.⁶⁹

In Heines letztem Wort zu den zeitgenössischen Dramatikern in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fällt zunächst auf, dass er Oehlenschläger, den er durch die vorübergehenden buchhändlerischen Erfolge bei Cotta überschätzte, mit Recht nicht mehr anführt. Es bleibt bei Kleist, dem nach Schiller bedeutendsten Theaterautor der „Kunstperiode“, und bei den „Freunden“ Immermann und Grabbe, deren ideelle und ästhetische Verschiedenheit als Dramatiker er nicht charakterisiert hat. Heine hat Immermann schon 1822 als potentiellen literarischen „Waffenbruder“ bezeichnet,⁷⁰ und in diesem Sinn ist auch der gegenüber anderen Kombattanten (Schriftstellern, Verlegern, Rezensenten) gebrauchte Begriff „Freund“ zu verstehen, mit denen er sich für die progressive Entwicklung der deutschen Literatur und Dramatik einsetzte. Im Falle Grabbes wohl im Sinne eines „Freundes“, mit dem er seit der Berliner Zeit, im Unterschied zu Immermann, indessen keine persönlichen Beziehungen unterhielt und es keine Versuche gab, sie wieder aufzunehmen, reduziert sich Heines Wertschätzung auf die exzeptionelle Modernität der gegen die „Kunstperiode“ geschriebenen kritischen Dramen. Insofern stehen hier zwei Autoren als „Freunde“ unmittelbar nebeneinander, die konzeptionell und insofern literaturgeschichtlich voneinander abzuheben sind: Immermann, der die Traditionen von Klassik

68 Avant-Propos, Paris, 15 janvier 1855. HSA, Bd. 16 (Anm. 16), S. 12f. – „[...] meine verstorbenen Freunde Carl Immermann und Christian Grabbe, Männer von großem Genie. Es sind Riesen, wenn man sie mit jenen Autoren der romantischen Schule vergleicht [...] und sie können unstreitig als die bedeutendsten Dichter Deutschlands zur Zeit Goethes angesehen werden.“

69 Ebd., S. 213.

70 Vgl. das Briefzitat in Anm. 18.

und Romantik im Vormärz fortführt, und Grabbe, der jedenfalls nach der französischen Julirevolution in dem Aufsatz *Etwas über den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe* (1830) theoretisch und mit *Napoleon oder die hundert Tage* (1831) praktisch einen radikalen Traditionsbruch vollzieht.

In Heines letztem Wort werden auch überraschend noch zwei jüngere Dramatiker genannt, die er erst in Paris in den späten vierziger Jahren kennengelernt hat und die mit ihren Dichtungen im Grunde bereits die „nachmärzliche“ Literaturperiode ankündigen. Diese Autoren setzten das Werk von Kleist, Immermann und Grabbe unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen fort, allerdings verbunden mit Rückgriffen auf die konservative dramenästhetische Tradition der Klassik:

Wenigstens übertroffen sind sie seitdem nicht geworden, obgleich die heutige deutsche Bühne in meinem Freunde Friedrich Heibel, dem Verfasser der *Judith*, und meinem Freunde Alfred Meißner, dem Verfasser des *Weibes des Uria*, zwei dramatische Dichter von der höchsten Begabniß besitzt: ersterer ist ein Geistesverwandter von Kleist und Grabbe, und seine Würdigung ist nicht die Sache banaler Intelligenzen; letzterer steht dem Verständniß des großen Publikums viel näher, und er wird einst nach meiner Überzeugung als der Nachfolger Schillers die Gunst der Deutschen erobern.⁷¹

Bei Friedrich Heibel (1813-1863) und Alfred Meißner (1822-1885) handelt es sich um zwei sehr verschiedene jüngere Dramatiker-„Freunde“ Heines. Während der eine unstrittig zu den bedeutendsten Dichtern der deutschen Literatur, nicht nur des 19. Jahrhunderts gehört, ist der andere nur noch dem Literaturhistoriker bekannt (wenn überhaupt) und vollkommen vergessen, und zwar nicht nur als Dramatiker.

Als Heibel Heine im Oktober 1843 in Paris aufsucht, sind von seinen Dramen bislang lediglich die Tragödien *Judith* (1841) und *Genoveva* (1843) bei Hoffmann und Campe erschienen. Heibel notiert im Tagebuch vom 14. Oktober 1843: „Heine war bei mir und sprach mir über die *Judith*. [...] ich gehöre mit meiner außerordentlichen Gestaltungskraft noch unserer großen Literatur-epoche an, in die jetzige Epoche der Tendenzen passe ich nicht hinein.“⁷² Heine

71 HSA, Bd. 16 (Anm. 16), S. 213.

72 Tagebuch vom 14. Oktober 1843. Friedrich Heibel: *Tagebücher*. Neue historisch-kritische Ausgabe. Hrsg. von Monika Ritzer. Berlin, Boston 2017, S. 357. Vgl. dazu Heibel an Sigmund Engländer, Wien, 6.-25. Mai 1854: „Als er [Heine] die *Judith* gelesen hatte, erklärte er mich persönlich für den letzten Römer unserer großen literarischen Periode; ohne von Grabbe u. s. w. zu reden, meinte aber freilich zugleich und hatte sehr Recht, ich sey zu einer noch schrecklicheren Einsamkeit verdammt,

würdigt in der *Judith* (nach dem apokryphen Buch des Alten Testaments) Hebbels differenzierte individualisierte Darstellung und Führung der dramatischen Figuren in Dialog und Handlung, welche an die klassische Dramaturgie von Lessing bis Schiller in „unserer großen Literaturepoche“⁷³ erinnere, wodurch er aber in der neuen Epoche anachronistisch sei. Insofern trifft eine weitere Notiz im Tagebuch weder die Spezifik der Dramatik Hebbels noch sein Verhältnis zur dramaturgischen Tradition – falls Heine das tatsächlich so gemeint haben sollte: „Ich ginge denselben Weg, den Shakespeare, Heinrich Kleist und Grabbe gegangen.“⁷⁴ Vor allem in der mythisch-historischen Gestaltung der Geschichtsdramen und in der dramatischen Struktur ist Heibel keinesfalls „denselben Weg“ Grabbes „gegangen“.⁷⁵ Heine anerkennt also die sprachliche und dramatische Originalität und Gestaltungsstärke des klassisch orientierten Dramatikers (in der Tradition Schillers), den er ästhetisch undifferenziert in eine Reihe mit Kleist und Grabbe stellt. In dem einzigen Brief an Heine vom 18. Dezember 1855 verwendet Heibel auffälliger Weise die Anrede „Hochverehrter Freund!“, und zwar mit der Begründung, dieser habe ihn ja in der Einleitung zu *De la France* (im Avant-Propos zu *De l'Allemagne*) einen „Freund“ genannt. Beide schrieben gemeinsam „gegen die Mittelmäßigkeit unserer Tage“⁷⁶, und er legt als Beispiel dafür seine gerade erschienene Tragödie *Gyges und sein Ring* bei, die der am 17. Februar 1856 versterbende Heine nicht mehr zur Kenntnis nehmen konnte.⁷⁷

wie selbst Lessing.“ Friedrich Heibel: Wesselburener Ausgabe. Briefwechsel 1829-1863. Historisch-kritische Ausgabe in fünf Bänden. Hrsg. von Otfried Ehrismann, U. Henry Gerlach, Günter Häntzschel, Hermann Knebel, Hargen Thomsen. München 1999, Bd. 3, S. 32.

- 73 Fast zwanzig Jahre später, in einem Brief an Adolph Strodtmann vom 3. März 1862, glaubt Heibel sogar, dass Heine gesagt habe: „Ich sollte mich eigentlich über Sie ärgern, ich habe das Ende der Kunstperiode vorausgesagt und Sie beginnen eine neue.“ Heibel: Briefwechsel (Anm. 72), Bd. 4, S. 343.
- 74 Tagebuch vom 14. Oktober 1843. Heibel: Tagebücher (Anm. 72), S. 357.
- 75 Vgl. Lothar Ehrlich: Der Dramatiker ein „Auferstehungsel der Geschichte“? – Mythos in Friedrich Hebbels dramatischem Werk. In: Drama, Mythos und Geschichte. Zu Mythoskonzeptionen in den Dramen Friedrich Hebbels. Hrsg. von Martin-M. Langner. Berlin 2021, S. 7-20. – Vgl. dazu die schroff ablehnenden Äußerungen Hebbels über Dramen und Dramaturgie des als Antipoden begriffenen Grabbe. Nach der Lektüre von *Don Juan und Faust* notiert er im November 1846 summarisch: „Wie hohl alles Aesthetische aufgefaßt wird, erkenne ich an Nichts so deutlich, als an den seltsamen Parallelen, die man so oft zwischen mir und Grabbe zieht. Ist der Abstand zwischen uns Beiden doch gränzenlos und nicht einmal in den Elementen die geringste Verwandtschaft.“ Heibel: Tagebücher (Anm. 72), S. 502.
- 76 HSA, Bd. 27 (Anm. 2), S. 370f.
- 77 In Heines Nachlassbibliothek vorhanden. Vgl. Anm. 10.

Ob der österreichisch-böhmische Schriftsteller Alfred Meißner, der Heine auf Empfehlung Heinrich Laubes seit Februar 1847 besucht und unterstützt,⁷⁸ „höchste Begabniß“ hatte, darf bezweifelt werden. Das einzige Drama, das Heine kannte, war die Ende 1851 gesandte Tragödie *Das Weib des Urias*,⁷⁹ über dessen misslungene Uraufführung in Wien sein Bruder Gustav berichtete: „Meisner hat hier ein Stück aufführen lassen und ist total durchgefallen. Ich habe ihn aus Rücksicht für Dich sehr protegirt. Meine Rezension war die Beste. Meisner wird nie ein großer Dramatiker werden [...]“⁸⁰ Aber Heinrich Heine lobt dennoch die dramatische Gestaltung der alttestamentarischen Geschichte von König David und Bathseba, der Frau des Offiziers Urias:⁸¹

Was nun Ihre Tragödie: ‚Das Weib des Urias‘ betrifft, so habe ich sie mir zweymal vorlesen lassen und habe auch von den beygelegten Kritiken Kenntniß genommen. Das Stück hat einen sehr bedeutenden Eindruck auf mich gemacht, und ich prognostizire Ihnen eine schöne Zukunft auf diesem Gebiete. Das Stück ist mit einem kühnen Verstande geschrieben und hat nur den Fehler, dass es der ganzen deutschen Sentimentalität ins Gesicht schlägt. [...] Wer ein solches Drama geschrieben, der mag sich freuen.⁸²

Heine sieht die Schuld für den Misserfolg nicht nur in der „deutschen Sentimentalität“, die mit der Erzählung der biblischen Fabel von Sünde und politischer Herrschaft auf dem Theater kollidiert, sondern zugleich in der „Bornirtheit Ihrer Recensenten“. Er empfiehlt aber, nicht gegen diese zu polemisieren, denn sie wären ohnehin nicht zu überzeugen: „Sobald einer emporwächst über die Köpfe, so wird ihm, als das Gleichgewicht der Schmierlitteratur störend, der Prozeß gemacht.“⁸³ Besonders dieser Fall verweist auf das übergreifende Motiv von Heines Heraushebung und beispielhafter Würdigung jüngerer Autoren

78 Mende: Chronik (Anm. 21), S. 239. Vgl. zu den zahlreichen Verzeichnungen, passim.

79 Alfred Meißner: *Das Weib des Urias*. Frankfurt a. M. 1851. Vgl. Alfred Meißner an Heine, 29. Dezember 1851: „Leider ist meinem ersten Stük: dem ‚Weib des Urias‘ nicht der Erfolg geworden, den ich hoffte. Nicht die künstlerische, wohl aber die sittliche und die historische Seite dieses Buchs haben die heftigsten Angriffe erfahren. [...] Wenn Sie, wie ich vielleicht hoffen darf, das Buch gelesen haben – die deutsche Buchhandlung erhielt die Ordre Ihnen ein Exemplar zu übersenden – so sagen Sie mir vielleicht mit zwei Worten, was der Eindruck gewesen, den es auf Sie gemacht.“ HSA, Bd. 26. Briefe an Heine 1842-1851. Bearbeiter Christa Stöcker. Berlin, Paris 1975, S. 372. Vgl. Hoja: Heines Lektüre-Begegnungen (Anm. 55), S. 256-265.

80 Gustav Heine an Heine, 24. Mai 1852. HSA, Bd. 27 (Anm. 2), S. 46.

81 Samuel 2, 11-24.

82 Heine an Alfred Meißner, 13. Oktober 1852. HSA, Bd. 23 (Anm. 1), S. 249.

83 Ebd., S. 250.

und/oder ihrer (ersten) Werke aus der Flut der mittelmäßigen zeitgenössischen deutschen Unterhaltungsdramatik – der „Schmierliteratur“ –, ohne allerdings auf ihre inhaltliche Qualität und ihr ästhetisches Format einzugehen. Für ihn war allein entscheidend, dass er meist auf noch unbekannte, aber ambitionierte Dramatiker verwies, die er publizistisch und journalistisch zu fördern beabsichtigte. Das betrifft alle von ihm in verschiedenen Lebensphasen zitierten Schriftsteller, wenn sie als Theaterautoren hervortraten.

Zur ersten Serie zählten Dramen von Kleist (*Der zerbrochene Krug*, *Penthesilea* 1808, *Das Käthchen von Heilbronn* 1810, *Hinterlassene Schriften* 1821), Oehlenschläger (*Aladdin oder die Wunderlampe* 1807/1808, *Hakon Jarl* 1805/1807, *Correggio* 1809/1810), Grillparzer (*Sappho* 1818, *König Ottokars Glück und Ende* 1823), Immermann (*Das Tal von Ronceval*, *Edwin und Petrarca* 1822) und Grabbe (Manuskript von *Herzog Theodor von Gothland* 1822, *Dramatische Dichtungen* 1827); zur zweiten Serie Dramen von Hebbel (*Judith* 1841) und Meißner (*Das Weib des Urias* 1851).

Dass Heine auch Autoren als Dramatiker schätzte, die entweder schon in der Vormärzperiode oder in der späteren Literatur- und Theaterkritik und erst recht in der Literaturgeschichtsschreibung, aus ideellen und ästhetischen Gründen keine Anerkennung fanden, dürfte zu akzeptieren sein. Dieser Umstand betrifft auch die romantische Theaterliteratur, zumal die Schicksalsdramatik. Zum Zeitpunkt der Entstehung und Veröffentlichung bzw. Uraufführung dieser Dramen vermochte ein Rezensent oder ein Leser (auch ein literarisch kompetenter wie Heine) nicht immer verlässlich beurteilen, ob und in welchem Umfang sie mittel- und langfristig rezipiert würden und welche Wirkungen sie dabei erzielten, zumal die literarische, theaterkünstlerische und wissenschaftliche Aneignung konträre Traditionsstränge ausbildet, die sich behindern oder wechselseitig sogar ausschließen. Als Voraussetzungen für die Bewertung fremder dichterischer Werke sind außerdem die biographische Disposition und die weltanschaulichen und ästhetischen Erwartungen des Lesers oder Zuschauers mit zu bedenken.

Im Falle Heinrich Heines kommt hinzu, dass er zu einigen Autoren persönliche, mitunter freundschaftliche Beziehungen (Immermann, Meißner) unterhielt, also nicht nur in dem Sinne, dass er sie im Hinblick auf die Schaffung ethisch und ästhetisch verantwortbarer dramatischer Werke als „Freunde“ begriff. Unter dem Aspekt des literatur- und theatergeschichtlichen Ranges und der entstehenden Kanonisierung überschätzte Heine allerdings Meißner und Oehlenschläger beträchtlich, mitunter auch Immermann, erfasste hingegen die außergewöhnliche Bedeutung Kleists, Grillparzers, Hebbels und vor allem Grabbes.

PETER SCHÜTZE (DETMOLD)

Jahresbericht 2021/22

Georg Weerth steht in diesem Jahrbuch an oberster Stelle. Ihm, dem vormärzlichen Journalisten, dem Satiriker, dem „ersten und bedeutendsten Dichter des deutschen Proletariats“ (Friedrich Engels) und dem reisenden Kaufmann, nicht in erster Linie Christian Dietrich Grabbe ist dieser Band gewidmet. Der 200. Geburtstag Weerths, am 17. Februar 1822 in Detmold geboren, sein Auftreten als demokratischer Vorkämpfer und sein beachtliches, aber viel zu lange viel zu wenig beachtetes literarisches Werk rechtfertigen diese Entscheidung. Das Jubiläumsjahr, das die Grabbe-Gesellschaft in Kooperation mit anderen Institutionen, mit Wissenschaftlern, Künstlern, Politikern und Journalisten diesem bedeutenden Mann aus Detmold gewidmet hat, bot eine Vielzahl von Veranstaltungen, Ausstellungen, Publikationen, akustischen und visuellen Aufzeichnungen, die auf ein höchst erfreuliches öffentliches Interesse stießen. Auch die Zeitungen prangten mit Georg Weerth-Erinnerungen und Artikeln über unsere Arbeit. Die spektakuläre Materialfülle, mit der wir aufwarten konnten, und das publizistische Echo darauf verlangten nach einer umfassenden Dokumentation und Auswertung des Jubiläumsjahres *Weerth 200*.

Am 10. September 2021 konnte unsere Mitgliederversammlung nach dem durch die Corona-Pandemie bedingten Ausfall des vergangenen Jahres wieder als Präsenzveranstaltung durchgeführt werden; einige Mitglieder nutzten auch die Möglichkeit einer digitalen Teilnahme. Nach seiner Entlastung stellte sich der bisherige Vorstand wieder zur Wahl; alle fünf Vorstandsmitglieder wurden – mit Ausnahme bei eigener Enthaltung – einstimmig in ihrem Amt bestätigt: Dr. Peter Schütze als Präsident, Prof. Dr. Lothar Ehrlich als stellvertretender Präsident, Hans Hermann Jansen als Geschäftsführer, Christian Weyert als Schatzmeister und Carmen Jansen als Schriftführerin. Als Gast der Versammlung war Georg Heckel, der Intendant des Landestheaters Detmold, erschienen, um uns seine Vorschläge zur Neuausrichtung des Grabbe-Preises zu unterbreiten. Anschließend wurden die Pläne für das Weerth-Jubiläum vorgestellt.

Nach der offiziellen Mitgliederversammlung gab uns der Völklinger Gymnasiallehrer André Hischemöller, der das Werk Grabbes in seinen Unterricht einzubeziehen pflegt, Anlass, unseren Dichter nicht aus den Augen zu verlieren: Er hielt über Bildschirm einen Vortrag über sein Promotionsvorhaben zu *Protagonisten bei Grabbe*. Das Referat, zu dem auch die Peter-Hille-Gesellschaft eingeladen war, wurde per Zoom mit dem Vortragenden diskutiert. Es diente den Gästen zugleich als Auftakt zu ihrem Hille-Wochenende am 11. und 12. September

in Marienmünster und Erwitzen. Im Mittelpunkt standen dort Vorträge über *Helden* und *Anti-Helden*.

Fast schon Tradition geworden ist der Besuch von Schüler/-innen des Pariser Gymnasiums Louis Le Grand. Nachdem ihre Exkursion im Jahr zuvor abgesagt werden musste, begaben sie sich mit ihrer Lehrerin Anne Röhling vom 25. bis 29. Oktober 2021 nun wieder auf eine ‚Germanistische Studienfahrt‘. Während ihres Aufenthalts besuchten sie Höxter und Corvey, trafen sich zum Thema „Georg Weerth und die *Neue Rheinische Zeitung*“ mit Mitgliedern der Grabbe-Gesellschaft, hielten Seminare über Theodor Fontane und Max Frisch ab, begaben sich in Detmold, geführt von Peter Schütze, auf die Spuren von Grabbe, Weerth und Freiligrath und erlebten auf der Heimreise noch eine exzellente Führung im Düsseldorfer Heinrich-Heine-Institut durch Archivar Christian Liedtke M.A. Belebt wurde ihr Aufenthalt in Marienmünster zudem durch einen Vortrag des Kunsthistorikers Dieter Begemann über deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts und eine (öffentliche) Soiree: Der Pianist Viacheslav Shelepov spielte romantische Stücke auf alten Klavieren; Anne Röhling und Peter Schütze rezitierten Nachtgedichte.

Für den 5. November 2021 war eine Vorstandssitzung in der Anna Amalia Bibliothek in Weimar anberaumt worden. Vorbereitet worden war sie in einem Gespräch zwischen Peter Schütze, Hans Hermann und Carmen Jansen, in dem das Programm der Weerth-Feierlichkeiten, wegen der prekären finanziellen Situation der Gesellschaft ein künftig eventuell verändertes Format des Jahrbuchs und die Eingliederung unseres Vereins in einen größeren Verband westfälischer Literaturgesellschaften erörtert wurden. Diese Fragen blieben in Weimar zunächst offen. Besprochen und festgelegt wurde jedoch die Programmfolge der Jubiläumsveranstaltungen im Februar 2022.

Auch der Grabbe-Preis stand erneut zur Debatte. Es wurden Bedenken geäußert, ob durch die Aufteilung in einen mit 15 000 € dotierten Hauptpreis, für den das Theater, und einen Förderpreis zu 5000 €, für den die Grabbe-Gesellschaft zuständig sei, wir nicht zu sehr an den Rand gedrängt würden. Außerdem wurde der Plan kritisiert, dass die Einreichung der Theatertexte in erster Linie durch Theaterverlage, alternativ nur mit Empfehlung „einer Persönlichkeit aus dem Theater- oder Literaturbetrieb“, erfolgen solle. Es wurde empfohlen, zunächst an den bisherigen Statuten festzuhalten und beschlossen, ein erneutes Gespräch mit dem Intendanten zu suchen. Es fand am 10. Dezember 2021 statt. Herrn Heckel gelang es, die Bedenken des Vorstands zumindest für die diesmalige Verleihung zu zerstreuen.

Von Weimar ging es nach Zeitz, wo am 7. November das von Hans Hermann Jansen und Joachim Thalmann erstellte „Historical“ *Die Guillotine wird uns retten und die Leidenschaft der Weiber*, dargeboten vom Musikalisch-Literarischen

Quartett und dem Vokalensemble „Vielanders“, in der Moritzburg Premiere feiern konnte. Die Darsteller, die mit diesem Auftritt bereits im Vorfeld die Reihe unserer Weerth-Veranstaltungen eröffneten, konnten sich über ein lebhaftes Echo und lang anhaltenden Applaus freuen und viel Lob mit nach Hause nehmen. Unser Aufenthalt in Zeitz wurde durch ein paar zusätzliche Schmankerln versüßt: in einem Lokal mit hervorragender asiatischer Küche und einer Weinprobe beim Winzer Schulze in Döschwitz; ein paar unserer Mitstreiter besuchten auch eine Lesung des Schriftstellers Ingo Schulze in Zeitz.

Am 11. Dezember 2021 fand dann wieder unser traditioneller Grabbe-Punsch im Geburtshaus des Dichters statt. Mit den heißen Getränken, vom Präsidenten mit Rotwein alkoholisch kräftig, aber auch mit Apfelsaft für Abstinenzler geeignet angerührt, wurde fleißig angestoßen. Lothar Ehrlich stellte das pünktlich ausgelieferte Jahrbuch vor, Hans Hermann Jansen gab einen Ausblick auf das Weerth-Jahr, Peter Schütze sorgte mit seiner Darstellung des Dichters Rattengift dafür, dass Grabbe an diesem Abend anwesend blieb, der bedeutende Detmolder Künstler Rainer Nummer trat als Schnellzeichner auf: Mit rasanter Geschwindigkeit warf er ein Konterfei Georg Weerths aufs Papier. Er begleitete das Weerth-Jubiläum mit dem unermüdlichen Einsatz seines von Einfällen sprudelnden Kopfes und seiner Hände: Werbematerialien, Plakate, Fahnen und Banner zeigen seine Handschrift, er verlieh der Website *Weerth 200* ästhetisches Format, seine Grafiken schmückten das Cover und das Begleitheft unserer Hörspiel-CD mit den *Humoristischen Skizzen aus dem deutschen Handelsleben* und seine Ausstellungen im Rathaus, in der Landesbibliothek und der Galerie „freiraum“ luden zur Begegnung mit Weerth ein. Durch Nummers Einsatz erhielt das Weerth-Jahr in Detmold eine einheitliche visuelle Prägung, die im Gedächtnis haften und mit Georg Weerth weiterhin verknüpft bleiben wird. Beim Grabbe-Punsch stellte er seine Werkstatt mit zahllosen Porträtskizzen Georg Weerths und plastischen Aufbauten vor. Die jungen Sängerinnen Kara Pohlmann und Maria Techmanski vom Marienmünsterschen Projekt „Ferien-theater“ setzten heitere musikalische Akzente und Ulrich Klappstein trug zum Schluss fidele Limericks vor. Mit diesem in jeder Hinsicht anregenden und lehrreichen Abend verabschiedete sich die Grabbe-Gesellschaft ins Jahr 2022.

Am 19. Januar 2022 nahm der Präsident an einem digital übertragenen Netzwerktreffen des *Literaturland Westfalen [lila we:]* teil und berichtete über Planung und Präsentationsformen des Weerth-Jubiläums. Eine Beteiligung und Förderung beim nächsten westfälischen Literaturfestival wurde in Aussicht gestellt. Am 20. Januar wurde die Ausschreibung des Grabbe-Preises in dem mit dem Theater vereinbarten Modus ins Internet gestellt und unter anderem im Fachorgan *Theater der Zeit* veröffentlicht. Bis zum Fristende im Mai 2022 gingen 25 Bewerbungen beim Landestheater ein. Die Jury, in der die

Grabbe-Gesellschaft durch ihren Präsidenten vertreten ist, trat erstmalig am 12. August 2022 zusammen.

Das spürbare Interesse, mit dem unsere Ankündigungen zur Weerth-Feier in Presse und Öffentlichkeit aufgenommen wurden, versprach für den Festakt am 17. Februar 2022, dem 200. Geburtstag Weerths, einen großen Zustrom in der Stadthalle Detmold. Sogar Frank-Walter Steinmeier, der persönlich nicht erscheinen konnte, hatte ein Grußwort aufzeichnen und digital zusenden lassen. Der Kontakt war vom Bundespräsidenten ausgegangen; im Dezember 2021 hatte sich Heiko Holste, der Leiter des Arbeitsstabes Historische Grundsatzfragen beim Bundespräsidialamt, bei Hans Hermann Jansen gemeldet und den Kontakt hergestellt. Bis zum Nachmittag des 16. Februar schien alles seinen gewünschten Verlauf zu nehmen, doch dann löste eine Sturmwarnung das kurzfristige Verbot sämtlicher öffentlicher Veranstaltungen an diesem Abend aus, die Aufführungsstätten blieben verschlossen. Anreisende Künstler und Gelehrte, die zum Weerth-Symposion „Die Gestaltung literarischen Räume in Werken und Briefen von Georg Weerth“, das am nächsten Vormittag beginnen sollte, anreisten, mussten auf halber Strecke umkehren. Am Abend war dann zwar kein besonders gutes Wetter in Detmold, doch von einem Orkan konnte keine Rede sein; die Veranstaltungen hätten stattfinden können. Die Besorgnis, es könne zu Überschwemmungen kommen wie andernorts im Juli 2021 und es seien nicht rechtzeitig Vorkehrungen getroffen worden, saß den Verantwortlichen der Stadt wohl im Nacken, und so reagierten sie auf die Wetterwarnung übervorsichtig.

Anderntags konnte die ehemalige Schule am Wall wieder als Veranstaltungsort genutzt werden. Dort wurde am Nachmittag eine Mitgliederversammlung der Grabbe-Gesellschaft abgehalten. Nach der Jahres-Rückschau des Präsidenten stand die weitere Planung auf der Tagesordnung. Die Idee des Museumsleiters Dr. Michael Zelle, ein Weerth-Zimmer im Landesmuseum einzurichten, wurde vorgestellt. Lothar Ehrlich schlug vor, dann auch Grabbe und Freiligrath mit einzubeziehen. Des Weiteren machte Hans Hermann Jansen auf den Theologen und Schriftsteller Theodor Althaus aufmerksam, der am 26. Oktober 1822 in Detmold geboren wurde. Sein 200. Geburtstag falle daher auch ins Jahr 2022 und sein Gedenken in die Zuständigkeit unserer Gesellschaft; die Volkshochschule habe für den 26. Oktober bereits eine Hommage unter dem Titel *Der Dichter lebt zwei Leben* angekündigt.

Weil die Zahl der Grabbe-Mitglieder stark gesunken ist – von 342 (1998) auf 190 (Ende 2021) – haben sich auch die Einnahmen spürbar verringert. Der Vorschlag, den Beitrag zu erhöhen, um einen Ausgleich zu schaffen, stieß auf wenig Gegenliebe; es wurde eingewendet, das werde die verbliebenen Mitglieder und Personen, die einen Eintritt in Erwägung ziehen, eher abschrecken. Nur Projekte brächten nach Meinung des Schatzmeisters Gewinn. Überlegt wurde, ob sich

durch Einsparungen beim Jahrbuch die Ausgabenlast mindern lasse. Eine Reduzierung der gedruckten Auflage und die Digitalisierung des Jahrbuchs standen zur Debatte. Darüber solle mit dem Verlag gesprochen werden. Lothar Ehrlich wandte ein, die Druckausgabe sei unerlässlich, weder die Mitglieder noch die Bibliotheken wollten darauf verzichten. Ein Beschluss wurde nicht gefasst.

Auf der Tagesordnung stand auch die Wahl des Beirats. Der Vorstand hatte eine Liste seiner Wunschkandidaten aufgestellt. Es handelte sich um Claudia Biehahn (Volkshochschule), Dr. Joachim Eberhardt (Landesbibliothek), Georg Heckel (Landestheater), Dr. Michael Kienecker (Peter-Hille-Gesellschaft), Dörte Pieper (Stadt Detmold, Fachbereich Kultur), Jürgen Popig (Theater Heidelberg), Christ-Dore Richter (Lippischer Heimatbund), Karsten Strack (Literaturbüro Detmold), Georg Weis. Die vorgeschlagenen Personen wurden kollektiv einstimmig gewählt.

Auch konnte am 18. Februar der Film *Die letzten Tage des Georg W.* aus dem Jahre 1986, eine prominent besetzte, hochwertige Fernsehinszenierung der DDR über den Tod Weerths in Havanna vorgeführt werden. Das Weerth-„Historical“ feierte wiederum einen Tag später in der Schule am Wall die mit viel Beifall aufgenommene Premiere, am 20. Februar konnte Rainer Nummer seine von Schaulustigen überlaufene Ausstellung *Weerthvolles* in Nicola Nillings Büro „freiraum“ eröffnen. Am Abend folgte eine Lesung in der Schule am Wall: Unter der Überschrift *„Verliebtsein ist eine abscheuliche Plage, bei der das Essen nicht mehr schmeckt und der Schlaf nicht mehr erquickt“* trugen Eva und Joachim Thalmann sehr einfühlsam Auszüge aus den Briefen Weerths und seiner Cousine, der vergeblich umworbenen Betty Tendering vor – Dokumente einer unerfüllten Liebe.

Am 25. Februar reiste das Ensemble der Weerth-Revue nach Unterbarmen und trat dort im Begegnungszentrum des Caritasverbandes auf. Im Publikum auch Reiner Rhexus, Autor und Mitarbeiter im Historischen Zentrum Wuppertal, der uns auf einem nächtlichen Spaziergang durch Barmen zu Aufenthaltsorten von Weerth und Friedrich Engels führte und eine weitere Zusammenarbeit mit der Grabbe-Gesellschaft anstrebt. Für eine Vorstellung der Weerth-Revue in der Citykirche Wuppertal am 15. November 2022 wurde bereits der Teppich gelegt; in der Hoffnung auf einen stärkeren Besuch als in Barmen haben wir zugesagt. Am 27. Februar dann die Genugtuung: Unser „Historical“ wurde in der Kulturstiftung Marienmünster wiederholt und fand dort großen Zuspruch.

Eine ausführliche Übersicht der Jubiläumsereignisse bietet Karen Hansmeier mit ihrer hier abgedruckten Reportage *Presse – Freiheit – Menschen – Recht: 200 Jahre Georg Weerth*. Ihr umfassender Beitrag erübrigt ein weiteres Eingehen auf Aspekte und Stationen an dieser Stelle. Erwähnt werden muss freilich das Weerth-Symposium, das schließlich am 11. und 12. März 2022 stattfand. Es

ist in diesem Jahrbuch mit dem Abdruck der Vorträge und der Einleitung von Lothar Ehrlich dokumentiert. Unter verschiedenen Gesichtspunkten umstellten die Referate, sich wechselseitig erhellend, Leben und Ansichten des reisenden Kaufmanns und Briefschreibers Georg Weerth. In vieler Hinsicht ergänzten sich die Redner auch in den auf ihre Beiträge jeweils folgenden Diskussionen, in die sich auch das kleine, aber höchst interessierte Publikum einschaltete. Der ‚späte‘ Weerth ist für viele seiner Leser noch immer Neuland; die Tagung ging wichtige Schritte auf seine wissenschaftliche Erkundung zu.

Am 12. März konnte dann das Satirefest zum 200. Geburtstag Weerths in der Stadthalle nachgeholt werden. Hans Hermann Jansen, Eva Thalmann und Maja Machalke führten durch das bunte Programm, das großen Anklang beim zahlreich erschienenen Publikum fand. Die Stars unserer Hörspiel-CD, Fritz Eckenga, Erwin Grosche und Hans Zippert, wurden für ihre kabarettistischen Szenen gefeiert, Bernd Gieseck steuerte einen pffiffigen Monolog aus der Ferne und mit digitaler Unterstützung bei, der Liedermacher Phil solo erfreute mit Liedvertonungen Weerthscher Texte und Peter Schütze, der für seine Beteiligung am Jubiläum geehrt wurde, beschloss den Abend mit zwei satirischen Gedichten Weerths. So wurde aus der Eröffnung ein fröhlicher Abgesang der zentralen Weerth-Wochen in Detmold. Die Reihe der Vorstellungen war damit jedoch keineswegs abgeschlossen, denn zusätzliche Veranstaltungen sind noch bis ins Jahr 2023 geplant.

Als einen geradezu schmeichelhaften Erfolg für unsere Gesellschaft werte ich das mit dieser Hingabe nicht erwartete Engagement Jugendlicher. Gut aufgenommene Besuche von Hans Hermann Jansen und mir in Schulklassen hatten schon Anfang des Jahres für Interesse an Weerth gesorgt; „Lange Lesenächte“ („*Weerth im Original*“) wurden von Abiturienten des Leopoldinums am 4. und 5. Februar in ihrer Aula gestaltet, wo am 26. Februar auch Schülerinnen, Schüler und Dozenten der Johannes Brahms-Musikschule mit dem Programm *Con spirito – Klingende Humoresken zum 200. Geburtstag von Georg Weerth* auftraten. Erwähnenswert ist auch ein von der Stadt gestalteter Workshop mit 8 bis 12-jährigen „Nachwuchsreportern“, die Georg Weerth und Theodor Althaus für sich entdeckten. Als ein Höhepunkt der Bemühungen junger Menschen um Weerths Leben und Werk stellte sich *Weerth – Das Musical* heraus, das von Abiturient/-innen verfasst, komponiert und im Rahmen des „Ferien-theaters“ in der Abtei Marienmünster am 30. Juni 2022 mit großem Erfolg auf die Bühne gebracht wurde. Maja Machalke berichtet im Jahrbuch davon.

Damit aber ist das Kapitel noch längst nicht abgeschlossen; die Serie der auf Weerth und ab Herbst auf Althaus bezogenen Aktivitäten setzt sich fort: Sehr gut angenommen wurde am 28. Juli ein von Hans Hermann Jansen und Joachim Thalmann geleiteter Spaziergang in der Senne, dem sich rund 40 Wanderer

anschlossen, um Strecken zu erkunden, die Georg Weerth einst zurückgelegt hatte, und unterwegs Texte des Dichters zu vernehmen. Joachim Thalmann beeindruckte die Gruppe vor allem mit seiner Lesung von Weerths *Die Armen in der Senne*. Am 8. und 9. Juli schlossen sich Gastspiele mit der Weerth-Revue in Blomberg und im Düsseldorfer Heinrich-Heine-Institut an.

Nach langer Corona bedingter Pause konnten wir, erneut gemeinsam mit der Peter-Hille-Gesellschaft, am 19. April 2022 wieder eine Busreise antreten. Sie führte über Eschershausen, wo das Raabe-Museum besichtigt wurde, nach Kassel zu einer Führung durch die „Grimmwelt“ und weiter nach Bad Heiligenstadt, wo im Hotel Vitalpark Quartier bezogen wurde. Von dort aus wurden alle Abstecher unternommen. In Heiligenstadt selbst, wo Theodor Storm einige Jahre als Richter gewirkt hatte, standen das Storm-Literaturmuseum und das Eichsfeld-Museum auf dem Programm. Dann wurde Ebergötzen besucht, wo Wilhelm Busch sich einst als Moritz mit seinem Freund Bachmann, der dem Max zum Verwechseln ähnlich sah, herumgetrieben hat, wo die Mühle bisweilen heute noch klappert und Mehl erzeugt und wo ein Besuch des Brotmuseums über die Geschichte dieses lebenswichtigen Nahrungsmittels unterrichtet. Der Abend im Hotel bot einen musikalisch-literarischen Abend mit Gedichten von Storm und Heine, der sich einst (1825) in Heiligenstadt hatte taufen lassen. Anderntags brachte der Bus unsere Reisegesellschaft nach Göttingen, wo Stadtführungen uns vor Ort mit dem Universitäts- und Stadtverweis der „Göttinger Sieben“ und mit einigen Kirchen der Stadt vertraut machten. Mit einem Besuch des „Clavier-Salons“ von Prof. Gerrit Zitterbart endete der Aufenthalt in Göttingen; den Abend im Hotel bestritt Peter Schütze mit einem heiteren Wilhelm Busch-Vortrag. Auf der Rückfahrt am 22. April wurde Station zunächst in Limlingerode gemacht, wo Sarah Kirsch lebte, bevor sie in die Bundesrepublik ging. Ihr Haus ist jetzt eine Gedenkstätte und für Besucher geöffnet. Ihre enge Freundin Heidelore Kneffel pflegt den Ort; sie brachte uns sehr einfühlsam die Persönlichkeit der Dichterin nahe. Nach Unterbrechungen in Bad Gandersheim, wo der Dom besichtigt wurde, und im Kloster Brunshausen, in dem Hrotsvith (Roswitha von Gandersheim) als Kanonisse gewirkt hat, fand die Exkursion ihren Abschluss.

Am 7. Juni 2022 trafen sich die Herren Jansen und Schütze mit Dörte Pieper, der Fachbereichsleiterin Kultur, und Astrid Illers von der Teamleitung Marketing am überwucherten Grab Grabbes und seiner Mutter auf dem Paulinenfriedhof. Angesichts des verheerenden Zustandes konnten endlich die entscheidenden Schritte zur Säuberung und Neugestaltung der Gedenkstätte eingeleitet werden. Das ‚Grüne Team‘ der Stadt Detmold erklärte sich bereit, bis zum Todestag des Dichters am 11. September 2022 das Unkraut und die Steinumrandung entfernen zu lassen, die Erde aufzufüllen und zu verdichten, Rasen zu säen

und zwei dort entnommene Steinrahmenplatten vor den Grabsteinen als Ablage für Blumen oder Kränze zu platzieren. Die Fürstin Pauline-Stiftung stimmte zu, in Zukunft regelmäßig das Gras zu mähen. Weil auf die Grabbe-Gesellschaft keine Kosten zukommen, können die von Mitgliedern überwiesenen Spenden in Höhe von 550 Euro für die Finanzierung des Grabbe-Förderpreises eingesetzt werden.

Dass derlei Zuwendungen dringend notwendig sind, legte Hans Hermann Jansen auf einer Vorstandssitzung am 11. Juli 2022 im Grabbe-Haus offen: Mit der Finanzierung des Jahrbuchs und des Förderpreises seien die finanziellen Ressourcen der Grabbe-Gesellschaft bis Ende des Jahres erschöpft. Sein Vorschlag, einen Schulabsolventen, der vor dem Abitur im Anwerben von Spenden für sein Gymnasium bereits sehr erfolgreich gewesen sei, gegen Stundenlohn und Beteiligung an erzielten Beträgen zu engagieren, wurde einstimmig angenommen. Auch wurde die Frage nach einem veränderten Format des Jahrbuchs, um sparsamer agieren zu können, wieder in den Raum gestellt. Lothar Ehrlich (telefonisch zugeschaltet) bat darum, ein intensives Gespräch und Entscheidungen darüber auf den Dezember zu verlegen. Zur Refinanzierung der Ausgaben wurde eine Versteigerung von Werken angeregt, die Rainer Nummer der Gesellschaft zur Verfügung gestellt hatte. Der Künstler, der natürlich auch selbst davon profitieren soll, wurde inzwischen befragt und hat sich einverstanden erklärt. Mit einer Ankündigung am Ende der Versammlung mag auch diese Rückschau schließen: Da sich 2023 die Märzrevolution von 1848 zum 175. Mal jährt, wird zu diesem Thema vom 11. bis 14. April eine ‚LiteraTour‘ nach Potsdam und Berlin führen.

Es bleibt zu hoffen, dass sich der pekuniäre Notstand beheben lässt; an Projekten ist kein Mangel. Unsere Themen wurden in vielfältiger Gestalt greifbar und sichtbar. Die Menge der Darstellungsformen, mit denen wir die Öffentlichkeit überraschen konnten, haben das Ansehen der Grabbe-Gesellschaft spürbar gesteigert und, durch die Bereitschaft so vieler Menschen, in verschiedensten Funktionen aktiv zu werden und mitzuwirken, ihre Kräfte vermehrt. Auch unser Archiv gewann bedeutend hinzu, vor allem durch Werke Rainer Nummers, aber auch durch den Erwerb antiquarischer Bücher aus der frühen DDR-Zeit. Alle Mühen, die aufgewendet wurden, haben gelohnt; die Resultate haben unmissverständlich gezeigt, wozu eine literarische Gesellschaft imstande ist und was dabei herauskommt, wenn sie ihre Verpflichtungen ernst nimmt. Und es gibt noch viel zu schaffen; die Themen fliegen uns förmlich zu.

Georg Weerth: *Englische Reisen. Reiseskizzen und Reportagen 1843 bis 1847*. Hrsg. und mit Erläuterungen versehen von Bernd Füllner. Bielefeld: Aisthesis Verlag 2022 (Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen, Bd. 97; Reihe Texte, Bd. 51).

Von Herbst 1843 bis Frühjahr 1846 lebte und arbeitete der Kaufmann Georg Weerth in England¹ und verfasste über die gesellschaftlichen Verhältnisse pointierte literarische Texte, die mit einiger Regelmäßigkeit in deutschen Feuilletons, zunächst vor allem der *Kölnischen Zeitung*, erschienen.² Diese Berichte ergänzte und erweiterte er später zu mitunter sehr umfangreichen (vierzehn) Kapiteln der *Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten* (1847/48), die, obwohl der Autor eine komplette Handschrift (aus immerhin 277 Blättern bestehend) für den Druck anfertigte, am Ende jedoch unveröffentlicht blieb. Das Internationale Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam verwahrt u. a. diese Autographen und stellt sie inzwischen der Forschung digital zur Verfügung. Erst in den zu Weerths 100. Todestages 1856 herausgegebenen *Sämtlichen Werken*³ wurde dieser Text, allerdings auf Grundlage einer Kopie des Originals im Moskauer Institut für Marxismus-Leninismus, publiziert.

Bernd Füllner, der sich seit Jahrzehnten editorisch und interpretatorisch mit Georg Weerth beschäftigt,⁴ gibt nun erstmals die ursprünglich in Journalen erschienenen Texte, also die Erstdrucke, in chronologischer Folge und diplomatischer

-
- 1 Uwe Zemke: Georg Weerth. Ein Leben zwischen Literatur, Politik und Handel. Düsseldorf 1989; Neuauflage Bielefeld 2022, S. 37-79. Vgl. die Besprechung in diesem Band.
 - 2 Die *Kölnische Zeitung* war ein damals weitverbreitetes Periodikum, das auch regelmäßig über das gesellschaftliche Leben europäischer Länder berichtete. Unter der Leitung von Joseph DuMont prägten Redakteure wie Hermann Püttmann (ein Förderer Georg Weerths) oder Levin Schücking ein progressives, liberales journalistisches Profil aus. Ihre „eigenständige Literaturbeilage“ darf als „das erste Feuilleton in einer deutschen Tageszeitung“ gelten (S. 162); künftige Zitate im fortlaufenden Text nachgewiesen mit der Seitenzahl in runder Klammer.
 - 3 Georg Weerth: *Sämtliche Werke* in fünf Bänden. Hrsg. von Bruno Kaiser. Berlin 1956-1957.
 - 4 Vgl. die Weerth-Bibliographien in den Grabbe-Jahrbüchern. Bereits 1985 hatte Bernd Füllner Texte aus England ediert: Georg Weerths Reiseberichte aus England, Frankreich und Köln vor und nach den ersten revolutionären Ereignissen im Jahre 1848. Acht Korrespondenzartikel für die von G. G. Gervinus herausgegebene „Deutsche Zeitung“, versehen mit einer Einführung und Erläuterungen. In: Grabbe-Jahrbuch 4 (1985), S. 58-79. – Zuletzt: Georg Weerth: Das Domfest von 1848 [Neue Rheinische Zeitung, 18.-31. August 1848]. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Bernd Füllner. Bielefeld 2014 (Vormärz-Archiv, Bd. 1).

Schreibweise heraus, d. h. bei vollständiger Bewahrung der individuellen historischen Orthographie. Die Artikel werden in der literarischen Entwicklung des Schriftstellers entstehungs- und rezeptionsgeschichtlich erläutert und geschichtlich verortet. Die höchsten wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht werdende Edition bietet auf diese Weise die philologische Grundlage für eine Aufnahme der Texte durch den zeitgenössischen Leser, der die Gestaltungs- und Wirkungsabsichten des sozialkritischen Autors zunächst nur über die Feuilletons von Tageszeitungen zur Kenntnis nehmen konnte.

Das Zentrum der Ausgabe bilden die sieben Beiträge der *Englischen Reisen* (1844) und die fünf der *Scherzhaften Reisen* (1845), die allesamt in der *Kölnischen Zeitung* erschienen. Sozialkritisch relevant sind vor allem Weerths eindringliche, anschauliche Berichte über London (*Londoner Nebel*) und über die Industriestadt Bradford (*Eine Fabrikstadt, Die Fabrikarbeiter*), kulturell interessant die über das Leben in Yorkshire (*Weihnachtsfest in den Yorkshire-Bergen, Ein Jahrmarkt in Yorkshire*). Aufnahme in die Serie der Texte fand auch die vielleicht berühmteste literarische Skizze des Autors *Das Blumen-Fest der englischen Arbeiter*, die im September 1845 nicht in der *Kölnischen Zeitung*, sondern im *Gesellschaftsspiegel. Organ zur Vertretung der besitzlosen Volksklassen und zur Beleuchtung der gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart* herauskam.

Der Band gliedert sich entsprechend seines wissenschaftlichen Formats in zwei Abteilungen – in den edierten Text und in den Apparat. In diesem folgen nach einigen illustrierenden Abbildungen Erläuterungen, die jeweils aus der Entstehungsgeschichte, dem Nachweis der Handschrift und dem Verzeichnis der Erst-, Nach- und Neudrucke, den textkritischen Mitteilungen (Satzfehler) und schließlich dem Stellenkommentar bestehen.

Da ein systematischer Vergleich der Erstdrucke in den Journalen mit der Werk-Handschrift *Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten* wegen der weitgehend neu geschriebenen und insofern eigenständigen Version, die nur selten Beiträge aus den früheren Veröffentlichungen in den Zeitungen übernimmt oder verarbeitet, fehlt, war ein durchgehendes Verzeichnis der textlichen Änderungen, auch einzelner Lesarten und Varianten, nicht anzustreben, meist ohnehin nicht zu realisieren. Möglich wäre dies allenfalls bei wenigen Texten „erster Hand“, die beim Umschreiben zu den *Skizzen* ihre Struktur behielten und daher nur wenige Varianten aufweisen. Einige wesentliche Umschreibungen wurden vom Herausgeber dennoch mitgeteilt und erläutert.

Ein markantes Beispiel einer gravierenden Differenz zwischen dem Erstdruck im Journal und in der Handschrift der *Skizzen* findet sich im *Blumen-Fest der englischen Arbeiter*. Die am Ende im *Gesellschaftsspiegel* angekündigte Verwirklichung einer kulturellen Utopie der Arbeiterklasse beseitigte Weerth bei der Überarbeitung 1847/48. Im September 1845 hatte er geschrieben: „Die ersten

Anfänge dieser poetisch-künstlerischen Entwicklung der englischen Arbeiter sind bereits gemacht.“ In euphorischer Übersteigerung formulierte Weerth damals, sein Freund Jackson habe „das diesjährige Blumenfest der Arbeiter in einem Gedicht verherrlicht, das sich an einfacher Schönheit mit dem vollkommensten unsrer deutschen Lyrik messen kann.“ (S. 111)⁵

Zwei weitere, rezeptionsgeschichtlich interessante Varianten erläutert Bernd Füllner bei der Wiedergabe des letzten Feuilletonbeitrags über England *An Bord des Glen-Albyn. Ein Reise-Affentheuer (See-Charivari) [!]* in der *Deutsche[n]-Brüsseler-Zeitung* (1847), der in den *Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten* das abschließende Kapitel *Rückkehr* bildet. Die erste Korrektur bezieht sich auf eine politisch motivierte Texttilgung Bruno Kaisers in den *Sämtlichen Werken*, der glaubte, das „grotesk“ gestaltete Ertrinken von „11 polnischen Juden“ auf See (S. 114-115) nach dem Holocaust in der Zeit des Nationalsozialismus streichen zu müssen.⁶

Und die sarkastische Satire auf die vielgelesene zeitgenössische Schriftstellerin Ida Gräfin von Hahn-Hahn (1805-1880) nach der Wendung „Bald stehen wir auf belgischem Boden!“ am Ende des Journalabdrucks:

Ottocar Bohemund Graf von Hahn-Hahn,
weitläufiger Anverwandter der Gräfin Ida von
Huhn-Huhn [!]. (S. 125)

ersetzte Weerth, wie Füllner dokumentiert, durch ein Zitat aus dem Gedicht *Unsre Marine* des von ihm verehrten Heine, nachdem er das „Bald stehen wir auf belgischem Boden“ durch „Bald wieder in Deutschland“ topographisch korrigiert hatte:

„Die Welt ist rund! Was nützt es am End,
Zu schaukeln auf müßiger Welle?
Der Weltumsegler kommt zuletzt
Zurück auf dieselbe Stelle.“⁷

5 Bruno Kaiser bietet die für einen Marxisten wichtige Variante in den Anmerkungen. *Sämtliche Werke* (Anm. 3), Bd. 3, S. 496; auch in der westdeutschen Ausgabe ist sie verzeichnet: Georg Weerth: *Vergessene Texte. Werkauswahl in zwei Bänden*. Nach den Handschriften hrsg. von Jürgen-W. Goette, Jost Hermand, Rolf Schloesser. Mit einem Beitrag von Heinrich Böll. Köln 1975, Bd. 1, S. 274, Anm. 2.

6 Vgl. Weerth: *Sämtliche Werke* (Anm. 3), Bd. 3, S. 463 und 516.

7 Heinrich Heine: *Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke*. In Verbindung mit dem Heinrich-Heine-Institut hrsg. von Manfred Windfuhr. 16 Bde. Hamburg 1973-1997, Bd. 2. *Neue Gedichte*. Bearb. von Elisabeth Genton. Hamburg 1983,

Um das außergewöhnliche wissenschaftliche Format der Publikation zu würdigen, sei ein Rückblick auf den bisher nicht erörterten problematischen Umgang früherer Herausgeber mit den *Englischen Reisen* gestattet, die Bernd Füllner nun erstmals in konsequent historischer Gestalt vorlegte.

Der Nestor der Weerth-Forschung, Bruno Kaiser, der sich in den *Sämtlichen Werken* bei den *Englischen Reisen* prinzipiell für die Fassung letzter Hand, also für die bis dahin unveröffentlichte Handschrift der *Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten*, entschied, hatte bereits 1948 in einer Ausgabe von *Ausgewählten Werken*⁸ einige Texte aus Journalen, auch aus den *Scherzhaften Reisen* in der *Kölnischen Zeitung*, ediert⁹ – freilich in moderner Rechtschreibung und ohne Bewahrung des Lautstandes.¹⁰ Und noch vor Erscheinen der *Sämtlichen Werke* brachte Kaiser 1954 die sieben Beiträge der *Englischen Reisen* aus der *Kölnischen Zeitung* in einer illustrierten Ausgabe als „kostbare Bereicherung der deutschen Literatur“¹¹ heraus, allerdings wiederum in vollständiger Modernisierung. Diese Editionen sind sowohl thematisch als auch formal charakteristische Beispiele für die früh einsetzende Weerth-Rezeption in der SBZ und DDR.

Auf Grundlage der Journaltexte erschien dann 1962 eine von Gerhard Kurt Müller, Professor für Freie Grafik und Illustration, ein bedeutender Vertreter der „Leipziger Schule“, illustrierte, vom Institut für Buchgestaltung an der Hochschule für Grafik und Buchkunst besorgte bibliophile Edition

S. 148-150, hier S. 150; Apparat, S. 808-816; siehe auch Bd. 16. Nachträge und Korrekturen, Register. Bearb. von Marianne Tilch, Bernd Füllner und Karin Füllner. Hamburg 1997, S. 48-50.

- 8 Georg Weerth: *Ausgewählte Werke*. Hrsg. von Bruno Kaiser. Berlin 1948. Interessant ist Kaisers an seine Schweizer Emigrationszeit und die Einrichtung des Herwegh-Museums in Liestal bei Basel erinnernde Widmung der Ausgabe: „Dem vorbildlichen Meister, dem Herausgeber Heines und Gottfried Kellers, Prof. Dr. Jonas Fränkel (Bern) in herzlicher Verehrung B. K.“
- 9 Ebd., in der Abt. Prosa, S. 86-92. „Aus den ‚Scherzhaften Reisen‘“, *Kölnische Zeitung*, 1845, Nr. 200, 201, 206, 207.
- 10 Dies entsprach den damals üblichen Prinzipien bei der Edition von Werken, auch mit wissenschaftlichem Format wie etwa der Schiller-Nationalausgabe oder der Grabbe-Ausgabe. Vgl. dazu Lothar Ehrlich: „...durchweg eine Ein-Mann-Arbeit. Alfred Bergmanns historisch-kritische Gesamtausgabe. In: Grabbe-Jahrbuch 36 (2017), S. 98-149, hier S. 117-121, S. 146-148.
- 11 Georg Weerth: *Englische Reisen*. Mit Illustrationen von George Cruikshank und John Leech. Hrsg. von Bruno Kaiser. Berlin 1954, S. 94. Die beiden englischen Künstler werden als „berühmte Dickens-Illustratoren“ eingeführt (was sie tatsächlich waren).

der Pirkheimer-Gesellschaft,¹² die Bernd Füllner als Referenz-Neudruck verzeichnet.

Die in Struktur, Formatierung und Typographie differenzierte Darbietung des Textes (mit Kennzeichnung der Seiten- und Spaltenumbrüche, Zeilenzählung etc.) vorzügliche Edition der originalen Erstdrucke von Georg Weerths *Englischen Reisen* wird abgeschlossen mit einem Nachwort des Herausgebers, das die biografischen und werkgeschichtlichen Kontexte umreißt, sowie einem Personenregister.

Lothar Ehrlich

Uwe Zemke: *Georg Weerth. 1822-1856. Ein Leben zwischen Literatur, Politik und Handel*. Erweiterte Neuauflage. Bielefeld: Aisthesis Verlag 2021 (Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen, Bd. 96)

Georg Weerth hat Uwe Zemkes Leben begleitet und maßgeblich beeinflusst. Schon während seiner Studienzeit in England hat er dem „friend of Marx and Engels“ eine Publikation gewidmet (in *Marxism today*. London 1972) und das Leben Weerths zum Thema seiner Dissertation gemacht (*A Biography of Georg Weerth 1822-1856*. Cambridge 1976). Auf seiner Doktorarbeit fußt auch die Lebensbeschreibung des Dichters, die nun zu dessen 200. Geburtstag neu vorgelegt wurde. Ursprünglich wurde sie 1989 als Begleitbuch einer Weerth-Ausstellung im Auftrag des Heinrich-Heine-Instituts vom Droste Verlag herausgebracht. Zemke hat über diese von ihm kuratierte Schau, über die Beschaffung und Zusammenstellung der Exponate einen ausführlichen Bericht verfasst, der im Grabbe-Jahrbuch 1990 nachzulesen ist (S. 149-169). Diese Ausstellung, die den Titel seines Buches mit dem Vorsatz „Ich bin dabeigewesen“ trug, wurde 1989 im Heine-Institut, im Karl-Marx-Haus Trier, im Friedrich-Engels-Haus Wuppertal, in der Lippischen Landesbibliothek Detmold und ein Jahr später im Hagener Museum für Stadt- und Heimatgeschichte gezeigt.

Dem Text der Biographie, der unverändert übernommen wurde, ist ein dreiteiliges „Nachwort“ angefügt worden. Darin legt Zemke eine Übersicht über

12 Georg Weerth: *Englische Reisen*. Illustriert von Gerhard Kurt Müller. Hrsg. vom Institut für Buchgestaltung an der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig. Leipzig 1962 (Pirkheimer-Gesellschaft, Nr. 112; „Gesetzt aus 9p Walbaum-Antiqua [Monotype]; Gebunden in der Werkstatt Prof. Otto Dorfner, Weimar“). – Otto Dorfner (1885-1955) war Buchbindermeister und bedeutender Einbandgestalter, über Jahrzehnte tätig an Weimarer Hochschulen, darunter am Bauhaus; Bruno Kaiser 1956 Mitbegründer und ehrenamtlicher Vorsitzender der Pirkheimer-Gesellschaft für Buchkunst im Kulturbund der DDR.

die Weerth-Forschung seit der Erstveröffentlichung seines Buches vor und benennt Themen, die bisher brach lagen oder ungenügend behandelt wurden und auf wissenschaftliche Bearbeitung warten („Desiderate der Georg-Weerth-Forschung“), und er schildert seine Erfahrungen „Als Biograph auf den Spuren Georg Weerths in Europa und in der Neuen Welt.“ Das ist das eigentliche Herzstück der Neuveröffentlichung. Ein halbes Jahrhundert ist Uwe Zemke Wege gegangen, die Georg Weerth in seiner Zeit eingeschlagen hat, in Deutschland, in Europa, vor allem in England, aber auch durch ganz Amerika. Er ist Weerth nachgereist und hat viele von dessen Stationen mit eigenen Augen betrachten können und manche seiner Exkursionen auf eigene Faust erkundet, in der Hoffnung, er würde sich „ein vollständigeres und plastisches Bild des abenteuerlichen und ereignisreichen Lebens von Georg Weerth machen können“ (S. 301). Es ist anzunehmen, dass er mit seinen Kenntnissen ganze Bände füllen könnte, hier trifft Zemke als Cicerone der Reisen Weerths nur eine Auswahl der wichtigsten europäischen Stationen und richtet sein „Hauptaugenmerk auf Weerths Reisen in Amerika“. Über den Besuch Weerths bei den Goldgräbern in Kalifornien teilt er leider nichts mit; er verweist stattdessen auf seinen Aufsatz „Travel through time on Highway 49!“ im Jahrbuch 2017 des Forum Vormärz Forschung. Er erwähnt die Gefahren, denen sich Weerth bei seiner Durchquerung Mexikos aussetzte und konzentriert sich dann auf dessen Südamerika-„Tournee“. Nicht alle Länder, die Weerth aufsuchte, hat Zemke selbst bereist, er steigt nicht über die Anden, Venezuela meidet er wegen der hohen Kriminalität und einer galopierenden Inflation tunlichst, auch Haiti ist ihm wegen der britischen Warnung vor „kidnappings for ransom“ und der politischen Instabilität zu gefährlich. In Ecuador schafft er es am Chimborazo nur bis zum „Base Camp“; Weerth habe in größerer Höhe waghalsig „sein Leben aufs Spiel“ gesetzt, dass er unbeschadet davongekommen sei, lasse „uns heute noch staunen“. Er vergleicht seine Eindrücke vor Ort mit dem, was sein Vor-Läufer berichtet hat, weiß oftmals, nicht immer, dessen Vorlieben zu bestätigen und kann Weerths Begeisterung für Kuba, wo er auch die Zigarrenherstellung besichtigt, sehr gut begreifen. Zemke gibt uns auf diesen Seiten des „Nachworts“ eine liebenswürdige Schilderung der eigenen Unternehmungen und Erlebnisse. Er setzt Wegweiser für Leser, die vielleicht auf die Idee kommen, es ihm und dem „Abenteuertouristen“ Weerth nachzumachen. Und er warnt vor Gegenden, um die man trotz der meist bequemen und sehr viel geschwinderen Reisemöglichkeiten, verglichen mit den Strapazen im 19. Jahrhundert, lieber einen Bogen machen sollte.

Der Haupttext, die Biographie, ist längst ein Standardwerk, ein Leuchtturm auf dem Gebiet der Weerth-Forschung, eine höchst kenntnisreiche, dabei mit großer Empathie geschilderte Vita des Helden. Der Autor hat die Beschreibung seines Lebensweges sehr übersichtlich in stimmig akzentuierte Abschnitte

aufgeteilt; in zehn Kapiteln erschließt er die unterschiedlichen Etappen seiner Entwicklung vom Kind zum Lehrling, zum Jungschriststeller und in die Ferne strebenden Kaufmann. Die Jahre in Bradford, in denen sich seine politische Haltung herausbildet, sein kommunistisches Engagement, das Jahr bei der *Neuen Rheinischen Zeitung*, Gefängnishaft, die Geschäftsreisen durch Europa, der Aufenthalt in der „Neuen Welt“, „Betty Tendering“ und „Tod in Havanna“ sind voneinander abgesetzt. Der Faktenreichtum ist überwältigend und wohl nur von der *Georg-Weerth-Chronik* Bernd Füllners (Bielefeld: Aisthesis Verlag 2006) übertroffen, die freilich keinen Erzählzusammenhang bietet. Der aber zeichnet Zemkes Biographie aus. Er begibt sich sehr nahe an Georg Weerth heran; Zemke gibt nicht nur, so umfassend wie möglich, alles äußere, auch das soziale, politische Geschehen wieder, durch das Weerth sich bewegte, sondern versucht, interessiert am Charakter Weerths, seine Wesenszüge differenziert zu erkunden. Er verwendet dazu auch Unterlagen wie das von Weerths Nichte Marie verfasste *Lebensbild* des Onkels, das seinerzeit noch nicht gedruckt vorlag, sondern nur als Manuskript zugänglich war. Jürgen-Wolfgang Goette hat Zemke in einer Besprechung vorgeworfen, er habe sich auf Marie Weerth gestützt, sie aber nicht als Quelle genannt (In: Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde 59 [1990], S. 355f.) Die „kritische Verarbeitung des Stoffes“ komme zu kurz. Eine unkritische Übernahme der Sichtweise Marie Weerths, die den kommunistischen Makel von ihrem Oheim abzuwischen und ihn als unermüdlich fleißigen und gerechtigkeitliebenden Menschen darzustellen versuchte, kann ich bei Zemke jedoch nicht finden. Er versucht so objektiv wie möglich, alle Seiten und Wandlungen des Menschen Weerth nachzuzeichnen, und greift daher gern auf Zeitzeugen zurück. Es scheint, als habe ihm die wissenschaftliche Vorarbeit nur als Hilfsmittel zur schriftstellerischen Ausarbeitung gedient. Zemke bewegt sich inhaltlich wie stilistisch zwischen Sachbuch und Belletristik. So penibel er auch Weerths Lebensstationen Revue passieren lässt – seine persönliche Anteilnahme ist immer wieder spürbar. So ist sein Buch nicht nur ein verlässliches Nachschlagewerk, sondern bietet über weite Strecken auch solides Lesevergnügen.

Dennoch ist es schade, dass seine Biographie jetzt ganz unkorrigiert verlegt wurde; weder ist auf die Einwände Goettes reagiert noch sind kleine Versehen getilgt worden. So lesen wir weiterhin, dass Weerth am 26. Mai 1840 (statt 1850) aus dem Klingenspütz (statt Klingelpütz) entlassen worden sei (S. 155). Aber das sind winzige Makel; und alles in allem war es eine gute und richtige Entscheidung, Zemkes Schrift erneut zugänglich zu machen. Sie hat die drei Jahrzehnte, die seit der Erstveröffentlichung zurückliegen, schadlos überstanden.

Um die zeitliche Kluft zu füllen, hat Uwe Zemke der Neuauflage eine ‚Bestandsaufnahme‘ der „Georg-Weerth-Forschung seit 1989“ angefügt. Die

Publikationen in der Zeit davor habe Bernd Füllner in seinem Forschungsbericht abgedeckt (Georg Weerth. Neue Studien. Bielefeld: Aisthesis Verlag 1988). Für den späteren Zeitraum verweist Zemke auf seinen eigenen Aufsatz über die Weerth-Ausstellung 1989, auf Jürgen-Wolfgang Goettes Briefedition, auf die Weerth-Kolloquien von 1992, 1997 und 2006 und die jeweiligen Veröffentlichungen der Referate; er berichtet über ein Tagungsvorhaben an der University of Sheffield, das 2016 mangels Interesse jedoch abgesagt werden musste, er nennt Beiträge im Grabbe-Jahrbuch und weitere Publikationen des Aisthesis Verlages. Sein Fazit ist, dass sich die Weerth-Forschung in den letzten dreißig Jahren vor allem auf die Themen „Weerth und Marx/Engels, Weerth und Heine, Weerth in England, seine Arbeit als Feuilletonredakteur der *Neuen Rheinischen Zeitung*, Weerth als Satiriker und Humorist, Sozialkritik“ konzentriert habe. Es sei auffallend, dass „die Forschung bisher Weerths schriftstellerischer Tätigkeit mehr Beachtung geschenkt hat als seinen politischen Aktivitäten, seinen Handelsgeschäften und seinem abenteuerlichen Leben.“ (S. 284) Er bedauert, dass nur ein kleiner Kreis von Forschern sich regelmäßig und intensiv um Weerth bemüht. In der Hoffnung auf Zuwachs wartet er am Schluss des Buches mit einigen thematischen Vorschlägen auf: Stärker zu berücksichtigen sei, über die im Vormärz aufbrechenden revolutionären Bewegungen in Deutschland hinaus, die internationale Arbeiterbewegung; besonders die „England-Beziehungen“ Weerths seien ein „noch nicht erschöpftes Feld“, auch im belletristischen Bereich, etwa Weerth und die viktorianische Literatur. (S. 303) Was die politische und soziale Lage und die unterschiedlichen Parteigungen der Chartistenbewegung zu Weerths Zeiten angeht, ist anzuerkennen, dass Zemke selbst mit ausgezeichneter Kennerschaft publizistisch hervorgetreten ist. Weitere Desiderate seien eine vergleichende Untersuchung von Weerths *Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten* und Engels' *Die Lage der arbeitenden Klasse in England*, die Bedeutung des Deutschen als Handelssprache, die „Tätigkeit eines Handelskorrespondenten“ (S. 304) und schließlich die detaillierte Erkundung der „exotischen Welt“ und ihrer Bedeutung für den reisenden Kaufmann Weerth, den Zemke auch als „einen Pionier des Abenteuerismus“ sieht. Mit seiner Beteiligung sind beim Weerth-Symposium im März 2022 Schritte in diese Richtung gemacht worden. Recht zu geben ist Zemke auch darin, dass Weerths kaufmännische Aktivitäten bisher „eher stiefmütterlich behandelt“ worden sind. Da er sich in den Briefen nur am Rande über die Abwicklung seiner Geschäfte auslässt, müssten die Handelsfirmen, für die er arbeitete, in den Fokus genommen werden. Dass Uwe Zemke „eine nach den neuesten editorischen Kriterien erarbeitete Gesamtausgabe seiner Werke und Briefe“ fordert, entspricht gewiss dem Wunsch aller, denen Weerths Bedeutung klargeworden ist. Auch wenn das auf längere Sicht Zukunftsmusik bleibt, stimmen wir Zemke in diesem Punkt

gerne zu und schließen mit seinem letzten Satz: „Es bleibt also noch viel zu tun.“ (S. 306)

Peter Schütze

Georg Weerth & Miko: *Humoristische Skizzen aus dem deutschen Handelsleben*. Frei nach dem gleichnamigen Werk von Georg Weerth. Bielefeld: Aisthesis Verlag 2021 (argonautenpresse)

Rot ist sie und groß, plakativ und herausfordernd, selbstbestimmt und ironisch, die Neuausgabe der Zeitungssatire *Humoristische Skizzen aus dem deutschen Handelsleben* von Georg Weerth durch Miko. Hinter diesem Pseudonym verbirgt sich niemand anderes als die freundliche Stimme in Verlagsangelegenheiten, die liebenswürdige und versierte Lektorin des Aisthesis Verlags Isabell Pielsticker. Ihr gelingt mit dieser Neuausgabe des Weerth-Klassikers ein Kunststück in puncto Literaturvermittlung. Nicht nur das DIN-A4-Format ist ein echter Hingucker, die Bebilderung des ursprünglich als Zeitungsfortsetzungsgeschichte realisierten Entwurfs einer wirksamen Kapitalistenkritik aus den Jahren 1845-1848 wird durch die Übersetzung in das Format einer graphischen Novelle zu neuem Leben erweckt, und das lässt aufhorchen.

In einem Brief aus Bradford an die Mutter vom 18. Februar 1845 thematisiert Georg Weerth, worin die Besonderheit einer wirksamen Kritik bestehen kann: „Es freut mich, daß Dir die englischen Zeitungen einigen Spaß machten. Das Fratzenhafte ist freilich immer häßlich – in den Fratzen des Londoner *Punch* liegt aber so viele Weisheit verborgen, daß sie oft größere Wirkung hervorbringen als die reinste griechische Statue. [...] Diese hastige Zeit hat oft nicht mehr Lust, lange Räsonnements zu lesen. – Da muß der Pinsel und der Griffel herhalten und ein Bild schaffen, das mit einem Schlage den Gegenstand vor die Augen und dadurch in den Kopf bringt.“

Genau diesen Pinsel und Griffel hat Isabell Pielsticker auf mehr als 100 Seiten mit Witz und Verstand eingesetzt, denn Bildmenschen sind die Zeitgenossen, die sich durch eine moderne *graphic novel* ansprechen lassen. Die Zielgruppe eines Kult-Bilderbuchs findet durch ein mutig gezeichnetes Bild leichter zu den Themen, die Georg Weerth seinen Lesern nahebringen wollte und heute junges Publikum auch mitnimmt: Kritikfähigkeit und Unterhaltung.

Weerths Metier ist unbestritten der Brief und für eine kurze journalistische Episode das Feuilleton, jene geistreiche Sparte der Nachrichten, die alles andere – Information, Analyse und Kommentar – mit einem Pinselstrich in den Schatten stellen kann. Die Charaktere der satirischen Skizzen sind überzeichnet, so dass sie auch in der Neuausgabe überzeichnet daherkommen. Das

vielschichtig Ambivalente, das eine sprachliche Zeichnung erwecken kann, bleibt allerdings ein lebendiges Bild, da sich Wort an Wort, Satz an Satz und Gedanken an Gedanken besser fortsetzen lassen als das Bild. Hier stößt die Vermittlung an Grenzen, denn ein Bild legt ein Bild fest, das durch ein neues abgelöst wird.

Wörter ergeben Sätze, Sätze werden Zusammenhang, die den Gedanken und Bildern Raum geben. Die Sprechblase als Hilfsmittel verkürzt Zusammenhänge, eine neue Wirkung entsteht, es darf zwischen den Wortwolken neu kombiniert werden. So gesehen erzeugt das Aphoristische der Sprechblase einen neuen Raum, der wieder auf das Bild lenkt und Zusammenhang wachsen lässt.

So hat die Lektorin Isabell Pielsticker als Autorin und Künstlerin Miko mit ihrem Projekt ein eigenständiges und originelles Werk vorgelegt, das neugierig auf Georg Weerths Text macht.

Hans Hermann Jansen

CLAUDIA DAHL

Grabbe-Bibliographie 2021 mit Nachträgen

Alle Links wurden geprüft am 4.7.2022.

Zu Leben und Werk

1. **Oei, Bernd:** Vormärz: Heine, Hebbel, Büchner, Grabbe / Bernd Oei. – Hamburg: Verlag Dr. Kovač, 2020. – 445 Seiten. – (Studien zur Germanistik ; Band 93). – ISBN 978-3-339-11874-5. – Zu Grabbe: Seite 137-221, Lebensabriss, Grundmotive: Seite 51-57. – Seite 210-221: Theoretische Schriften. – Seite 137-153: Herzog Theodor von Gothland. – Seite 153-178: Don Juan und Faust. – Seite 178-193: Napoleon oder die hundert Tage. – Seite 194-209: Die Hermannsschlacht
2. **Sprengel, Peter:** Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1830-1870 : Vormärz - Nachmärz / von Peter Sprengel. – München : C.H. Beck, [2020]. – XVII, 781 Seiten. – (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart ; Band 8). – ISBN 978-3-406-00729-3. – Grabbe: zahlreiche Erwähnungen, siehe Register
3. **Holweck, Katja:** Ein „origineller und ziemlich absonderlicher Dichter“ : Autorinszenierung bei Christian Dietrich Grabbe. – In: Vexierbilder : Autor:inneninszenierung vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart / Alina Boy, Vanessa Höving, Katja Holweck (Hg.). – Paderborn : Brill Fink, [2021]. – XVII, 307 Seiten : Illustrationen. – (Medienkulturwissenschaft ; Band 1). – ISBN 978-3-7705-6648-8. – Seite 1-30
4. **Strunk, Marc-André:** Ein Detmolder Dichter für alle Zeiten : vor 220 Jahren kam der Jurist Christian Dietrich Grabbe zu Welt : er war zu Lebzeiten verkannt und starb krank als Alkoholiker 1836 : die Grabbe-Gesellschaft ehrt ihn heute mit einem Punsch. – Illustration. – In: Lippische Landes-Zeitung. – Detmold. – 11./12.12.2021
5. **Tragischer Dichter mit spitzer Feder :** Christian Dietrich Grabbe. – Illustration. – In: Was bleibt aber ... : Literatur im Land : Katalog und Lesebuch / herausgegeben von Christiane Kussin. – Berlin : Arbeitsgemeinschaft Literarischer Gesellschaften und Gedenkstätten, [2021]. – 181 Seiten : Illustrationen. – Eine Publikation zur gleichnamigen bundesweit gezeigten Wanderausstellung. – Eine Ausstellung der Arbeitsgemeinschaft Literarischer Gesellschaften und Gedenkstätten. – Seite 137

Zu einzelnen Werken

Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung

6. **Knopf, Alexander:** Das Kunstwerk im Zeitalter seiner Wirkungslosigkeit : Überlegungen zur Entstehung der modernen Farce. – In: Serapion : Zweijahresschrift für europäische Romantik. – Heidelberg. – Band 1 (2020), Seite 121-142. – Grabbes „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ erwähnt
7. **Rose, Dirk:** Polemische Moderne : Stationen einer literarischen Kommunikationsform vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart / Dirk Rose. – Göttingen : Wallstein Verlag, [2020]. – 706 Seiten. – ISBN 978-3-8353-3627-8. – Habilitationsschrift, Universität Erlangen-Nürnberg. – Seite 189-192: Christian Dietrich Grabbe: „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ (1822/27). – Zu Grabbe: wenige weitere Erwähnungen, siehe Register

Zur Wirkungsgeschichte

8. **Bergmann, Alfred:** Detmold und die Lippische Landesbibliothek um 1945 [Elektronische Ressource] : Chronik und Briefe / Alfred Bergmann ; herausgegeben und kommentiert von Joachim Eberhardt ; (unter Verwendung von Vorarbeiten von Maria Kock). – 2. Auflage, (Fassung 19.1.2021). – Detmold : Lippische Landesbibliothek, 2021. – 276 Seiten. – (Digitale Edition LLB ; Band 1). – U. a. zum Grabbe-Archiv. – URL: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:51:1-24299>
9. **Crump, Holger:** THEAS Theaterfilm: Die Zoom-Mutung der Videokonferenz [Elektronische Ressource]. – 8 ungezählte Seiten : Illustrationen. – In: Bürgerportal in GL. – Bergisch Gladbach. – 5.03.2021. – Seite [4]: „Inspiriert sind die Texte u. a. von Dürrenmatt, Shakespeare, Christian Dietrich Grabbe und anderen. Regisseur Grösche hat die Versatzstücke gekonnt zu einem rasanten Stück verwoben ...“. – URL: <https://in-gl.de/2021/03/05/theas-theaterfilm-die-zoom-mutung-der-videokonferenz/>
10. **Fricke, Hubert:** Bruno Wittenstein (1876-1968) : Leben und Wirken eines Malers, der die stille Natur liebte / Hubert Fricke und Stephan Teiwes. – Bielefeld : Verlag für Regionalgeschichte, 2021. – 192 Seiten : Illustrationen. – ISBN 978-3-7395-1268-6. – Seite 66-68: Grabbe im Visier, Seite 40 und 169-171: Grabbe-Porträts

Freiligrath-Bibliographie 2021 mit Nachträgen

Textausgaben

1. **Freiligrath, Ferdinand:** Ferdinand Freiligrath Lesebuch / zusammengestellt und mit einem Nachwort von Frank Stückemann. – [Bielefeld] : Aisthesis Verlag, [2018]. – (Nylands Kleine Westfälische Bibliothek ; 80) -*Rez.*: Böning, Holger. – In: Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte. – Stuttgart. – Band 21 (2019), Seite 213

Zu Leben und Werk

2. **Freiligrath, Ferdinand:** „Das Büchlein ist nun einmal, wie es ist!“ : Ferdinand Freiligraths Briefwechsel mit August Schnezler / herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Bernd Füllner. – Bielefeld : Aisthesis Verlag, 2016. – (Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen ; Band 67) (Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen. Reihe Texte ; Band 33) -*Rez.*: Walcher, Bernhard. – In: Editionen in der Kritik : editionswissenschaftliches Rezensionsorgan ; 10 / herausgegeben von Alfred Noe. – 1. Auflage. – Berlin : Weidler Buchverlag, 2018. – 303 Seiten. – (Berliner Beiträge zur Editionswissenschaft ; Band 19). – ISBN 978-3-89693-699-8. – Seite 230-235
3. **Albrecht, Jörn:** Europäische Übersetzungsgeschichte / Jörn Albrecht/Iris Plack. – Tübingen : Narr Francke Attempto, [2018]. – 548 Seiten. – ISBN 978-3-8233-8255-3. – Seite 344-347: Ferdinand Freiligrath
4. **Sprengel, Peter:** Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1830-1870 : Vormärz - Nachmärz / von Peter Sprengel. – München : C.H. Beck, [2020]. – XVII, 781 Seiten. – (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart ; Band 8). – ISBN 978-3-406-00729-3. – Freiligrath: zahlreiche Erwähnungen, siehe Register
5. **Berner, Hannah:** „Wo vom Kamel er springt aufs Roß“ : das Reittier als Figuration von Orient und Okzident bei Rückert und Freiligrath. – In: „Weltpoesie allein ist Weltversöhnung“ : Friedrich Rückert und der Orientalismus im Europa des 19. Jahrhunderts / herausgegeben von Ralf Georg Czapla. – Baden-Baden : Ergon Verlag, [2021]. – 349 Seiten : Illustrationen. – (Rückert-Studien ; Band 22). – ISBN 978-3-95650-852-3. – Seite 171-194. – Zu Freiligraths Gedicht „Gesicht des Reisenden“. – Mit Text des Gedichts, Seite 177/178

6. **Göttert, Karl-Heinz:** Der Rhein : eine literarische Reise / Karl-Heinz Göttert. – Ditzingen : Reclam, 2021. – 349 Seiten : Illustrationen, Karten. – ISBN 978-3-15-011356-1. – Zu Freiligrath: Seite 200-203: Ein Glaubensbekenntnis; Seite 247-248: Rolandsbogen
7. **Hartmann, Christoph Paul:** Hemmel on Ähd : unterhaltsame Spaziergänge durch Düsseldorfs Kultur und Geschichte / Christoph Paul Hartmann. – 1. Auflage. – Saarbrücken : J.G. Seume, 2021. – 232 Seiten : Illustrationen, Karten. – ISBN 978-3-9818850-6-4. – Zu Freiligrath: Seite 187-189
8. **Vormweg, Christoph:** 1876: Der Todestag des deutschen Dichters Ferdinand Freiligrath : WDR5+3, ZeitZeichen, Sendedatum: 18.03.2021 / Autor: Christoph Vormweg. – Köln : Westdeutscher Rundfunk, [2020]. – 11 Seiten. – Sendung aufrufbar im ZeitZeichen-Archiv auf der WDR-Internetseite

Zur Wirkungsgeschichte

9. **Fricke, Hubert:** Bruno Wittenstein (1876-1968) : Leben und Wirken eines Malers, der die stille Natur liebte / Hubert Fricke und Stephan Teiwes. – Bielefeld : Verlag für Regionalgeschichte, 2021. – 192 Seiten : Illustrationen. – ISBN 978-3-7395-1268-6. – Seite 168: Ferdinand Freiligrath
10. **Koch, Sven:** Spende ermöglicht Kauf von Freiligrath-Briefen : Freunde und Förderer der Landesbibliothek übernehmen die Kosten / (sk). – Illustrationen. – In: Lippische Landes-Zeitung. – Detmold. – 20./21.02.2021
11. **Ders.:** Zwei Freiligrath-Briefe gekauft : Freunde und Förderer der Landesbibliothek übernehmen die Kosten / [Sven Koch]. – Illustration. – In: Lippische neueste Nachrichten. – Detmold. – 6.03.2021

Weerth-Bibliographie 2021

mit Nachträgen

Textausgaben

1. **Weerth, Georg:** Humoristische Skizzen aus dem deutschen Handelsleben : frei nach dem gleichnamigen Werk von Georg Weerth / Georg Weerth & Miko. – Bielefeld : Aisthesis argonautenpresse, 2021. – 124 Seiten : Comic-Zeichnungen. – ISBN 978-3-8498-1760-2

Zu Leben und Werk

2. **Fink, Wolfgang:** Le Prince et les prolétaires : ruptures et continuités dans le roman social allemand. – In: La question sociale du „Vormärz“, 1830-1848 :

- perspectives comparées = Vormärz und soziale Frage, 1830-1848 : vergleichende Perspektiven / sous la direction de Thomas Bremer, Wolfgang Fink, Françoise Knopper, Thomas Nicklas. – Reims : Épure, 2018. – ISBN 978-2-37496-071-5. – Seite 139-164. – Weerth: wenige Erwähnungen
-Rez. des Bandes: Kortländer, Bernd. – In: Heine-Jahrbuch. – Stuttgart. – 58. Jahrgang (2019), Seite 179-180
3. **Luserke-Jaqui, Matthias:** Georg Weerth : „Die Rheinischen Weinbauern“ (1845). – In: Querwege : Interpretationen zur deutschen Lyrik / Matthias Luserke-Jaqui. – Würzburg : Königshausen & Neumann, [2019]. – 278 Seiten : Faksimile. – ISBN 978-3-8260-6661-0. – Seite 185-188
 4. **Sprengel, Peter:** Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1830-1870 : Vormärz - Nachmärz / von Peter Sprengel. – München : C.H. Beck, [2020]. – XVII, 781 Seiten. – (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart ; Band 8). – ISBN 978-3-406-00729-3. – Weerth: mehrere Erwähnungen, siehe Register
 5. **Tenberg, Ingo:** Der Rittersitz Haus Ahr : die Geschichte des Voerder Herrenguts und seiner Bewohner / Ingo Tenberg. – Norderstedt : BoD – Books on Demand, [2020]. – 52 Seiten : Illustrationen. – ISBN 978-3-7526-8675-3. – Weerth: Seite 31-35
 6. **Frey, Barbara:** Koloniale Spuren in Detmold : ein Stadtrundgang / von Barbara Frey und Bärbel Sunderbrink. – 1. Auflage. – Detmold : Lippischer Heimatbund, 2021. – 32 Seiten : Illustrationen. – (Lippische Kulturlandschaften ; Heft 48). – ISBN 978-3-941726-83-3. – Seite 13-14: Superintendentur - Die Sammler Georg und Carl Weerth
 7. **Hartmann, Christoph Paul:** Himmel on Ähd : unterhaltsame Spaziergänge durch Düsseldorfs Kultur und Geschichte / Christoph Paul Hartmann. – 1. Auflage. – Saarbrücken : J.G. Seume, 2021. – 232 Seiten : Illustrationen, Karten. – ISBN 978-3-9818850-6-4. – Zu Weerth: Seite 202-203
 8. **Zemke, Uwe:** Georg Weerth 1822-1856 : ein Leben zwischen Literatur, Politik und Handel / Uwe Zemke. – Bielefeld : Aisthesis Verlag, 2021. – 306 Seiten. – (Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen ; Band 96) (Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen. Reihe Texte ; Band 48). – ISBN 978-3-8498-1746-6

Zur Wirkungsgeschichte

9. **Hansmeier, Karen:** Presse - Freiheit - Menschen - Recht : in Detmold geboren, in der Welt unterwegs: 200 Jahre Georg Weerth / (kh). – Illustrationen. – In: Lippe aktuell. – Detmold. – 20.11.2021

10. **Jansen, Hans Hermann:** Georg 200 Weerth [Elektronische Ressource] : für Georg Weerth - auf dem Weg zum 200. Geburtstag. – [Detmold : Grabbe-Gesellschaft e. V., 2021]. – URL: <https://weerth200.de>
11. **Köhring, Freya:** Georg Weerth geht online : passend zum 199. Geburtstag des Detmolder Schriftstellers und Satirikers geht die Homepage zum bevorstehenden Jubiläum an den Start / (fyk). – Illustration. – In: Lippische Landes-Zeitung. – Detmold. – 18.02.2021

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dieses Bandes

Claudia Dahl
Lippische Landesbibliothek Detmold
Hornsche Str. 41
32756 Detmold

Prof. Dr. Lothar Ehrlich
Rainer-Maria-Rilke-Str. 8
99425 Weimar

Dr. Bernd Füllner
Urdenbacher Dorfstr. 30
40593 Düsseldorf

Dr. Katharina Grabbe
Westfälische Wilhelms-Universität Münster
Germanistisches Institut
Schlossplatz 34
48143 Münster

Prof. Dr. Hans-Joachim Hahn
18 Staunton Road
Headington
Oxford OX3 7TW (UK)

Karen Hansmeier
Moltkestr. 38
32756 Detmold

Hans Hermann Jansen
Grabbe-Gesellschaft, Geschäftsführer
Bruchstr. 27
32756 Detmold

Prof. Dr. Detlev Kopp
Aisthesis Verlag
Oberntorwall 21
33602 Bielefeld

Maja Machalke
Dasselstr. 1C
50674 Köln

Dr. Peter Schütze
Grabbe-Gesellschaft, Präsident
Bruchstr. 27
32756 Detmold

Paula Stevens
Westfälische Wilhelms-Universität
Münster
Germanistisches Institut
Schlossplatz 34
48143 Münster

Prof. Dr. Florian Vaßen
Universität Hannover
Fachbereich Literatur-
und Sprachwissenschaften
Königsworther Platz 1
30167 Hannover

Dr. Uwe Zemke
River View
Linton Road
Wetherby
West Yorkshire LS22 6SD (UK)

Grabbe.

GRABBE GESELLSCHAFT E.V. DETMOLD

Georg 200 Weerth

Presse – Freiheit – Menschen – Recht

EIN PROJEKT DER GRABBE-GESELLSCHAFT E.V. DETMOLD

Christian Dietrich Grabbe
Ferdinand Freiligrath
Georg Weerth